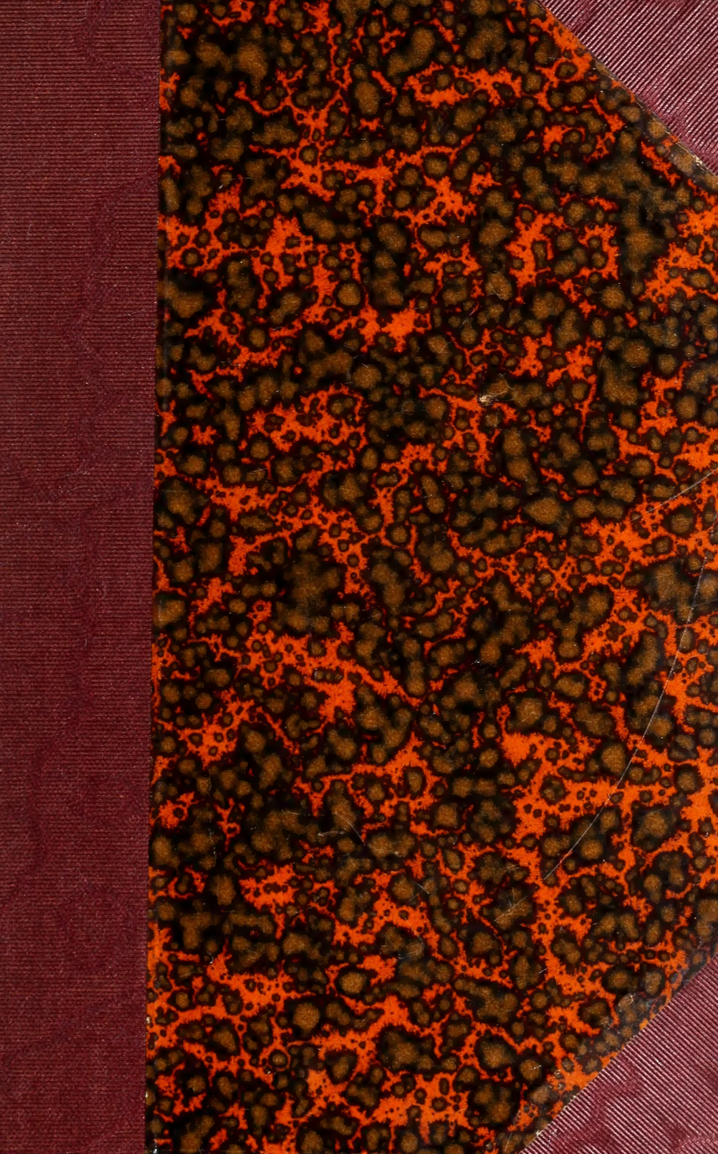
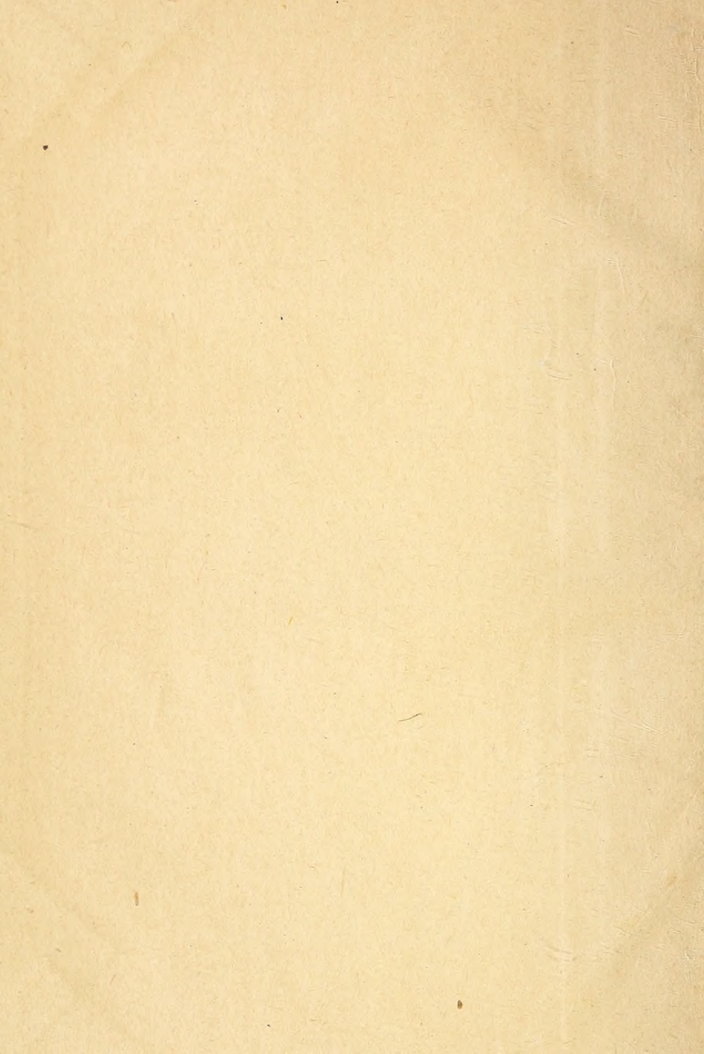






Der Geächtete.

Geschichtlicher Roman

aus

dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts.

Von

H. E. R. Belani.

Erster Theil.

Frankfurt am Main.

Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.

1836.

Die frummen Landsknecht sind auch dran
Man findet sie allzeit an der Mauer stan
Mit Spießen und Helleparten;
Die Büchsenschützen auch darbey
Wir leben Alles Nutzens frey
Der Schweyzer thun wir warten."

Altes Landsknechtslied.

Erstes Kapitel.

Der hohe Fremde zu Mindelheim. — Trophäen in der Sanct Annen-Kapelle. — Bourbon und Frundsberg. — Die frommen Landsknechte zu Meran. — Der seltsame Rekrut.

Es war ein heller Oktobertag des Jahrs 1524, als ein kleines Reitergeschwader durch das Städtlein Mindelheim zog. Die Reiter waren sämmtlich schwer bewaffnet und mit Helmbusch und Harnisch glänzend geschmückt. Die Pracht und Eleganz ihrer Rüstung erschien den Bewohnern der guten Stadt Mindelheim so fremdländisch und seltsam, daß nicht bloß Weiber und Kinder, sondern auch ehrsame Bürger, die sonst so leicht dem mannhaften deutschen Ernst nichts zu vergeben pflegten, mehr als neugierig hinterdrein zogen. Hätten sie sich auch enthalten, über die fremde prunkende Reitertracht ihr Erstaunen auszudrücken: so mochte es doch billig auch dem ehrsamsten Manne auffallend sein, daß Alle mehr oder minder durch einen schwarzen Flor am wallenden Helmbusch und am sonstigen Wappenzeuge auf eine tiefe Trauer hindeuteten. Mehr noch sprach

diese aus der schwarzen Rüstung des Aufführers des Zuges, der bei aller Einfachheit doch durch sein ganzes Wesen eine so hohe Abkunft verrieth, daß Männiglich sich vor ihm mit Ehrfurcht verneigte und wohin er sich wendete, ein tiefes ehrerbietiges Schweigen eintrat. Es war ein hoher, stattlicher Herr mit einem schwarzen krausen Bart, gebogner Nase und dunkeln, von starken Brauen beschatteten Augen, den alle übrigen Reiter des Zuges nur als Gefolge, Leibwache und Diener zu begleiten schienen. Ein tiefer schweigsamer Ernst ruhte auf seiner edlen Gesichtsbildung. Wenn er das Volk grüßte, so geschah es mit einer unbeschreiblichen Hoheit. Redete er Jemanden an, so gewannen seine Blicke und seine feinen Lippen den Ausdruck einer wehmüthigen Milde. Doch dürfen wir nicht verschweigen, daß er bei gewissen Erinnerungen leicht in leidenschaftliche Aufregung gerieth. Dann belebte ein wildes Feuer seine ganze Gestalt; sein Auge schien dann Funken zu sprühen, und seine kurzen abgerissenen Worte, mit gedämpfter Stimme hervorgestoßen, verriethen Erbitterung, Haß, Lebensverachtung, ja man könnte sagen: Menschenhaß, wäre es seinem wohlwollenden Herzen und dem Adel seiner Gesinnungen möglich gewesen, sich einer solchen Einwirkung des Unglücks, der Verfolgung und Anfeindung

auf geringer begabte Gemüther dauernd hinzugeben. Wir werden noch Gelegenheit haben, den hohen Unglücklichen in einer solchen Stimmung zu sehen.

Jetzt hielt er in der Mitte des Marktplatzes. Hinter ihm hielten seine Begleiter; weiter zurück die Saumrosse. In ehrerbietiger Ferne umstanden ihn die Bewohner des Städtchens. Die Frauen bemerkten jetzt, daß der schwarze Reiter eine hohe kraftvolle Gestalt hatte, mit breiter gewölbter Brust; aber er war kein Jüngling mehr. Das reifere Mannesalter, nahe an den Vierziger Lebensjahren, hatte seinem Körper eine gewisse Fülle gegeben, die den Anschein von Kraft seines ungeschwächten Körpers noch erhöhte. Man sah, daß der Mann sich im Felde versucht haben mußte. Eine breite Narbe zog, ohne ihn zu entstellen, über seine von der Sonne gebräunten Wangen. — „Welch ein Schwert!“ rief ein alter ausgedienter Landsknecht und das tiefliegende Auge schien ihm im Greisenkopfe noch einmal voll Freude und erwachender Kampflust zu leuchten, „solch ein Schwert könnten Andre nur mit beiden Händen schwingen!“

„Es ist auch Bayards Schwert,“ bedeutete den alten Krieger, ein geborner Elsasser, der als Valet oder Knappe im Dienst des franzö-

sischen Seigneur stand, und sich selbst durch diese Anwunderung des Schwerts seines Herrn geschmeichelt fühlte, „es ist das Schwert, das der Ritter ohne Furcht und Tadel in der Schlacht von Marignaro trug, womit er seinen König Franz I. zum Ritter geschlagen und dieser hat es Seiner Gnaden geschenkt.“

„Pomperrant,“ sprach der schwarze Ritter zu seinem zunächst haltenden Begleiter, „frag' einmal die Leute, ob dort im Kirchlein sich die Sanct Annen-Kapelle befinde.“ Dieser Auftrag wurde in französischer Sprache gegeben. Da nun der beauftragte Cavalier kein Deutsch verstand, so mußte eben jener Elsasser Knappe den Dolmetscher machen. Er wendete sich mit der Frage an den invaliden Landsknecht und dieser erbot sich lebhaft zum Führer, indem er alle Feldschlachten seines Herrn mitgefochten und über jedes Siegesfähnlein das dort in der Sanct Annen-Kapelle aufbewahrt werde, Rede und Antwort zu geben wisse.

„So wollen wir denn unser Werk mit Gott beginnen,“ sprach der schwarze Ritter und hob sich aus dem Sattel. „Pomperrant, du allein magst uns begleiten. Hainzinger, der Elsasser, möge als Dolmetscher folgen. Sonst werde Niemand eingelassen. Mit Gott und meiner Dame bin ich am liebsten allein.“

Während nun diese drei mit dem Invaliden und dem herbeigeholten Küster durch das kunstreich geschnitzte gothische Portal der Pfarrkirche in das Innere derselben geschritten waren, hatten sich einige Junker aus der nahen Trinkstube des edlen Raths auf den Marktplatz begeben, und versuchten die Deviese auf dem mannshohen Schilde, das der Schildknappe trug, zu enträthseln; um vielleicht daraus den Namen und Stand des vornehmen Fremden zu erforschen; denn keiner von allen Anwesenden verstand genugsam französisch, um sich danach bei der Dienerschaft erkundigen zu können. Ihre Heraldick reichte indeß so weit nicht, das seltsame Sinnbild nebst Devise deuten zu können. Es hatte das Schild auf gelbem Grund schwarze und weiße Streifen, diese waren mit goldnen geflügelten Hirschen und flammenden Schwertern übersäet. Darunter stand die Devise: **Esperance — Esperance!** (Hoffnung — Hoffnung!) Eben so waren die beiden Trompeterfähnlein und die Standarte des Reitergeschwaders gestreift und gestickt. Die Purpurdecken der Saumrosse trugen in den Ecken nur ein **B**, mit einer Krone darüber in Gold gestickt.

„Wer Alles auf: „„Hoffnung““ setzt,“ sprach ein ernster Mann, dem ein güldnes Gnadenkettlein über dem Halskragen und dem geschlitz-

ten Wamms von schwarzem Sammt herabhing, indem er zu den neugierigen Junkern trat, „muß Alles verloren haben. Die flammenden Schwerter deuten sicher auf ein großes, vorhabendes Werk der Rache und die geflügelten Hirsche auf die Schnelligkeit, womit das Racheschwert geführt werden soll. — Täuscht mich nicht Alles, so paßten Symbol und Deviese von solcher Bedeutung auf Keinen, als auf Einen, den abtrünnigen Bourbon, den großen Geächteten, vormals Connetable von Frankreich."

„Bei Gott, er ist es!" — riefen die Andern. Eine ganz seltsame Empfindung hatte sich Aller bemeistert. Man hatte zu Vieles, Großes und Entsetzliches gehört von diesem Herzog Karl von Bourbon, daß sich alles Blut zu den Herzen drängte und auf Augenblicke jedes Gesicht erbleichte. Das Gerücht: „Bourbon in Mindelheim!" hatte sich schnell im Volke verbreitet. Seine Geschichte kannte man nur aus den Uebertreibungen mündlicher Ueberlieferungen. Desto phantastischer und grauenvoller mußte den ehrlichen deutschen Gemüthern der vornehme Kronvasall eines fremden Königs erscheinen, der früher als berühmter Feldherr bekannt geworden war, dann seinen Lehnseid gebrochen hatte, abtrünnig geworden, entflohen und geächtet war und von Italien aus seinen

Herrn und nahen Blutsverwandten mit Krieg überzogen hatte. Deutsche Biederherzigkeit konnte sich so ungeheuern Verrath von einem menschlichen Wesen gar nicht denken, konnte ihn mit nichts entschuldigen — schauderte vor der Größe eines solchen Verbrechens und doch hatte schon die hohe Persönlichkeit dieses Mannes Aller Herzen gewonnen. In dieser Stimmung harrten sie seiner Rückkehr aus der Pfarrkirche.

Dort war Carl von Bourbon auf den Stufen des Altars niedergekniet und betete, nachdem er sich vergebens an den schmucklosen Wänden des heiteren einfachen Gotteshauses, nach irgend einem heiligen Bilde umgeschaut hatte.

„Ei ja“ — raunte der Invalide, dem treuen Vertrauten des Herzogs, dem Ritter Pomperrant zu — „Euer Herr sucht vergebens die heilige Anna und die Mutter Maria, die da und dort in der Mauerblanke standen. Seitdem das Mönchlein von Wittemberg die neue Lehre auf dem Reichstage zu Worms so muthvoll vertheidigt hat, wollte unser gnädiger Herr den papistischen Bilderdienst nicht mehr wissen, ernannte einen protestantischen Pfarrer und ließ die heiligen Dinger auf den Kirchboden werfen, wo sie unter altem Gerümpel noch liegen mögen.“

„Schändet man so hier das Heiligthum?“ — rief der französische Ritter empört.

„Wer schändet es mehr?“ eiferte der alte Kriegesmann, „wer zum unsichtbaren Gott betet, oder wer Abgötterei treibt durch Anbetung einer Holzpuppe, he Cammerad?“ —

Jetzt erhob sich Bourbon. Er warf einen langen prüfenden Blick umher. „Wo sind die Fahnen, die Siegestrophäen Eures hochberühmten Herrn?“

„Dort in der Sanct Anna-Capelle,“ sprach der alte Stelzfuß mit leuchtenden Blicken und öffnete die Pforte einer Neben-Capelle — „dieses Fähnlein haben wir anno 1504 den Böhmen abgenommen in der Feldschlacht bei Regensburg, diesen Degen hat unser Herr schon im achtzehnten Jahre, als er eben erst den Bubenpanzer abgelegt hatte, auf dem Lechfelde erbeutet und diese französische Fahne ist bei Brescia erobert, diese vor Mailand, jene in der Provence, diese vor Verona, wo ich mein Bein gelassen habe. Ich könnte eine lange Geschichte von jedem Fähnlein erzählen. Dem hochseligen Kaiser Max hat unser Herr geholfen die neue Kriegesart mit den Landsknechten aufrichten, in zwanzig Feldschlachten hat er gefochten; wahrlich er ist der Vater frommer Landsknechte, ihm gleicht kein Kriegesheld im heiligen römischen Reiche. Wo er seine Werbepa-

tente anschlagen läßt, da wachsen zehntausend Krieger, auf seinen Wink, aus dem Boden herauf."

„Ja Freund," wendete sich Bourbon gegen den Chevalier von Pomperrant, „dieser Georg von Frundsberg ist der Mann, den wir gebrauchen können, er ist der Einzige, der unsere verlorene Sache in Italien retten kann. Wenn wir ihn nur bereden können, selbst mitzuziehen vor Pavia. Ohne den Vater frommer Landsknechte scheint dem ganzen seltsamen Kriegerzug der wahre Geist zu fehlen."

„Die kaiserlichen Verheissungen werden wenig wirken auf einen Mann von seiner derben Gemüthlichkeit," entgegnete Pomperrant, „indeß fehlt es ja auch nicht an Beweggründen, die sein Herz mehr ansprechen werden. Sein Lieblingssohn, der hoffnungsvolle Caspar von Frundsberg, sein Schwager der edle Graf von Ladern, seine Freunde Herr Eitel Friedrich, Graf von Lichtenstein und Herr Sebastian Schärtling, der berühmte Hauptmann der Landsknechte, befinden sich ja in Pavia, Hungersnoth leidend, vom Könige Franz I. so gut als eingeschlossen. Und der Groll gegen das Pabstthum, besonders gegen den heuchlerischen und zweizüngigen Pabst Clemens VIII. wird auch das Seinige thun, genug ich hoffe der Zweck unserer Reise wird nicht verfehlt werden.

Bald darauf zog Bourbon an der Spitze seines kleinen Reitergeschwaders, die Höhe hinauf auf welcher das herrschaftlische Schloß des kaiserlichen Feldobristen, des Freiherrn Georg von Frundsberg belegen war.

Vor dem Thore desselben stieß der Herold des Herzogs, der vorangeritten war, in die Trompete und meldete den Namen und Rang seines heranziehenden und Einlaß begehrenden Herrn, der im Auftrage des Kaisers erscheine.

Die Thore öffneten sich und der Herzog von Bourbon ritt ein mit seinem Gefolge in den großen reinlichen Schloßhof.

Von dem Gespräche der beiden böhmischen Kriegsmänner können wir nur den Schluß mittheilen.

„— — Und wenn Euch das Kindlein dieser Unbekannten, von der ich Euch eben erzählte, näher angeht, als Ihr für gut findet mir zu offenbaren, so tröstet Euch mit mir. Das war der Fluch jener rechtlosen Zeit gegen die wir kämpften, jenes Freiheitsschwindels der keines Menschen Recht und Freiheit achtet, daß Gut und Blut nicht sicher waren vor dem Frevel jener Stegreifritter, Buschklepper, Hackenreiter und Wegelagerer, die

zum niedern Adel Schwabens gehörten und Raub und Eigenmacht, als ein angeerbtes Privilegium treiben zu dürfen vermeinten. Nun aber ist der Sanct Georgenschild dieser edle Ritterbund, der sich gegen solche Landfriedenstörungen erhub und dann der schwäbische Bund den Herrn vom hohen Adel, der Prälaten und Städte ihrer Meister geworden. Ihre Burgen sind niedergebrannt; die Buben selbst sind geächtet und vertrieben oder hingerichtet, das Kammergericht zu Wetzlar ist installirt, eine neue peinliche Halsgerichtsordnung vom Kaiser Carl V. erlassen. Das starke Recht hat jetzt seinen Lauf genommen und ich denke solche Greuel können jetzt nicht möglich werden wie damals, als hier aus dem Schlosse das zurückgelassene Söhnlein jener Fremden und vier Jahre später mein herzliebes Töchterlein geraubt wurde.

„Geraubt?“ — schrie Bourbon auf — „und keine Spur habt ihr wieder gefunden von dem Bastart?“

„Keine Spur.“

„Nun dann wollte mir das harte Geschick noch das letzte Band zerreißen, von dem ich hoffen durfte, daß es mich noch einmal warm an das Leben knüpfen werde. Jetzt erst bin ich im vollsten Sinne des Worts ein Heimathloser.“

„Er stand Euch nahe — jener kleine Pfleg=

ling, wie ich vermuthen darf?" — fragte Herr Georg mit gutmüthiger Theilnahme.

„O, reißt diese Wunden nicht wieder auf!" sprach Bourbon mit gepreßter Stimme. Nur das Eine möget Ihr wissen — er war mein Sohn — und der, einer hohen Frau. Nicht meine Liebe, nicht das Band der Kirche haben ihm sein unglückliches Dasein gegeben, sondern feindliche Elemente, buhlerische Künste, unglückliche Verblendung! — Laßt mich schweigen. Ich bin zu erschüttert. Auf seinem Dasein ruhet ein Fluch, Groll, Reue, Haß, o Gott, ich glaube, ich habe dem Kinde selbst den Vaterfluch gegeben, noch ehe es geboren war. Der Frieden meiner Seele hing davon ab, diesem Kinde zu vergüten was ich an ihm verbrach, schon indem ich ihm das Dasein gab. Auch diesen Fluch soll ich nicht führen, keinen einzigen, der mein Leben drückt! — Ich habe Alles verloren was glücklich macht, Ehre, Ansehen, Reichthum, Glanz und Macht; aber ich gestehe, kein Verlust schmerzt mich so tief in der Seele, als der, dieser Hoffnung, die mir ein Erben meiner Ansprüche geben sollte. — Wofür kämpfe ich nun? — was sollte mir, dem Kinderlosen, das Herzogthum Burgund? — was die Anwartschaft auf Frankreichs Krone? — —"

Er war in Gedanken versunken und schwieg

einige Augenblicke mit gesenktem Haupte. „Wofür ich kämpfe?“ rief er plötzlich aufspringend, „ha, für die Rache — Rache — an Dir, Luise von Savoyen — du schreckliches Weib — und an dir König Franz — schwacher Sohn einer entsetzlichen Mutter! — Ihr habt den Löwen aus seiner Höhle vertrieben! wenn er Euch vernichtet, so habt Ihr es selbst verschuldet!“

In dem Städtlein Meran im südlichen Tyrol so wie auf allen Dörfern und Weilern im ganzen Oberlande wurde die Werbetrommel gerührt. Das waren damals ungeheuere Trommelartige Gefäße, die mit einem derben Kalbfelle bespannt, von einem starken breitschultrigen seltsam ausstaffirten Trommelschläger geschleppt wurden. Ein schmaler blasser Bube mit gespitzten Lippen schritt nebenher und worauf ein Rennfähndrich, oder Rumermeister oder ein sonstiger stattlicher Kriegsmann, der als Werbeofficier des Platzes angestellt war, begleitet von zwei baumhohen Trabanten und einem Herold. Viel Volk zog hintendrein; doch mehr Weiber und Kinder, als ehrbare Männer, die es unter ihrer Würde hielten jetzt schon der Trommel zu folgen. An den Straßenecken hielt der Zug. Trommler und Pfeifer rührten das Spiel und der Herold

las das kaiserliche Werbepatent ab, Kraft dessen Herr Georg von Frundsberg ermächtigt sei, ein Regiment Landsknechte aufzurichten, um auf sechsmonatliche Capitulation nach Italien zu ziehen, damit man sich dort in ehrlichem Kampfe vor Pavia der Reichsfeinde erwehren möge. Und als sie vor die Kirchthüre kamen wurde das Werbepatent dort angeschlagen.

Wie es nun Feierabend geworden war im Städtlein, war die neue Mähr hinreichend bekannt geworden. Und die ehrsamen und handfesten Handwerksmeister verließen ihre Arbeit und begaben sich in die Trinckstuben ihrer Zunft um die Sache untereinander zu besprechen und reiflich zu erwägen.

„Wie das jetzt hergeht in der Welt," sprach der lange hagere Meister Schiff, „der Weber, der für den ersten Meistersänger des Städtleins galt und als solcher für einen klugen Mann gehalten wurde, welcher gar viele alte Historien wußte und nach beliebten Landsknechts-Weisen, in seinen Reimlein abzusingen verstand — zu meiner Zeit, wie ich noch jung war, und zu meiner Väter Zeit — Gott habe sie selig — wer dachte dazumal an die Möglichkeit, daß es für Bürger und Bauer ein gutes zünftiges Geschäft abgeben werde, das leidige Kriegshandwerk für Sold und Beute zu treiben? dazumal triebens die hohen Vasallen und rittersässigen

Herrn als Lehnspflicht und Ehrensache. Wie aber die Hackenbüchsen und Feldschanzen krachten und wider das Blei und Eisen kein Helm und Panzer mehr schützen wollte, da meinten die Herrn, ein rechter Edelmann könne keine Freude haben an dem Bällern und Schießen und dabei sei keine ritterliche Ehre einzulegen; der persönliche Muth könne nichts mehr helfen; um todtgeschossen zu werden, gäbe es Bauernvolk und Bürgerpack genugsam; in den kleinen Fehden und Rumoren hätten solche Leute gelernt Schwerdt und Spieß zu führen und würden gern ein Stück Geld damit verdienen, wenn in schweren Zeitläuften Daheim die Nahrung fehlte. Weib und Kind könnten ja den Mann begleiten um seiner im Felde zu warten und pflegen; dann sei es doch immer ein lustiges Leben, dem recht viele ehrliche Gesellen zuziehen würden."

„Ei wohl — Gevatter?" — riefen mehrere Stimmen! — „Wir ziehen auch mit! die Nahrung geht schlecht Daheim! —"

„Kaiser Max soll leben!" — schrie ein breitschultriger Gesell, dessen muskulöse Arme, mit aufgestreiften Hemdsermeln, die den wackeren Hufschmidtsmeister verriethen. — Die Herrn vom Adel treiben lange schon ein heilloses Judenthum, wobei weder Huf- noch Waffenschmidt etwas ver-

dienten; darum Preis und Dank dem hochseligen Kaiser, der mit seinen theuren Gedanken, das Landsknechtswesen nach Schweitzerart, erdacht."

„Auch Vater Georg von Frundsberg soll leben" — schrie der breitschultrige Waffenschmidt Gebhard Krebs.

„Bei Gottes Stirn!" — rief Sebastian Kniep, der schwarzbraune Schuhmachermeister und schlug mit seiner bepechten Faust auf die Tafel — „wenn ein solcher Feldoberster pfeift, so tanzt mir die alte Landsknechtsseele im Leibe und der Spieß hat nicht Ruh' an der Wand. Er war auch allezeit die rechte Hand vom Kaiser Max, der uns gelehrt die gevierte Ordnung und den Igel machen, die Hackenschützen anhenken und die Uebersöldner mit der Pickelhaube, mit Panzer und Armschienen, Schwerdt und Hellebarden versehen, voran im ersten Blatt aufstellen."

„Warum sie nur die frommen Landsknechte genannt werden mögen?" fragte jetzt eine schüchterne Stimme, die fast wie eine weibliche klang, jedoch war es ein schöner überaus zarter Jüngling ohne Bart am Kinn, der fein, fast junkerhaft gekleidet, mit einem kleinen Reisesack und einen leichten Jagdspieße in der Hand, noch nicht sehr lange in die Herberge getreten war und sich bisher still und schüchtern beobachtend in die Ecke

gesetzt hatte. Mehr um einer Verlegenheit ein Ende zu machen, als um zu trinken, hatte er einen Krug Wein gefordert und nippte daran mit den feinen, rothen Lippen, wahrhaft jüngferlich.

„Warum?“ — lachte Gebhard Krebs — „bei dem Barte unsers Herrgott — wegen des Fluchens und Schwörens, Spielens und Saufens und sonstiger Ungebührniß dieser lustigen Kriegsgesellen geschieht es wahrlich nicht; wohl aber wegen der Ordnung, die Vater Frundsberg eingeführt hat, wonach vor jeder Schlacht, das Regiment sich auf die Erde wirft und ein Gebetlein spricht; dann Staub aufrafft und hinter sich wirft und so mit Gott versöhnt, freudig in den Kampf schreitet.“

„Ja“ — sprach der junge Mensch und ein trostvoller Gedanke schien dabei seine etwas bleichen, feinen Gesichtszüge zu verklären — was man mit Gott beginnt, das ist auch wohlgethan. Wer seine Pflicht vollbringt und Gott vertraut, der hat wohlgebauet.“

„Ei hochwillkommen in Meran, Ihr junger frommer Gesell“ — rief der alte Meistersänger indem er sich durch Alle hindurchdrängte und dem Jünglinge treuherzig die Hand schüttelte — „Ihr habt ja Gott bewahre Euch — recht kindlich fromme Gesinnungen und seid sicher ein milch-

weiches Muttersöhnlein, das noch den frischen Muttersegen auf dem Nacken und die Mutterpfenninge im Säckel trägt.“ —

„Ich habe keine Mutter mehr“, hauchte der Jüngling leise und seine seelenvollen blauen Augen füllten sich mit Thränen.

„Oder Vatersegen,“ fuhr der Weber fort, „Vatersegen, mein Junge, bauet den Kindern Häuser.“

„Ich habe keinen Vater.“

„Armer Junge — so ganz verlassen — und nun willst du so allein hinaus in die weite Welt, unter die argen wilden Menschenkinder, die deine sittliche Reinheit verlachen und dich selbst am Ende verführen werden.“

„Mich — verführen?“ — lächelte der Jüngling ganz seltsam und leicht erröthend und schüttelte die reichen braunen Locken seines schönen Kopfes. —

„Nun nun — den Allzusicheren erreicht die Macht des Bösen am ersten,“ sprach mit feierlichem Ernst der Weber. Dann fragte er, „woher des Landes, junger Gesell? ich frage nicht aus leidiger Neugier, sondern in der ehrlichen Absicht Euch zu nützen.“

„Von dort unten her, aus dem Innviertel.“

„Und Euer Namen?“

„Nennt mich Kuno — ich wüßte eben keinen andern zu nennen.“

„Mehr brauchts nicht — nur noch eine Frage: Eure Absicht ist doch nicht ....“

„Ja — Dienste zu nehmen unter dem Regiment, das Herr Georg aufrichtet.“

„Alle Tausend! — Ihr — Jüngelchen — es ist ja kein Federspiel mit dem Falken, wobei man Jagdpagen Eurer Größe und Gestalt anstellen könnte!“ —

„Ich hoffe durch Gewandheit zu ersetzen, was mir an Kraft fehlt,“ entgegnete der Jüngling. „An Entschlossenheit und Geschicklichkeit wird es mir auch nicht mangeln; das werdet Ihr sehen, denke ich, übrigens,“ fügte er leise hinzu, „wenn man schon Schweres erduldet hat, und Pflichtgefühl die Triebfeder ist, so meine ich wird der Spieß nicht allzuschwer wiegen. Es giebt Lebensverhältnisse, die für das Stilleben zu schwer zu tragen bleiben. Nur Beweglichkeit, Gefahr und Abentheuer können der Seele die Kraft geben, deren es bedarf, um schweren, aber heiligen Pflichten ein Genüge zu leisten.“

„Seltsam — Ihr seid weit über Euer Alter gereift junger Mann!“ —

„Ein Jahr des Unglücks, reift die Seele mehr als zehn Jahre des Glücks.“

„So seid mir doppelt willkommen und habt Ihr noch kein Einlager bei einem Gastfreunde genommen ...“

„Ich bin hier fremd“ — fiel der Jüngling, sichtbar erleichtert ein.

„Desto besser — so gebt meinem Hause die Ehre, es als das Eurige zu betrachten — und nehmet bei mir Einkehr.“

„Ihr seid doch verheirathet?“ —

„Potz tausend,“ lachte der Meister — „junges Blut verleugnet sich nicht — da fragt der junge Schneider schon nach meinen Weibsleuten.“ —

„So meinte ich es nicht“ — entgegnete der junge Mensch tief erröthend und senkte den Kopf — „es war nur so ein unwillkührliches Gefühl, als ob es sich nicht schicke, bei einem Junggesellen zu herbergen — mir das auch nicht“ — fuhr er fort mit gränzenlos steigender Verwirrung — achtet nicht weiter auf meine Reden — „ich bin ja nur ein armes einfältiges Mäd... Gott nein nein — Jüngling wollt ich sagen. — Wie mir der Wein zu Kopf gestiegen ist! — ich rede wahrlich ganz irr — führt mich heim lieber Meister. Mir ist ohnehin hier so unheimlich zu Sinne unter den vielen Männern.“ —

„Ihr habt ja nichts getrunken?“ —

„Gott — ja — ich bin auch nichts gewohnt.

Ach du lieber Himmel hätte ich das gewußt! — aber es kann ja nicht anders sein!"

Vor sich hinlächelnd und mit dem Kopfe schüttelnd führte der alte Meistersänger seinen seltsamen Gast nach Hause.

Ringsum lag der Schnee auf den Hochalpen Tyrols; denn es war um die Weihnachtszeit desselben Jahrs, als in dem weiten Thalgrunde von Moran die Musterung des neu aufgerichteten Regiments oberländischer Knechte statt finden sollte.

Es waren die ersten achtzehn Fähnlein dieses Regiments, die Herr Jacob von Wernau und Herr Max Sittig von Enns, ein alter betrauter Waffenbruder des Herrn Georg von Frundsberg, auf der Straße nach Italien führen sollte; dann sollten noch elf Fähnlein folgen, die dieser alte Kriegsobrist selbst nach Welschland begleiten wollte.

Es war ein klarer Wintermorgen. Auf das reinste Blau des Himmels hatten die blendend weißen Eisfirnen der Gletscher ihre Zackenkronen hingezeichnet. An der Sonnenseite blendeten die himmelhohen Schneefelder das Auge, während die Schattenseite ein weiches duftiges Farbenspiel von violetten und silbergrauen Tinten gab. Unten aber der hartgefrorene Wiesengrund wimmelte von den

grotesken Gestalten der Landsknechte, die aus allen Thälern herbei ziehend, sich um ihre Hauptleute und Lieutenanten sammelten.

Wir wollen versuchen, ein lebendiges Bild dieser abentheuerlichen Gesellen zu entwerfen, wie auf den ergötzlichen buntgefärbten Holzschnitten, mit welchen Melchior Pfinzinger, Kaplan zu St. Sebald in Nürnberg, im Jahre **1517** seinen Theurdank — das Leben des Kaiser Maximilian I. enthaltend, — kunstreich ausschmücken ließ. So sah man auch dort im Thale zu Moran von den Tausenden frommer Landsknechte, die sich dort um ihre Hauptleute auf den verschiedenen Sammelplätzen drängten, jeden anders und nach seiner Laune und den Umständen gekleidet und bewahrt. Dort einige mit eisernen Pickelhauben, bald verrostet, bald blank geputzt; da andre mit hohen spitzen, halb aufgeschlagenen Hüthen; da das kecke Federbaret, besonders mit der beliebten blutroth gefärbten Hahnenfeder geziert; dort ein Doppelsöldner im Brustharnisch, Ringkragen und Krebs von Eisenblech. Andre trugen das gesteppte Lederkoller oder das gefältelte Wamms, bald mit ausgenähten, bald mit bunt und kraus aufgeschlitzten Aermeln. Eben so mannichfaltig und oft komisch war der Schnitt der Hosen. Man sah dort die Pracht der vielfach gebauschten Pluderhosen an

den schlotternden Beinen des abgelebten Junkers und da die bis auf die halben Schenkel reichende gebauschte Halbhose des kraftvollen Gemsenjägers. Selbst die enge bis an die Ferse herabreichende Reiterhose, an den Knieen und Hüften geschlitzt nnd gebauscht, war nicht selten zu sehen. Auch der Schnitt und die Tracht des Barts — bald breit, bald spitz, und der Haare — lang oder kurzgeschoren — waren mannichfaltig. Eben so verschiedenartig waren die Waffen, die Jeder trug, wie er sie aus seiner Väterzeit in der Werkstatt aufgehängt gefunden haben mochte, oder den Feinden abgenommen hatte. Da sah man Hellebarden mit wunderlich geformten Spitzen, kurze Federspieße, Cenbelspieße, Partisanen, Morgensterne und Fausthämmer, Schlachtschwerter und kurze breite Landsknechtsdegen, die der Bequemlichkeit halber von dem Einen quer über das Gesäß, von dem Andern über den Magen geschnallt waren und bald an breiten Ledergürteln, bald an Ketten oder an Wehrgehängen und Feldbinden hingen. Zwischen diesen grotesken Gestalten stolzirten noch weit abentheuerlicher ausstaffirte Figuren — als die Hackenschützen, die genug zu schleppen hatten an ihren unförmlichen Luntengewehren, und die Pulverflasche an der Hüfte aufgeschnallt trugen.

Nun denke man sich an acht bis zehntausend

solcher seltsamen Gesellen in allen Farben des Regenbogens gekleidet, alle mit dem rothen angehefteten Kreuz, dem kaiserlichen Feldzeichen geschmückt, nach Lust und Belieben, ohne feste Ordnung, durch die weißbeschneiten Thäler und Gebirgshöhen der Tyroler Alpen ziehen.

Voran ritt der Landsknechte lieber Vater, Herr Georg von Frundsberg, der sie eine Strecke auf den Weg brachte — eine köstliche, treuherzige Gestalt, die wir um keinen Preiß auf diesem Gemälde alter deutscher Sitten vermissen möchten. Nicht hoch zu Roß, in glänzender Waffenpracht, zog er einher, sondern bescheiden auf einem guten starken Maulthiere, begleitet von seinem baumlangen Trabanten, dem grimmigen rothhaarigen Rothans und dem schwarzbraun krausbärtigen Stephan Krone, die mit den Spießen auf der Schulter noch viel grillenhafter und phantastischer ausstaffirt, unverdrossen nebenher stiegen.

Man lächle nicht über den deutschen Feldherrn auf dem Esel. Das bequeme Reitthier bedurfte keiner Leitung und ließ sich ruhig auf- und absteigen; denn wenn es zur Schlacht ging, so blieb Vater Frundsberg nicht etwa hinter der Fronte, außerhalb der Kanonenschußweite, um wie heut zu Tage die Feldherrn, Befehle durch Adjudanten zu versenden; sondern er packte fester mit den

breiten Fäusten den gekerbten Knotenspieß, und schritt dann getrost voran im ersten Blatt seiner frommen Landsknechte kämpfend, und wenn ihm heiß wurde von der bösen Arbeit, so schaarten sich die Seinigen immer dichter um ihren lieben Vater und schützten den unverdrossen dreinschlagenden Mann oft mit ihren eigenen Leibern.

Herr Georg war eine breite, kraftvolle Kerngestalt, wie man sie heut' zu Tage kaum noch zu sehen bekommt; nicht hochgewachsen, sondern kurz und stämmig. Der etwas dicke Kopf mit dem breiten, ehrlichen Gesichte, das durch volle fast hängende Wangen mit einem breit und kurz gezogenen krausen Barte noch eine markigere Form bekam, war kurz und fest auf den starken Schultern und der gewölbten Brust aufgesetzt. Er trug eine Eisenhäube, mit einem kurzen dichten schwarzen, wolligen Federbusch geziert, aus welchem ein Schmuck von birnenartig gestalteten Goldperlen herabhing. Unter dem aufgeschlagenen Schirm der Blechhaube sah man eine beblechte Mütze die Stirn, bis auf die buschigen Augenbraunen, bedeckend. Im Nacken war die Blechhaube gegen Hieb und Regen geschützt durch ein mit goldnen Buckeln aufgenietetes Schuppenwehr. Ein brauner hährener Ueberwurf oder Waffenrock, wie ein auf den Schultern ausgeschnittener und gepackter Pilgerkragen gestaltet,

stand auf der Brust weit genug offen, um das aus Kettengliedern verfertigte Panzerhemd sehen zu lassen und bedeckte den obern Theil eines Harnisches, dessen gebuckelte Schienen den Ellenbogen schützten. Die wildledernen Stulphandschuh waren ebenso mit Eisenschienen und Schuppen besetzt. Eine dunkle seidne Feldbinde, die seine ehrsame Hausfrau ihm in guten Zeiten gewebt hatte, zog sich breit und bauschig von der rechten Schulter nach der linken Hüfte, um dem kurzen breiten Landsknechtsdegen als Wehrgehenk zu dienen. Auf der Schulter trug er allezeit den kurzen und kupferbeschlagenen Spieß, der vom langen Gebrauch glatt gegriffen war, wie polirt, während unten in dem Schaft, wenn es einmal heiß hergehen sollte, neun Kerben eingeschnitten wurden, um ihn fester halten zu können. Die seltsame zierlich geschweifte Spitze bildete von der einen Seite einen Streithammer von der andern ein Beil, um auf jede Weise im heißen Kampf benutzt werden zu können.

Zunächst folgten diesem wackeren Führer die Oberoffiziere verschiedenen Ranges. Da erschien der Obristlieutenant, oder Lieutenant des Feldobristen — ein stattlicher Herr in glänzender Rittertracht, gewappnet bis an die Zehen, einen schwarzen, bedeckten — d. h. gepanzerten Streit-

hengst reitend — indem er gleichsam wie zum Hohn der neuen Kriegesart, im seltsamen Gegensatz noch einmal in der Pracht des untergegangenen Ritterthums auftrat. — Dann marschirten mit steifen Knieen, stolz und hochbeinig, der Fähndrich, seine thurmhohe Fahne tragend, die man ein Fähnlein nannte, wie den ganzen Haufen von 400 Mann, der diesem gewohnten Feldzeichen folgte. Ein solcher Fähndrich aber war kein unbärtiges Junkerlein, wie heut' zu Tage, sondern ein hoch- und stark gewachsener, bärtiger und bärbeißiger Mann — der schwören mußte, das Fähnlein mit den Zähnen zu halten, wenn ihm die Arme abgeschossen würden und sich hineinzuwickeln und in den Strom zu springen, wenn er es nicht anders retten konnte und auch grade der Mann war, solchen Schwur zu halten. Eine solche respectable Person des Heers war mit Gnadenketten behangen und gefiel sich darum mit buntem Gezeug Wamms und Pluderhosen sich seltsam aufzuputzen. Ihm gehorchte das Spiel, das ihn begleitete, zwei Trommelschläger mit Trommeln wie Weinfässer und ein Bube als Pfeifer. — Große Hunde umsprangen den Obristen oder den Fähndrich und sein Spiel, und hinter ihm drein zogen dann seltsam behangen, singend und lärmend, alle die wunderlichen ausgespreitzten Gesellen.

Zwischen ihnen im vordern Haufen, scheu und ehrfurchtsvoll gemieden, ragte die ernsthafte fast geistliche Gestalt des Schultheißen oder Gerichtsamtmanns des Regiments, umgeben von seinen Schreibern und Richtern hervor. Dann aber erschien der schreckliche Profos, aus Laune oder um das grinsende Amtsgesicht zu verbergen, wie Trufaldino bis an die Nasenspitzen verhüllt! begleitet von dem Stockmeister, den Kerkerknechten und Schergen und dem entsetzlichen Freimann — auch Meister Hämmerling genannt.

Hinterdrein aber schleppte jedes Landwehrregiment einen ganz endlosen, wunderlich ausstaffirten Troß von Weibern und Buben mit ganzen Rudeln beißiger Hunde, die oft auf eigne Rechnung gegen die Hunde der feindlichen Regimenter ihren kleinen Krieg führten. Angehenkt waren dann die hochbepackten Maulthiere und Saumrosse, und die Karren der Sudelköche und Marketender.

Mit diesem Troß der altdeutschen Landwehrregimenter hatte es eine eigene Bewandtniß. Deutsche Gemüthlichkeit nahm gern Weib und Kind, oder ein flinkes Liebchen mit in's Feld und leichte Dirnen zogen in hellen Haufen den frommen Knechten nach, um ihrer zu warten und zu pflegen, für sie zu waschen und kochen, im Felde oder in den Quartieren. Eine Menge zur Gemäch-

lichkeit der Herrn dienende Bedürfnisse mußten Weiber und Buben ihnen nachtragen. Sie mußten helfen Zelte aufschlagen, Verwundete verbinden, Kranke abwarten und Betrunkene vor Schaden hüten und heimschleppen. Sie waren überhaupt die dienstbaren Geister des Heers, jedes Weib gewärtig, jedem Gelüste der rohen Soldaten sich hingebend und für diese freundlichen Dienste empfingen sie weder Löhnung noch Belustigung; wohl aber mochten sie plündern auf dem Schlachtfelde, die Gefangenen berauben, bei den Bauern garten — d. h. bettelnd trotzen — oder in den Quartieren stehlen wie die Raben. Das alles wurde gut geheißen von den Landsknechten und Hauptleuten und selbst die Rumormeister sahen mit ihnen durch die Finger.

Eine solche goldene Freiheit des buntesten Abentheurerlebens muß doch auch ihre Reize gehabt haben, denn es fehlte dieser Lebensweise keinesweges an Leiden und Plagen aller Art. Derber Soldatenwitz nannte sie — ohne eben Arges dabei zu denken nicht anders als: „H.... und Buben" und in rohem Uebermuth wurden sie von ihren stolzen Herrn oft genug gescholten und geschlagen. Aber mehr als Alles fürchteten diese unglücklichen Geschöpfe die ernsten Magistratspersonen, die ihnen voranschritten

Der deutsch grade Sinn jener Zeit liebte es, jedes Ding bei seinem rechten Namen zu nennen und so ließ sich denn auch der ehrenfeste Befehlshaber dieses Trosses, der Hauptmannsrang im Regimente begleitete — ohne sich damit für gescholten zu achten — den H.... Waibel nennen. Oftmals hatte ein so seltsamer Hauptmann noch seinen Lieutenanten und Fähndrich, als Untergebnen im Dienste. Ihm zur Seite stand der Rumormeister — auch ein charakteristischer Titel — dieser trug einen Vergleicher, etwa von Armeslänge, in der Hand, dessen er sich wacker zu bedienen wußte, um Frieden zu stiften unter den Weibern und Buben, wenn sie sich untereinander rauften und schimpften. — Oft aber auch wurden diese armen Geschöpfe ohne Noth und Ursache geschlagen, nach dem Grundsatz, daß es der faulen Schwengel und H— nicht zu viel werden möge. Man kann sich nichts Gravitätischeres denken, als einen solchen bärtigen Kriegsmann mit dem Blick eines Frohnvogts, im seltsamen Kopfschmuck, mit aufgeschlitzten Aermeln und Pluderhosen, den kurzen breiten Landsknechtsdegen quer vor den Magen geschnallt und den kurzen Federspieß auf der Schulter tragend. So hält er mit ernsten scheltenden Worten den Troß der Weiber und Buben hinter sich in Ordnung, weiset ihm die

Lagerstellen an und sorgt dafür, daß er den Bewegungen des Heers nicht hinderlich werde. — Alte Landsknechtslieder und seltene Holzschnitte haben das Andenken dieser seltsamsten aller Erfahrungen jener an wunderlichen schroffen Gegensätzen so reichen Zeit, bis auf den heutigen Tag erhalten. Es ist nichts erfunden an diesem Bilde des deutschen derben und gemüthlichen Landsknechtslebens jener Zeit.

Doch ehe wir Herrn Jacob Wernau und seine frommen Landsknechte auf dem Marsche nach Italien begleiten, haben wir noch eine Scene zu erzählen, die sich bei der Musterung ihrer Fähnlein auf dem Felde von Moran ereignete.

An der südlichen Seite desselben, wo das Thal sich verengte, hatte man aus drei Spießen ein Pförtlein aufgerichtet und zwar also, daß zwei Spieße in die Erde gesteckt waren und ein dritter sich als Querbalken darüber gebunden befand. Durch dieses Pförtlein sollte Mann vor Mann die Musterung passiren. Neben demselben war ein Tischlein aufgestellt, hinter welchem der Musterschreiber, eine kleine dürre Figur mit langem Gesicht und langen Armen und Händen, mit untergezogenen Spindelbeinen auf einem hohen Schemel saß, um das Nöthige in die aufgeschlagenen Musterrollen zu

bemerken. An der andern Seite des Tisches saß der Pfennigmeister, eine hohe, vom Alter gebeugte Gestalt, mit langen, von der Gicht gekrümmten Zahlfingern. Daneben hielt der Musterherr auf einem frommen geduldigen Rößlein reitend. Es war ein stattlicher Herr, und angesehner kaiserlicher Beamter — für dasmal Herr Franz von Sickingen. Er war im vollen ritterlichen Schmuck — ein wahres Charakterbild aus der längst versunkenen schönen Ritterzeit. Man sah es seinen scharfen Blicken wohl an, daß er ein erfahrner, mit des Landsknechtsbrauchs wohlkundiger Herr war, dem es nicht leicht entgehen würde, wenn Einer oder der Andre der, dem Hauptmanne betrauten Knechte, um des leidigen Finanzirens willen unter verschiedenen Namen durchgehen werde. Ein Feldscheer, bleich und zahnlos, mit kahlem Scheitel und zusammmengekniffenen Lippen, dem die Klistirspritze aus dem Schlitz seiner weiten Faltenhose guckte, stand ihm zur Seite, um mit den kleinen blinzelnden Augen die Gesundheit jedes einzelnen Mannes zu untersuchen. Gegenüber hielt auf seinem starken Maulesel Vater Frundsberg und schaute mit ehrenfester Ernsthaftigkeit der Musterung seiner Knechte zu. Neben ihm hielt der jedesmalige Hauptmann des gemusterten Fähnleins.

Nun wurde jeder Einzelne aufgerufen, nach

Namen, Stand und Herkommen befragt; seine Körperbeschaffenheit wurde untersucht und seine Wehr und Waffen. Dann wurde ihm der Sold zugeschrieben, womit er an den Pfenningmeister verwiesen wurde. Krumme und Lahme oder sonst preßhafte, oder wer irgend einen Mangel der Ehre litt, wurden zurückgewiesen. — Der Musterherr sah dahin, daß jedes Fähnlein mit 400 gesunden tüchtigen Knechten besetzt war. In jedem derselben mußten hundert Uebersolde sein, die sich durch besonders tüchtige Bewehrung auszeichnen mußten und bestimmt waren in das erste Blatt einzutreten. Fanden sich aber darunter vorzüglich erfahrene Kriegsleute, die ausser dem Spieß noch mit Degen und Streitaxt oder dem Morgenstern bewaffnet waren und Panzerärmeln nebst Armzeug, Rückenpanzer, Krebs, Halskragen, Ringkragen und Sturmhauben von gutem Eisenblech geschmiedet, trugen, so wurden sie als Doppelsöldner eingeschrieben. Auch sonderte der Musterherr auf jedes Fähnlein an funfzig gute und geschickte Hackenschützen mit Kraut und Loth. Alles wurde gehörig gemäckelt, geprüft, betastet und fleißig in die Rollen getragen.

Mancher der ehrsamen Handwerksgenossen, dem vielleicht die Schneiderbank die Kniee krumm gezogen oder der Webestuhl die Brust eingedrückt oder

ihn hektisch gemacht hatte, sah nicht ohne Herzklopfen die strenge Musterung der hohen Herrn mit an. Aber Keinem klopfte das Herz ängstlicher als dem jungen Kuno, der an der Seite seines Gastfreundes des Webermeister und Meistersänger Sebaldus Schiff stand, welcher fast nur seinem jungen Schützlinge zu Liebe seinen verrosteten Spieß von der Wand genommen und mit nach Italien zu ziehen sich entschlossen hatte.

So lange als möglich hatte der Jüngling gesucht, den entscheidenden Augenblick zu verzögern; allein je länger sich dieser verzog, um desto kleinmüthiger wurde er, in der Besorgniß, vor dem Musterherrn nicht bestehen zu können. Es half ihm nicht viel, daß der Meister Schiff dem selbst nicht wohl wurde, wenn er einen Blick auf die gar zierliche Gestalt seines jungen Gastes warf, ihm Trost und Hoffnung einzureden suchte. Was die junge Seele so ängstigte wußte ja der gute Bürgersmann aus Meran ebenso wenig, als irgend ein andrer Christenmensch.

Endlich kam der Augenblick. Kuno schritt unter dem verhängnißvollen Spießpförtlein durch und stand bleich und zitternd vor dem gestrengen Musterherrn.

Alle die ehrenfesten breiten Gesichter des Musterherrn und der übrigen Umstehenden erheiterten

sich bei dem Anblick des schönen schüchternen jungen Menschen, der sich auf seinen Spieß lehnen mußte, um nicht umzusinken.

„Ei der Tausend," lächelte Herr Franz von Sickingen, des Kaisers wohlbestellter Musterherr, „was willst du denn hier mein Jüngelchen mit deinem Spießlein und den zierlichen Knöchlein?" —

„Ich hoffe noch stark zu werden durch Uebung" — sprach Kuno, indem er mit aller Macht der Seele etwas Muth sammelte.

„Nun wohl," entgegnete der Musterherr, „Liebe und Lust zum Dinge ersetzt oft die fehlende Kraft. Ehrenwerthe Gesinnung sollte allzeit ehrenwerthe Aufnahme finden. — Sag an mein Junge — — wie heißest du? — woher?"

„Kuno — aus dem Innviertel."

„Kuno — ist dein Taufname — im Innviertel wohnen viele feine Muttersöhnchen; du aber scheinst mir von adligem Geschlecht zu sein; wirst hoffentlich nicht Ursach haben dich deines Familiennamens zu schämen, es müßte sonst der, eines Geächteten sein."

Kuno blickte schweigend zu Boden. Da trat Meister Schiff vor und sprach: „Mit Gunst Ihr Herrn! In diesem jungen Blut ist kein Arges und so es vergönnt ist, will ich für ihn Bürge sein!"

„Er ist zu schwach" — erklärte jetzt eine

tiefe Stimme mit einem Ton, der wie mit der Macht einer geheimen Sympathie der Natur dem jungen Menschen zum Herzen drang. Es kam auch noch der Gedanken hinzu: nun ist Alles vergebens! — Nun erreichst du dennoch deinen Wunsch nicht! — Genug — die Wirkung jener Entscheidung, auf Kunos Gemüth, war unbeschreiblich. Mit einem trostlosen Blick sah er auf den Mann der so gesprochen hatte. Es war Georg von Frundsberg. Ihn sehen und vor seinen Füßen niedersinken auf die Kniee, das war die Wirkung eines Augenblicks. Der rasche Zug eines dunklen Gefühls von dem sich der leicht erregbare Mensch oft keine Rechenschaft geben kann, hatte diese Bewegung veranlaßt. Mit dem unbeschreiblichen Ausdrucke der Seelenangst flehte der Jüngling um die Gunst, mindestens als Freiwilliger den Feldzug mitmachen zu dürfen.

Auch der alte Frundsberg befand sich in einer seltsamen Bewegung. Längst verklungene Jugenderinnerungen hatten diese schönen Gesichtszüge dieses jungen Menschen in ihm aufgeweckt. Doch wurde es ihm nicht klar was er fühlte. Er hielt für unzeitige Weichherzigkeit, was vielleicht einen tieferen Grund in den Geheimnissen der Sympathie menschlicher Seelen hatte. Wenn sich so ein alter eisenfester Kriegsmann einmal vom Gefühl überrascht

sieht, noch dazu im Angesicht seiner Soldaten; so kehrt er gern das Rauhe heraus; gleichsam als schämte er sich seiner Schwäche, die er dann durch größere Energie wieder ausgleichen müßte. So kann auch ein gutmüthiger Mann unter Umständen unbeschreiblich hart erscheinen, ohne es den Grundzügen seines Charakters nach zu sein.

„Bringt ihn fort," gebot er, „das ist nicht das Benehmen eines Mannes. Er ist ein Feiger oder ein Weib!" —

„Ein Weib?" rief Kuno und erhob sich. Alle Kraft des Charakters schien sich in diesem Augenblick in seiner Seele wieder gesammelt zu haben — gekränkter Stolz und ein Hochgefühl an das Erhabenheit gränzt — sprach aus seinen Blicken, aus seiner edlen, stolzen Haltung. — „Ja" rief er aus, „ich bin ein Weib, ein Weib, das sich der Liebe und seiner Pflicht opfert. Mein Gatte befindet sich zu Pavia. Ich wußte kein Andres Mittel dorthin zu kommen. Wollt Ihr mich nicht als Mann mitnehmen — nun, so beschwöre ich Euch, bei dem allmächtigen Gott — so vergönnt mir, als Weib unter dem Troß des Regiments mitzuziehen."

„Man führe sie nochmals in mein Quartier" gebot Frundsberg, „das ist eine seltsame

Geschichte der wir näher auf die Spur kommen müssen."

Wie nun einige Stunden später der zurückgewiesene Rekrut in der phantastischen Tracht einer Soldatenfrau, mit dem spitzen aufgeschlagenen Federhut, der schief auf die reichen braunen Locken gesetzt war, vor Herrn Georg von Frundsberg und dem Musterherrn Franz von Sickingen stand; da hatte sich von beiden Seiten die Gemüthsbewegung des ersten Zusammentreffens längst wieder beruhigt. Die Fragen nach Stand und Herkommen und dem Namen des Gatten waren vielleicht nicht warm und väterlich genug dem gefühlvollen Wesen ans Herz gelegt; oder es lagen Beweggründe in ihrer Seele, die ihr jede nähere Erklärung, so gut als unmöglich machte. — So viel wenigstens ist gewiß, daß die hohen Kriegsherrn weder durch Drohungen noch durch Ueberredung irgend etwas mehr von ihr heraus brachten; als: „ich heiße Kunigunde. — Mehr darf und will ich nicht sagen." Statt aller Gründe blieb sie dabei: „ich darf und will nicht!" und wenn man ihr drohte, eine Namenlose, von der zu vermuthen sei, daß sie ihren Eltern entlaufen, nicht mit zu nehmen; so sprach sie mit einer schneidenden Kälte, mit einem wahren Hohn der Todesverachtung: „wenn Ihr nicht wollt, so habt Ihr

es vor Gott zu verantworten — ich trage einen Dolch. — Lebend bleibe ich nicht zurück!“ und stellte ihr der ruhigere und feiner fühlende Sickingen vor — in welche schaudervolle Verhältnisse sie sich versetzen werde, wann sie als ein junges Frauenzimmer von Bildung, allem Anscheine nach von hohem Stande, sich unter die Rotte Cora begeben würde deren Namen: „H — und Buben“ — schon jede ehrliebende Frau abschrecken werde — und welche Angriffe auf Ehre und Tugend sie von dem rohen Soldatenübermuth ertragen zu müssen Gefahr laufe; da warf sie fast höhnend die feinen Lippen auf, wurde todtenbleich und machte eine stumme Bewegung, die aber bedeutend genug war. Sie zeigte die Spitze eines Dolchs, den sie in den Falten des Gewandes verborgen trug. —

„Was läßt sich gegen ein solches Trotzköpfchen machen?“ lächelte Sickingen.

„Ehren wir Entschlossenheit und Charakterstärke auch im Weibe“ — sprach Frundsberg. — Sie möge mit ziehen. Ich werde sie dem H — weibel oder dessen Rumormeister zur glimpflichen Behandlung besonders empfehlen.

Zweites Kapitel.

Wegelagerer und Heckenreuter. — Die gefangene Dame. — Blick auf die Zeit. — Die Fremde auf Mildheim. — Störung des häuslichen Friedens. — Frundsberg handelt als Mann. — Der kleine Bastard.

Die vorstehenden Scenen waren aus der Mitte der folgenden Erzählung herausgehoben. Darum müssen wir unsern freundlichen Leser bitten, sich für die nachstehenden Ereignisse um 23 Jahr zurückzuversetzen und zwar in das Jahr 1501.

Damals, an einem schönen Herbsttage prangte am südwestlichen Abhange des Haslacher Waldes, im Schwabenlande, der uralte Eichenforst im reichsten herbstlichen Farbenschmuck. Mit den gerötheten Laubkronen spielte der Abendwind. Die Luft war so hell und heiter, daß die fernen Gebirge im reinsten Violetblau sich abzeichneten auf dem Goldgrunde der westlichen Himmelsgegend. Dort, in einiger Entfernung erhob sich auf einer steilen Felsenhöhe in tiefen Schatten gehüllt, ein adliger Herrnsitz. Das verwitterte Gemäuer, mit seinen zackigen Thurmzinnen und luftigen Söllern, umhüllte schaurig die innern Gebäude, als hätte ein Nebelriese die stille Menschenwohnung in seinen grauen Mantel eingeschlagen. Abentheuerlich

war der Anblick dieser Burg und ein abentheuerliches Leben führten die damaligen Insassen derselben.

Oben an der Gübelseite des grau grünen Schieferdaches hing wie ein Schwalbennest, ein luftiger Söller hinaus über die Mauerzinnen. Dort war der Lieblingssitz der Herrn die dort saßen und zechten; während ihre Blicke durch die vielen schmalen Fenster des halbrunden Ausbaues, mit gemüthlicher Heiterkeit, eine weite, offene Gegend überschauen konnten.

Es waren ihrer drei, die für dasmal hinter den steinernen Weinkrügen saßen und würfelten — drei jener seltsamen, abentheuerlichen Gesellen, wie sie nur jener Übergangsperiode, des alten versunkenen Ritterthums in das neue Söldnerwesen angehört haben konnten.

Der eine war ein alter Herr von Berlichingen, ein Oheim des nachmals so berühmt und berüchtigt gewordenen Herrn Götz mit der eisernen Faust. Man denke sich eine große, aufgeschwemmte Menschenfigur mit einer dicken stark gerötheten Nase in einem vollen weinglühenden Antlitz. Eine breite Narbe zog sich von der Stirn über die linke Wange, bis an den dünnen grauen Bart. Er trug eine sogenannte Schaube, das mit Pelz verbrämte Hauskleid damaliger Zeit. Das Maltheserkreuz auf der linken Brust, ließ errathen,

daß ihm ein krummer Türkensäbel das blutrothe Zeichen ins Antlitz geschrieben hatte — was er auch übrigens gern erzählte; denn nur noch mit der ruhmredigen Zunge konnte er drein schlagen, weil das böse Zipperlein ihn zwang, den einen, mit Pelzwerk umhüllten Fuß, auf dem Ledersessel gegenüber liegen zu haben. Im antreibenden Schmerz schnitt der alte Herr oft gräuliche Gesichter aber das hinderte ihn nicht den schweren Weinkrug mit beiden Händen zu ergreifen und einen desperaten Zug in die nimmersatte Kehle hinabzugießen, dann aber zum hundertstenmale die Erzählung seiner besten Heldenthat zu beginnen, wie er einst vor Belgrad drei Türken auf eine Lanze gespießt und mit steifem Arm, wie gebratene Lerchen davon getragen. Es gab nur drei Mittel seine Großsprecherei, welche die beiden andern mit freundlicher Geduld anhörten zu unterbrechen — nämlich das Einschenken eines frischen Trunks, das Fallen eines Paschas und das Erscheinen eines Reisezuges auf der Landstraße. Im erstern Falle lief ihm der Mund voll Wasser, er zog das Antlitz wunderlich breit, blinzelte seelenglücklich mit den Augen und schlürfte im Vorgefühl mit den Mundwinkeln; im zweiten Falle fluchte er alle soldatischen Kernflüche aus der Hölle herauf und schlug dabei auf den Eichentisch, daß

die Zinnkrüge und Geldstücke tanzten; im dritten Falle endlich wurde er fromm wie wir bald sehen werden.

Nun saß er grade so, daß er ohne aufzustehen, die große Handelsstraße übersehen konnte, die von Basel nach Frankfurt durch den Haslinger Wald zog.

„Seht," sprach er und warf nun Augen, eine Lumperei! — aber was ich bei Belgrad erlebt habe — bei Gottesbart, das war keine Lumperei, wie dieser Wurf, als ich bei Belgrad meine drei Türken gespießt hatte — Hölle und Teufel, die Geschichte muß ich Euch doch einmal erzählen. „Wir kennen sie schon," sprach mit einem wahrhaft satanischen Lächeln, ein langer hagerer Stelzfuß, der die rothe Hahnenfeder auf dem Baret trug, welche damals das stille Bundeszeichen aller Heckenreiter, Landstürzer und der schwäbischen Juncker war die von ihrem alten Rechte der freien Faust noch nicht ablassen wollten.

„Nun dann hört sie — in des drei Teufels Namen, zum hundertstenmale — donnerte der alte Malthefer und schlug mit der breiten Faust auf den Eichentisch. Doch plötzlich starrten seine Falkenaugen scharf in die Ferne. Er reckte den Hals und stützte sich mit beiden Händen auf den Tisch. Alle seine Züge waren gespannt. Die

beiden Andern wendeten ebenfalls ihre Blicke gegen das schwarze Gewimmel, das sich in der Ferne auf der Landstraße bewegte.

„Bei Gottes Bart" rief der Stelzfuß auf-springend, „das ist ein Reisezug!"

Ja, seufzte der Maltheser, indem er sich zurück-lehnte, die Hände faltete und die Augen verdrehte: „Gott ist unserer durstigen Seele gnädig, da hat er uns einmal wieder die Landstraße gesegnet."

Jetzt erhob sich ein junger Mann von ernsten Gesichtszügen und kräftiger Gestalt. Er war nicht grade schön; aber er hatte so etwas treu-herziges und biederes in seinem Wesen, daß man es sich nur aus den herrschenden Ideen jener Zeit erklären kann, wenn er ein Gewerbe trieb, das man jetzt mit Recht für verbrecherisch und unehrlich hält. Ohne ein Wort zu sagen lehnte er sich weit aus dem Fenster, hielt dann die Hand über die Augen und schaute hinaus nach den schwarzen Punkten, die sich auf der fernen Straße immer mehr dem Walde zu bewegten.

Endlich sprach er: „Ja — Gott will es, daß wir nicht verderben sollen. — Das ist übrigens kein Handelszug der stolzen Reichsbürger; sondern ein seltsamer vergoldeter Kasten auf vier Rädern, wie ich ihn in meinem Leben noch nicht gesehen

habe. — Das Geleit besteht aus Dienern und einspännigen Knechten."

„Wird wohl ein geistlicher Schlemmer und Prasser sein," lachte der Stelzfuß mit den Gesichtszügen eines Mephistopheles, oder gar ein gnädigster Landesvater, der lieber der Vater aller Landeskinder wäre, oder eine fürstliche oder beihülfliche Buhldirne, die verliebter in den Landesschatz ist, als in den Landesherrn der ihr Schatz ist — wer könnte sonst mit solchem Prunk und zahlreichem Gefolge reisen?" —

„Möge Gott sie alle verdammen diese Blutsauger am Volke!" rief der junge Mann im edlen Unwillen, „Ihr seid doch auch dabei Ritter Selbitz? — es wird Arbeit geben, denn ich sehe da eine Anzahl einspänniger Knechte voran reiten und bewaffnete Diener hintendrein."

„Wenn es nur nicht der Frundsberg, mit seinen Mildheimern ist," bemerkte der Maltheser, „die haben alle den Teufel im Leibe. Die ganze Sippschaft der Frundsberger ist allzeit gegen das gute alte Recht der schwäbischen Junker und Herrn gewesen — Kraft dessen sie auf eigner Faust Fehde führen und Kaufleute und hohe Herrschaften niederlegen und schatzen, um das Geleitsgeld zu erheben."

„Alle Teufel, was hätten wir sonst von unsern

festen Häusern und Burgen, bei denen, seit den Kreuzzügen oft keine Hufe Landes mehr ist...“

„Sprich, seitdem es durstige Kehlen giebt unter der deutschen Ritterschaft, fiel der Malthe-ser ein. — Wir wenigstens kennen gewisse Leute, die einen schönen Weinberg nach dem andern an die Templer-Abtei verpfändet haben um Wein trinken zu können ohne auf die Kelter zu warten.“

„Ihr selbst genießt das Gnadenbrod, alter Schlauch,“ zürnte Selbitz und stampfte mit sei-nem hölzernen Fuß auf den Boden, „alle Teufel Ihr braucht es mir nicht vorzuhalten, daß ich nichts mehr habe als meinen alten Steinklumpen, der, weil er an keiner gangbaren Straße liegt, wenig mehr abwirft. — Meine Schuld ist es nicht wenn ich schmarrotzieren reiten muß, bei den Junkern meiner Freundschaft umher. Zu leben braucht der Mensch nicht; aber, wenn er einmal lebt, will er gut leben; sonst ist er schlech-ter als ein Hund.“

„Du bist auch ein Gauch — ein elender Patron, der noch keine drei Türken gespießt hat;“ wüthete der alte Maltheser, indem er kirsch-roth wurde vor Aerger, „der hierher kommt, sich voll zu saufen und zur schuldigen Danksagung den Ohm seines Gastfreundes, den alten Türkenfresser

tod zu ärgern, du bist ein Hundsv .... — weißt du das?“ —

„Nein Lügenkaiser, das weiß ich nicht,“ entgegnete Selbitz, mit einem sarkastischen verzerrten Lächeln, und schlug die Arme unter, schilt nur zu, du leerer Prahlwanst, aus den Zeiten sind wir heraus, daß man einen Schimpf nur mit Blut abwaschen zu können glaubte. Pah! — ich verlache alle ritterliche Zierlichkeit und Ehrliebe — die Ehre ist kein Wein, die man saufen kann. — Für Ehre kaufe ich keinen fetten Ochsen und durch zu reizbares Ehrgefühl verschließt man sich alle Häuser, worin gut getrunken wird. Laß es also gut sein, alter Kumpan, mich bringst du doch mit allem Schelten nicht in den Harnisch, laß uns dafür einmal trinken: „Gut, Glück auf der Landstraße!“ „Gottes Segen auf der Landstraße,“ sprach der Maltheser mit einem Anflug von Frömmigkeit, hob den Weinkrug vor den breiten Mund und that Bescheid.

Zuletzt trat der junge Götz von Berlichingen, der damals noch seine eiserne Faust nicht trug, sondern zwei gesunde, kräftige Hände hatte, wieder ins Gemach; denn er hatte sich entfernt gehabt um den Streifzug anzuordnen.

„Sie satteln schon,“ sprach er, „ich nehme auch Hackenschützen mit. Am Hohlwege vor dem

Teufelsthale legen wir Hinterhalt. Es sind ja doch nur die elenden Pfaffenknechte von der Templer-Abtei, wie der Burgwart meint. — Auch gut, daß es nicht der Frundsberg ist, der vom schwäbischen Bunde den Auftrag übernommen hat, die Straße und Gebirge von den Heckenreutern, Landstürzern und Wegelagerern zu säubern, wie sie uns nennen. — Nicht als ob ich mich fürchtete vor seinem kalten Eisen; denn wir wissen es Gott sei Dank auch zu führen und kämpfen mit Gott für unser gutes hergebrachtes Recht des Geleitzolls; aber dieser Herr Georg von Frundsberg ist eine treue ehrliche Seele, die ich lieben möchte, wie einen leiblichen Bruder. Schade, daß er so ein Herrnknecht geworden und nicht tüchtigen Freiheitssinn hegt, möchte sonst wohl Waffenbrüderschaft mit ihm schließen." —

„He! Hella!" rief Selbitz in wilder Lust, da wir schwatzen, verrinnt die Zeit, und der gute Fang zieht immer weiter, bis die Reisenden in das Gebiet der Hohenkrähner Junker von Hausner, oder der Freidinger kommen und dann hat unser Recht ein Ende. —

„Nun dann, in Gottesnamen!" sprach Götz von Berlichingen feierlich und nahm seinen Spieß, der an der Wand lehnte, in die Hand. Aber Sel-

dik, Ihr seid ein Bluthund, bei meinem Zorn, es werden Menschenleben geschont, so viel es sich thun läßt.

Es war etwa eine Stunde später, als die schwerfällige Karosse, von acht abgetriebenen Bauernpferden gezogen, sich auf der von vielen tiefen Fahrgleisen durchschnittenen Handelsstraße dahin schleppte. Eine Kutsche aus der damaligen Zeit wie diese hatte das Untergestell eines Frachtwagens. Darüber war ein großer auf den Hebebäumen feststehender Kasten angebracht, welcher mit vergoldetem Schnitzwerk überladen war. Hohe Koffer waren hinten und vorn auf den Trittbrettern aufgepackt. Pagen hingen an beiden Seiten am Kutschschlage, indem sie auf dem breiten Tritt standen. Die Fuhrleute gingen wie Treiber neben her. Bewaffnete Diener mit Packpferden folgten, unter Anführung eines Stallmeisters. Acht Trabanten — baumlange Kerle, mit bunten Wämmsern, seltsamen Federbarets und breiten Hellebarden auf der Schulter schritten an beiden Seiten. Zehn einspännige Klosterknechte, auf tüchtigen Ackergäulen reitend und schwer bewaffnet, ritten als Geleitsmannschaft voran.

Voraus ging ein regelloser Haufen von Bauern

mit Hacken und Schaufeln, um die schwere Reisemaschine loszugraben, oder Wege zu ebnen, wo es Noth that; das war einmal die beschwerliche Art zu Wagen zu reisen in jener Zeit in Deutschland; weßhalb Männer und Frauen, die nicht allzusehr verwöhnt waren, das Reisen zu Pferde vorzogen.

Kaum hatte dieser Reisezug die Höhe erreicht, so hallte ein gellender Pfiff durch die alten bemoseten Eichenstämme des Waldes und in demselben Augenblicke schienen alle Gebüsche von beiden Seiten des Weges von Waffen zu blitzen und zu leben. Mit Geschrei stürmten die Raubgesellen des Ritter Götz von Berlichingen auf die Klosterknechte und diese entflohen laut heulend, nachdem sie einige flache Schwerdthiebe oder Schläge mit den breiten Spießen auf die Gollor von Büffelleder und eisernen Pickelhauben empfangen hatten. Mit wenigen Hieben waren die Stränge der Pferde durchgehauen, mit welchen die erlöseten Frohnbauern das Weite suchten. Ritter Selbitz fing wildlachend ein Paar derselben bei den Kragen und trieb sie mit der flachen Klinge schlagend, vor sich her. „Ihr seid meine Privatgefangene!“ rief er. „Ihr Hallunken sollt mich statt des Lösegeldes in der Waldherberge zechfrei halten.“ Der Junker Götz aber ritt an den Kutschenschlag des mit vielen

Schnörkeln in reicher vergoldeter Bildhauer Arbeit verzierten Wagens und senkte ritterlich grüßend die blanke Klinge seines breiten kurzen Degens.

Wie wurde er betroffen, als ihn statt des fetten Prälaten, den er erwartete, ein Paar so schöne große Frauenaugen anstrahlten, wie er in seinem ganzen Leben noch nichts ähnliches gesehen hatte.

„Verzeiht, hohe Dame," redete er sie an. „Ihr habt kein Geleit genommen vom Berlichinger Schlosse. Darum seid Ihr nach altem Herkommen meiner Schatzung unterworfen. Ihr wollet daher tausend Kronthaler erlegen und dann mit Gott weiter ziehen."

„Que dit il? que veut le Sieur?" fragte die Dame mit einer stolzen Verwunderung, indem sie sich gegen den andern Kutschenschlag wandte, vor welchem ebenfalls ein junger Ritter hielt, dessen Gefolge von Reisigen eben vorsichtig im Gebüsch einer Bergschlucht hervorgeritten kam und sich mit aufgerichteten Lanzen hinter ihren Ritter aufstellten.

Dieser zuckte die Achseln und entgegnete: „non comprehendo te Donna bella. *)

---

*) Ich verstehe dich nicht, schöne Dame.

„Ah!“ rief diese auf lateinisch, „so seid Ihr der Dolmetscher seiner Rede — was will der grimmige Mann von mir — warum schlägt er meine Geleitsmänner? — Zum Räuber scheint er zu vornehm zu sein und für einen Edelmann zu gemein — welche barbarischen Sitten habt ihr hier in eurem schrecklichen Germania. Ich sehe die wilden Teutonen, aber nicht ihre Bärenfelle, nicht ihre Auerochsenhörner auf den Köpfen, wie sie Tacitus schildert. — Habe ich doch diesen alten Reisebeschreiber als **Guide-Voyageur** bei mir, nun finde ich alles anders, selbst die rauhe Sprache dieser Barbaren versteht kein civilisirter Mensch!“

Wir sehen, der kleine wunderhübsche Mund der schönen furchtlosen Französin war nicht auf die schmeichelhafteste Weise für beide Ritter und ihr unwirthliches Vaterland in Redefluß gekommen. Daß sie fertig lateinisch sprach, wenn auch eben kein ciceronianisches, darf uns eben so wenig wundern, als die Unkenntniß der beiden Ritter im Französischen. Jenes war Folge der klösterlichen Erziehung, die damals allgemein Sitte war. Latein war die Welt- und Hofsprache, die jeder Gebildete lernte, wogegen sich der deutsche seß- und wehrhafte Junker so wenig um die Sprache der Galanterie am französischen Hofe bekümmerte,

als ein pariser Fräulein um die Sprache der deutschen Barbaren.

So kam ein Verständniß zwischen jenen beiden zu Stande, wovon freilich Ritter Götz, der nur von einem unwissenden Caplan das lateinische Brevier zu beten mit genauer Noth erlernt hatte, nicht viel verstand. Doch errieth er bald die Absicht des ihm gegenüber haltenden Ritters.

„Wie — Sickingen?“ — rief er ihm zu, „welcher Teufel reitet Euch, mir Gottes Segen auf der Landstraße streitig machen zu wollen? — Gehört Ihr etwa auch zum Schwabenbunde, der sich anmaßt, Landfrieden im Reiche zu handhaben und das alte gute Recht der reichsfreien Ritterschaft zu kränken? — Treibt Ihr nicht selbst Wegelagerung, so gut als wir Berlichinger? — Gehört nicht die Beute dem, der sie zuerst ergreift und bin ich nicht von Gott und Rechts wegen Eigenthümer dieses edlen Frauenbildes und seines ganzen Gepäcks? — wenn es die Schatzung nicht zahlt? —“

„Gemach, Ritter Götz,“ entgegnete Franz von Sickingen, der damals noch ein schlanker junger Mann mit einem noch schwachen hellbraunen Barte und einnehmenden edlen Gesichtszügen war, „erinnert Euch, daß eben wegen des Zolls und Geleits durch den Haßlinger Wald seit hundert

Jahren beim Kaiser und Reiche ein Rechtsstreit zwischen unsern Familien obschwebt. Wir aber dürfen dem Rechte unsres edlen Hauses nichts vergeben; die Dame ist unser, denn hier beginnt der Jaxthäuserberg und damit unser Gebiet."

„Daß dich Gottes Donner in die Erde schlage," rief Ritter Götz aufflammend und führte mit seinem Schwerte einen Lufthieb, durch welchen ein starker Eichenhacken ohne Absicht vom nächsten Baum herabgehauen wurde; „möchtest du und der Teufel Zoll-, Geleits- und Lösegeld heben — was frage ich in diesem Augenblick darnach; aber wer will mich hindern, diese holde Maid auf mein Schloß zu führen und in ritterlicher Minne um ihre Gunst und Hand zu werben? —"

„Nun wohl, so laß uns kämpfen um dieses wunderholde Frauenbild, du brausender Eber!" rief Ritter Franz von Sickingen und warf seinem Gegner den Fehdehandschuh vor die Füße. Ein Knappe des Ritter Götz hob ihn auf und einen Augenblick später standen beide Ritter zu Fuß kämpfend einander gegenüber. Schon klirrten die Schwerter, daß es weithin schallte durch den Wald. Da dröhnte der trockne Haidegrund oben auf der Höhe des Waldes vom Hufschlag gallopirender Pferde. Im nächsten Augenblick schon wurde ein Reiterhaufen sichtbar.

„Gottes Frieden, Ihr Herrn!“ — rief eine volltönende Stimme und auf die Gefahr hin, von beiden getroffen zu werden, sprengte der Anführer des aus dem Waldesdunkel hervorbrechenden Reiterfähnleins zwischen die Kämpfenden.

„Wißt ihr nicht,“ fragte er, „daß es heute unsers Herrn Apostеltag ist; also ein Tag des Gottesfriedens, an welchem jede Fehde bei Strafe, als Gottlose mit Bann und Reichsacht belegt zu werden, untersagt ist? —“

„Wäre es nur kaiserliches Mandat, das den Landfrieden gebietet; ich würde es verlachen,“ sprach Ritter Götz und steckte sein Schwerdt in die Scheide; „denn,“ fuhr er fort, „Kaiser und Reich können nicht das Recht haben, einem freien Edelmann die freie Wehr zu untersagen; wenn aber die heiligen Kirchenconcilien es festgestellt haben, es sei sündlich an den Tagen des Herrn, vom Donnerstage bis zum Montage und an den Fest- und Fastentagen weltliche Fehde zu pflegen; so bin ich's zufrieden als ein frommer Rittersmann, daß der Spahn noch bis zum Dienstage vertragen werde.“

„Ich werde mich stellen hier am Ort,“ entgegnete Sickingen, und stieß sein Schwert in die Erde. „Bis dahin aber bleibe ich Verwahrer

jenes Frauenbildes auf Ritterwort und Ehre; denn mir ist der Besitzstand des Gebiets hier unter dem Jarxthäuser Berge zu gesprochen."

„Nun wohl," versetzte Herr Georg von Frundsberg, „das Geleitgeld mögt ihr gemeinschaftlich erheben und bei einem guten dritten Mann niederlegen; bis der Spahn, wie sich eignet und gebühret, durch Schiedsrichter nicht durch Selbsthülfe, vertragen ist; aber warum haltet ihr die Reisende auf; — wer hat hier Recht, den Pferden die Stränge abzuhauen und das Geleit fortzujagen?"

„Herr Ritter Georg," versetzte Götz von Berlichingen mit einem übermüthigen Hohnlachen, „Ihr solltet billig so klug sein, Eure Weisheit in der Tasche zu behalten, bedenkend, daß der Friedeschild übel fahren kann, wenn sich beide Streitende gegen ihn wenden. Was Ihr da vorschlagt, verletzt unser uraltes Geleitsrecht, nach welchem es uns freisteht, ganz nach Willkühr und Laune das Löse= und Geleitsgeld der Reisenden festzustellen, bis dahin aber, daß solches erlegt ist, Person und Gepäck derselben in ehrlich=ritterlicher Haft zu halten."

„Ihr möget große Lust haben, Eure Hand zu verlieren, Ritter Götz," sprach Georg von Frundsberg ernsthaft, „wenn Ihr die Reichsedikte,

die zuletzt Kaiser Friedrich II. zu Frankfurt im Jahre 1234 und zu Mainz 1236 erlassen, nicht beachten wollt, worin ausdrücklich bei Strafe des Handabhauens solche Erpressungen auf eigne Faust verboten sind.“

Es war als wenn Götz von dieser Mahnung wie von einem bösen Omen getroffen würde. „Handabhauen!“ rief er, „das wäre freilich das Aergste, was einem braven Reitersmann begegnen könnte. Lieber todt sein als kein Schwerdt mehr schwingen, oder keinen Zügel regieren. Uebrigens verlache ich solche Reichsedikte. Kaiser und Reichsfürsten haben gut Gesetze machen. Sie nehmen's im Großen, was sie uns im Kleinen verbieten. Wir kleinen Reichsritter sind aber eben so gut Freiherrn des heiligen römischen Reichs, als die Herrn auf der Grafen- und Fürstenbank — ein elender Wicht, der sich sein gutes Recht nehmen läßt — die Landstraße hier ist mein. Wenn sie Gott segnet, so will ich erndten, und jetzt rathe ich Euch, Georg von Frundsberg; reizt nicht meinen Zorn. Gottes Donner — ich ehre in Euch den Biedermann, aber hasse Euch als Herrendiener und Fürstenknecht.“

„Kaiserliche Mandate kommen außer Gebrauch,“ entgegnete Franz von Sickingen, „wäre es nicht der Fall, warum müßten sie so oft erneuert wer-

den. Einem von uns beiden gehört diese reisende Frau. Auch ich lasse mir mein gutes altes Recht nicht nehmen."

„Götz," sprach Frundsberg und steckte seinen kurzen breiten Degen in die Scheide, „für einen ehrliebenden Ritter habe ich Euch immer gehalten. Darum mache ich Euch selbst zum Schiedsrichter gegen Euch selbst. Schaut auf dieses holde Frauenbild. Schutzlos wie sie ist, harrt sie unsrer Entscheidung. Sollte denn unter drei edlen Rittern des Schwabenlandes nicht mehr als einer sein, der noch das Blut seiner Ahnen in sich regen fühlt und sich erinnert, was bei Ehre und Gewissen unsre mannhaften Vorfahren gelobt haben? — was war ihnen die erste Ritterpflicht — was sollte uns selbst noch heilig sein?"

„Schutz den Frauen!" sprach Ritter Götz mit niedergeschlagenen Augen und eine dunkle Röthe der Scham glühte auf seinen braunen Wangen.

„Bei Gott! — Ihr habt aus meiner Seele gesprochen," rief Franz von Sickingen mit Feuer, indem er beiden die Hand reichte, „wie kann doch edle Gesinnung in menschlicher Seele oft eingeschläfert werden durch gewöhnliche Alltäglichkeit des Lebens und Treibens. Ich danke Euch, braver Frundsberg — Ihr habt ein neues Licht angezündet in meiner Seele. — Mit der Mahnung

an das edlere Ritterthum der Vorzeit habt Ihr mir die Aermlichkeit und Schlechtigkeit des heutigen Junkerwesens aufgedeckt. Dank dir, Georg, für das gute Wort zu rechter Zeit.“

„Das half Gott dir sprechen, mein alter Junge,“ rief Georg von Frundsberg vom Gaule springend, und umarmte den edlen Sickingen.

„Nehmt mich in Eurem Bunde zum dritten Bruder!“ rief Götz von Berlichingen und umarmte beide. Und so schwuren denn die drei jungen Ritter, von einem weiten Kreise ihrer Reisigen und Knechte umgeben, einander Blutbrüderschaft und Treue für das ganze Leben. „Mit Vorbehalt der Freiheit!“ rief Ritter Götz, „lieber todt möchte ich sein, als ein Fürstendiener und Pfaffenknecht. Des Volkes Rechte und meine eigenen Standesvorrechte und Freiheiten werde ich vertheidigen, so lange ich noch Mark in den Knochen und Blut in den Adern fühle. Fehde für immer und geschworene Feindschaft den schwelgerischen Fürsten, feisten Prälaten und übermüthigen Kaufherrn; doch Ehre den Frauen! — von Geleitsgeld und Gefangenschaft sei hier nicht mehr die Rede.“

„Jeder freie Mann folge rücksichtslos seiner Ueberzeugung,“ sprach der Ritter Franz von Sickingen. „Ich für mein Theil habe heute zum

letztenmale die Landstraße befahren, um Geleitsgeld zu erheben. Dem Proceß wegen des Gebiets im Haßlacher Walde werde ich freudig entsagen, denn mich zieht es fortan in einen höheren Wirkungskreis an des Kaisers Hoflager. Ihr wißt es, Freunde, daß ich in Bologna die Rechte studirt habe und die ritterlichen Fehden in der Heimath als kurzweiliges Waffenspiel, sonder Eifer und Zorn betrieben. Ich entsage hiermit feierlich alle dem kleinlichen Treiben des schwäbischen Junkerthums und hoffe, so Gott will und das Glück mich begünstigt, einmal als Kaiserlicher Rath dazu beizutragen, daß ein fester Rechtszustand in Deutschland sich bilde und endlich der so oft ausgeschriebene Landfrieden kein Spott und Hohn mehr bleibe, sondern Wahrheit werde.“

„Du, mein Bruder Götz,“ entgegnete Georg von Frundsberg, mögest mit Gott, deinem Gewissen und deiner Ehre zu Rathe gehen, dann wird die bessere Ueberzeugung folgen. Dich, Sickingen, wird dein Entschluß auf ein glattes Eis der Hofkabale führen, wohin ich dir wahrlich nicht folgen möchte; mein Lebenszweck dagegen ist das ernste Kriegerhandwerk; doch nicht in kleinlichen Fehden und nutzloser Rauferei mag ich mich abmühen; sondern ein großartiges zünftiges Anordnen des Heer- und Wehrstandes, wie es Kaiser Max

ausgedacht, sei meine Freude; in großen gewaltigen Feldschlachten erweitere sich meine Brust; um dann der hundertfältigen Lebensgefahr entronnen, mit desto freudigerem Gemüthe, mit begeistertem Dankgefühle meine Seele zu Gott erheben zu können. Und darum, Freunde, werde ich dem Kaiser oder jedem Reichsfürsten dienen, wer mich fordert; doch nicht als Knecht, sondern als freier Mann, der nur großes Spiel zu wagen liebt; um das Höchste zu gewinnen — das Hochgefühl der Seele, die glaubensinnig auf Gott vertraut."

Was die französische Dame bei diesem Dreigespräch der begeisterten Ritter dachte und fühlte, möchte sich schwer errathen lassen. Als eine Frau, die es gewohnt war, mit Männerherzen zu spielen und durch einen Blick aus ihren schönen Augen die kräftigsten Gemüther zu besiegen, kannte sie keine Furcht und hielt, mit verzeihlicher Eitelkeit, die ganze Scene, die sich vor ihren Augen darstellte, für einen Sieg ihrer Schönheit. Daß man sie als Gefangene betrachtete, glaubte sie nach allen Umständen nicht bezweifeln zu dürfen; auch litt es ihrer Meinung nach keinen Zweifel, daß die Ritter um ihren Besitz gekämpft hätten, und jetzt darüber friedlich und einig geworden seien.

Gewohnt, Männer nach ihrer Laune zu beherrschen, sah sie in dem Glücklichen, der sie heim=

führen würde, schon ihren Anbeter und Sklaven. Gern hätte sie gewußt, wer von diesen dreien der vom Glück Begünstigte sein werde. Keiner von ihnen hatte etwas Abschreckendes, im Gegentheil musterte sie die männlich-kräftige Schönheit eines jeden dieser jungen Männer und unterhielt sich, im seltsamsten Gegensatz zu dem feierlich bewegten Gespräche dieser jungen Herkulese am Scheidewege der Tugend, damit, sich für die lange Weile der nächsten Tage einen Liebhaber unter ihnen zu wählen.

Die drei Ritter hatten nicht ermangelt, nachdem der erste Aufschwung ihres Gesprächs vorüber war, sich der ritterlichen Pflicht der Höflichkeit gegen die Dame, durch welche der Streit veranlaßt war, zu erinnern. „Wir müssen,“ sprach Frundsberg, „die Unruhe, worin ihr sie versetzt habt, wieder gut machen. Einer von uns muß sie einladen, einige Tage sich deutsche Gastlichkeit gefallen zu lassen.“

„Freudig stimme ich bei!“ rief Ritter Götz, „mein Schloß da oben liegt am nächsten und mir gebührt um so mehr die Genugthuung zu leisten, da ich ihr als der erste Angreifer solche schuldig bin.“

„Ich für mein Theil,“ entgegnete Sickingen, „leiste, wenn auch nicht ganz gern darauf Ver-

zicht; mein Bräutlein ist eifersüchtiger Natur und das Junggesellenleben auf meinem Schlosse möchte wenig geeignet sein, Ehre einzulegen bei einer Dame, die ohne Zweifel an den Ton der Galanterie des französischen Hofes gewöhnt sein wird.“

„Derselbe Grund möchte auch Euch hindern, mein lieber Freund und Waffenbruder, Ritter Götz — und wer weiß daneben, in welchen Verhältnissen diese dann lebt? — ob es ihr nicht Mackel an der Ehre bringt, bei einem einsamen Junggesellen gehauset zu haben.“

„Ich übergebe mich Eurer bessern Einsicht,“ entgegnete Götz, „Ihr seid beweibt, Ritter Georg, und wahrlich, Eure zierliche Hausehre wird den Ruhm deutscher Gastlichkeit nicht sinken lassen.“

„Es sei,“ entgegnete Georg von Frundsberg, nahte sich dem Wagen und lud mit wenigen aber treuherzigen Reden die schöne Fremde ein, auf seinem nahen Schlosse zu herbergen.

Auch Frundsberg wußte sich lateinisch mit vieler Leichtigkeit auszudrücken; denn seine Erziehung im Schlosse seiner Väter war in keinen ungeschickten Händen gewesen.

„Um so lieber nehme ich Eure Einladung an,“ entgegnete die Französin auf die verbindlichste Weise, „als mein armes Knäblein dort siech gewor-

den ist und so gut der Ruhe bedarf, als ich, dessen kaum vom Kindbett erstandene Mutter."

Damit hob sie mit den feinen Fingerspitzen den Schleier von einem Kinde, das zart und weiß wie ein Wachsbildchen auf dem Schoße der ihr gegenübersitzenden Wärterin lag.

Es ist unmöglich, die seltsame Ueberraschung der drei Ritter bei diesem unerwarteten Anblick zu schildern. Betroffen sahen sie sich einander an. Götz von Berlichingen schien dadurch augenblicklich von seiner schnell erwachten Leidenschaft für die schöne Unbekannte geheilt zu sein. Er versprach Pferde zu senden, um sie weiter nach Schloß Mildheim zu schaffen, und jagte ohne Gruß davon.

Erst spät am Abend traf die schöne Reisende in Georgs Begleitung auf dem Mildheimer Schlosse ein und wurde von Frau Katharina, geborne von Schrovenstein, des Ritters junger Gattin, wohl nicht ganz ohne Verwunderung und leichte Verstimmung, doch mit deutscher Herzlichkeit und zarter Frauenweise empfangen.

Drittes Kapitel.

Französische Coketterie und deutsches Familienleben.

„Où peut-on être mieux, qu'au sein de sa famille?"

Französisches Volkslied.

Im herrschaftlichen Schlosse zu Mildheim befand sich die Französin seit sechs Wochen, ohne daß sich das Räthsel ihres Standes und Herkommens und des Zwecks und der Veranlassung ihrer Reise gelöset hatte. Die gastliche Treuherzigkeit des Frundsberg'schen Ehepaars wußte sich zwar nicht mit Complimenten uud galanten Höflichkeitsformen zu befassen; aber mit dem Zartgefühl des reinen unverdorbenen Natursinns, forschte keines von beiden nach dem: „woher? und wohin?" Die Lakaien und die Kammerfrau der Fremden waren erst in den Bädern von Spaa angenommen, die Wärterin gar erst in Aachen, wo die Französin ihre Niederkunft gehalten hatte. Sie ließ sich Frau Markise nennen. — Das war aber auch Alles, was die kaum zu unterdrückende Neugier der guten Frau Katharina erkundet hatte.

Die Französin schien sich bald auf dem Mildheimer Schlosse in ihrem Element zu finden; doch auf eine Weise, die der deutschen ehr- und sittsa-

men Hausfrau wenig zusagte und später ihr auch wohl manche heimliche Thräne kostete. Hatte sie es gleich schon am ersten Tage bemerkt, doch in ihrer Reinheit und arglosen Sitteneinfalt kaum zu deuten gewußt, daß die Markise sich mit einer Freiheit und Leichtigkeit des Umgangstons über alle die Anstands- und Schicklichkeitsregeln hinwegsetzte, welche der züchtigen deutschen Ritterfrau, die frommen Ursuliner-Nonnen im Kloster der heiligen Clara am Steg, wo sie ihre einfache Erziehung empfangen, eingepredigt hatten; so mußte die arme Frau auch oft erröthen, wenn die Dame nach der damaligen leichten, französischen, galanten Sitten, bald im Bette, bald bei der Toilette männliche Besuche annahm, bald in so leichtfertiger Kleidung, der Schulter, Nacken und Busen unverhüllt lassenden Mode erschien, so daß Frau Katharina oft nicht wußte, wohin sie ihre Augen wenden sollte. Es lag übrigens in dem Wesen der Markise so etwas Gebietendes, eine so angeborne Würde und Hoheit, bei der feinsten weiblichen Cokefterie, daß selbst nicht Herr Georg von Frundsberg und noch viel weniger dessen stille sanfte Frau Käthe sich einer gewissen Herrschaft ihres Willens zu entziehen vermochten. Bald lebte die sonst so stille Burg Mildheim von fremden Gästen und Dienern. Ein Fest trieb das andre. Jagden,

Bankette, Tänze, Mummenschanz und Besuche auf den benachbarten adlichen Gütern füllte im buntesten Wechsel, mit niegesehner Pracht und Verschwendung Tage und Nächte. Bald betrachtete der ganze Adel die schöne Markise als das Muster des guten Tons und der Mode. Man bemühte sich, französische Redensarten zu lernen, um ihr eine Artigkeit in ihrer Landessprache sagen zu können, und sie selbst eignete sich mit wunderbarer Leichtigkeit deutsche Worte an, die ihr niedlicher kleiner Mund oft drollig genug aussprach.

Zu den täglichen Gästen auf dem Schloß Mildheim gehörten damals die Ritter von Sickingen und Götz von Berlichingen. Beide junge Männer waren bald sterblich in die schöne Französin verliebt. Götz von Berlichingen warb ernstlich um ihre Hand; sie lachte darüber, ohne ihm jedoch ganz alle Hoffnung zu benehmen. Franz von Sickingen wurde kalt gegen seine Braut, die ihn zärtlich liebte mit der vollen Innigkeit eines deutschen Frauengemüths. Sie grämte sich darüber, wurde siech und zog sich in ein Kloster zurück, um den Schleier zu nehmen. Aber das Schlimmste war noch, daß sogar der biedere Georg von Frundsberg sich des bösen Buben, der die Liebespfeile verschießt, nicht hatte erwehren können. Seine gute Frau Käthe konnte ihm nichts mehr recht

machen. Ihre Liebkosungen widerten ihn an; ihre stillen Thränen waren ihm unangenehm. Die glänzende Erscheinung jener Französin hatte ihn hingerissen und die stille bescheidene Hausfrau plötzlich in den Schatten gestellt. Er fing an, sich unglücklich zu fühlen in einer Verbindung, die sonst das Glück seines Lebens gemacht hatte und war nur glückselig in der Nähe der Fremden, die jedoch mit ihm und allen übrigen Rittern nur ihr loses Spiel zu treiben schien.

So gerieth er mit sich selbst in Zwiespalt. Die arme Frau Käthe wurde immer bleicher und stiller; er bemerkte es nicht. Er dachte nur darauf, der schönen Fremden Aufmerksamkeit zu bezeigen und fing schon an, um ihr zu gefallen, sich fast geckenhaft in die weit faltigen kurzen Pluderhosen und ein geschlitztes Wams von Sammet zu kleiden. Er trug spitze Schnabelschuhe, denen nur noch die silbernen Glöcklein und Schellen fehlten, um den ersten Stutzern seiner Zeit zu gleichen. So gekleidet kehrte er einst spät nach Mitternacht aus dem Kabinet der Markise zurück. Er hatte sie, da sie Unwohlsein vorgegeben, vom Banket dorthin begleitet gehabt und hier war sie ihm wie erschöpft in die Arme gesunken, indem sie ihn anflehte ihr die Spangen ihres Gürtels

zu lösen, weil sie sonst ohnmächtig werden würde. — Wir mögen dem verbuhlten Wesen dieser Frau nicht Schritt vor Schritt folgen; aber Georg war warm geworden. Er hatte sich so weit vergessen, ihr einen Kuß auf den kleinen schwellenden Mund zu drücken, den sie wie durstig und unersättlich erwiederte. Da war es eben das Unweibliche im leidenschaftlichen Wesen dieser Frau, das ihn zur Besonnenheit zurückführte. Er wand sich los aus ihren Armen und trat mit dem Gefühl der Reue vor seine Katharina.

Die schöne sanfte Frau mit den feinen unschuldigen Gesichtszügen blickte ihn an, lächelnd durch ihre Thränen. Georg war unbeschreiblich befangen. Er wollte ihr in der Verlegenheit seinen zweijährigen Sohn, seinen Liebling, den kleinen braungelockten Kaspar vom Schoße nehmen um das Kind zu herzen, wie es sonst seine gemüthliche Weise gewesen war. Da wendete sich das Kind von ihm ab und barg das Gesicht an den Busen seiner Mutter. Georg von Frundsberg fand darin einen stummen Vorwurf mehr für sich und sein Benehmen. Ohne ein Wort zu sagen verließ er das Gemach. Er legte die prunkende Kleidung ab, zog sein hirschledernes Wams an und den mit Pelzverbremten kurzen Waffenrock, nahm eine Wachskerze und begab sich in die Haus-Kapelle.

Hier blieb er wohl eine Stunde still betend auf seinen Knieen liegen. Der edle gemüthliche deutsche Mann hatte sich Rechenschaft über sich selbst abgelegt. Er erkannte seine Thorheit, bereute sie und bat Gott, ihm die Sünde zu vergeben. Er verglich bei solchen Gesinnungen noch einmal seine Katharina mit der Markise. Jetzt fiel der Vergleich zu dem Vortheil der Erstern aus. Auf der einen Seite die sittlich reine, zartfühlende Weiblichkeit, das häuslich ehrbare Wesen, die milde Demuth und sanfte Dulderin; auf der andern, das kokette, verbuhlte Weib, die bis zur Frechheit freier Weltdame, die Vergnügungssucht und das herrische, intriguanten Wesen, wie hatte er so verblendet gewesen sein können? er begriff sich selbst nicht. Selbst die zarte frische Jugendfarbe der Gesundheit auf den sanft gerötheten Wangen seiner Gattin hatte die Fremde auf ihren dunkel durchscheinenden südlichen Teint nur durch weiße und rothe Schminke nachahmen können. Konnte auch das sanfte blaue Auge der deutschen Frau nicht den Rausch wilder Sinnlichkeit verheissen, wie das dunkle Gluthauge der Fremden und ihre üppige Körperform; so sind es ja grade die mildern Genüsse des Lebens, die innigeres Entzücken und dauerndes Glück gewähren, als aller Freudenrausch der nur Reue und Ueberdruß zurückläßt.

Nach solchen Betrachtungen beschloß Georg von Frundsberg als Mann zu handeln. Noch in derselben Nacht ließ er die Leute der Markise wecken, ihre Equipage packen und damit Tagesanbruch ihr durch seinen Hauskaplan sagen: es sei Alles bereit zu ihrer Abreise.

Die Markise war ausser sich. Ihr Stolz war beleidigt wie ihre Eitelkeit. Zum erstenmale in ihrem Leben war ihr ein Mann, den sie umstricken wollte, aus dem Garn gegangen; zum erstenmale, sah sie sich schnöde abgewiesen. Aber eben diese männliche Charakterfestigkeit in Frundsbergs Wesen, hatte in ihrer Seele ein Gefühl erweckt, das sie für wahre Liebe hielt; denn zum erstenmale hatte sie Achtung für einen Mann empfunden der bis dahin vielleicht nur ihr heißes Blut in Wallung versetzt hatte. Alle anderen Männer die sie kannte hatten sich vor ihr erniedrigt, freilich auch mit Ausnahme eines Einzigen, seufzte sie — alle jene Höflinge waren Sclaven ihrer Launen gewesen über die sie sich ungestraft lustig machen konnte; jetzt war ihr ein Mann in der vollsten Bedeutung des Worts mit Würde und Kraft des Charakters entgegen getreten und dieser Mann wollte sie von sich weisen. Was sollte sie beginnen? — sie befand sich in der höchsten Aufregung. Ohnmachten wechselten bei ihr mit krampfhaftem

Lachen, mit Thränen uud Verwünschungen. „Wo ist er?“ rief sie plötzlich, wie wild umher blickend. — „Ha dort! — der Barbar — der Grausame!“

Frundsberg war eingetreten um ihre Abreise zu beschleunigen und sie persönlich zu überzeugen, daß eine Willensänderung von seiner Seite nicht zu hoffen sei. Einmal entschlossen und über sich selbst im Klarem, war er viel zu offen, gerade und charakterfest um nicht den Muth zu haben, die Frau, die seinen häuslichen Frieden gestört hatte, selbst zum Wagen zu führen. Die Markise aber war so ausser sich, daß sie sich mit einer Leidenschaftlichkeit von der wir in unsern Himmelsstrichen keine Vorstellung haben, an seinen Hals warf und als er sie von sich drängen wollte, an ihm niedersank und seine Kniee umklammerte.

Hat einmal eine Frau die Gränzen der Weiblichkeit überschritten, so giebt es auch keine für die Ausbrüche der Leidenschaft mehr. Die sonst so stolze Gebieterin aller Männerherzen flehte jetzt, wie ein winselndes Kind um seine Liebe.

Georg von Frundsberg war edel und zartfühlend genug, um sie nicht mit Roheit von sich zu stoßen. Er hob sie auf, führte sie auf ein Sopha. Hier suchte er nur erst die Wellen ihrer Leidenschaft-

lichkeit zu ebenen. Es gelang ihm dem Gespräche einen ruhigeren Gang zu geben. Jetzt bekannte er ihr die Ursach, weshalb er unwiderruflich auf ihre Entfernung dringen müsse. Die Markise schwieg. Vor sich nieder blickend zupfte sie nachdenkend an einer Schleife ihres Morgenanzuges.

„Ihr seid ein berühmter versuchter Krieger Herr Ritter, sprach sie nach einer Pause, seid Ihr der sanftern Leidenschaft der Liebe unzugänglich; so steht doch Euer Sinn nach Ehre und Ruhm. Wie, wenn ich Euch beides im höchsten Maße gewähren könnte? — Zum Feldherrn seid Ihr geboren. Ich würde Frankreich einen Dienst erweisen, wenn ich Eure Erhebung zum Marschall bewirkte. — Ihr seid erstaunt. Ihr betrachtet mich unglücklich? — Meine Ehre zum Pfande — tretet in französische Dienste; übernehmet die Reform unsres versunkenen Heerwesens. In drei Monaten seid Ihr Connetabel von Frankreich, mit einer Million an Domainen. Und das sei nur der Anfang einer Gnade. Eure Söhne, werden Markisate empfangen, Euch selbst windet der Herzog Titel in der Ferne, freilich würdet Ihr dann wohlthun eure fromme gute Hausfrau in ein Kloster zu senden. Sie soll Priorin eines adligen Stifts werden. In solchem Wirkungskreise wird der guten Frau wohler sein, als

an einem Hofe, wo Ihr als der erste Stern männlicher Ritterschaftlichkeit glänzen werdet."

„Dame!" sprach Frundsberg sich von ihrer Seite erhebend, und betrachtete sie mit einem scheuen Blick, „besinnt Euch! — Eure Nerven sind angegriffen durch die Alteration. Ihr habt ein Fieber, denn Ihr redet seltsame Phanthasien, oder ...."

„Ihr seid wahnsinnig," lachte sie krampfhaft, „wahrlich, verdenken kann ich es Euch nicht, wenn ihr nach solchen Verheissungen, die namenlose Fremde für irrsinnig haltet. Aber mit einem Wort könnte ich Eure Zweifel beseitigen und Euch zwingen, wenn Ihr höfliche Sitte und Anstand achtet, vor mir niederzuknieen und den Saum meines Gewandes zu küssen. Aber ich gebe Euch nicht Wort und Zeichen, bevor Ihr mir nicht durch Handschlag und Ritterwort gelobt, falls ich beweise, daß es in meiner Hand liegt die Marschallsstäbe von Frankreich zu vertheilen, Millionen zu verschenken und in den Grafen- und Herrnstand zu erheben, daß Ihr mir erlauben wollt Euch glücklich zu machen."

„Auf Eure Weise, meine gnädige Frau," entgegnete Georg mit milder Festigkeit, „Ihr werdet mir nur das geraubte Glück wiedergeben, wenn ihr dieses Schloß so bald als möglich verlassen wollet."

Jetzt erhob sich die Fremde; maß den deutschen Ritter mit einem unbeschreiblichen Blick voll Hoheit und Stolz. „Adieu!“ sprach sie dann, wendete sich ab und entließ den seltsam betroffenen Mann mit einer leichten Verneigung und Handbewegung.

Einige Minuten später bestieg sie ihre schwerfällige vergoldete Carrosse, vor welche Frundsberg acht starke Pferde hatte spannen lassen. Das heitere Frostwetter begünstigte ihre Reise.

Katharina hatte in ihrem Closet von dem Allen nichts erfahren. Den größesten Theil der Nacht hatte sie schlaflos durchweint und erst gegen Morgen war sie fest eingeschlafen. Sie erwachte erst ungewöhnlich spät. Aber wie sie die Augen aufschlug neigte sich ihr geliebter Georg herab auf ihre Kniee. „Kannst du mein verzeihen, du Engelsweib,“ flüsterte er mit der weichen Stimme einer tiefen Gemüthsbewegung, „die Stöhrerin unseres Friedens habe ich genöthigt abzureisen, willst du mich wieder an und aufnehmen in deinem Herzen? —“

„O Gott — o Gott!“ rief sie auf jubelnd und umschlang ihn mit den beiden weißen, runden Armen, „mein Herr und Gatte ist wieder mein! — o ich Glückliche! — o mein Georg! —

Da verschlossen heißere Küsse als jemals ihre

Lippen und wie beide aus dem Taumel einer nie geahnten Glückseligkeit erwachten, war es der kleine Kaspar, der schalkhaft lachend wie ein kleiner Amor beider Köpfe mit seinem Aermchen umschlossen hatte.

Nicht lange nachher entstand ein seltsames Getümmel im Hause. Die fremde Markise hatte ihr Kind mitzunehmen vergessen, ob absichtlich oder arglos, blieb unbestimmt. Fast fühlte man sich geneigt das Letztere anzunehmen, da sie sich sehr wenig um ihr von einer Amme gestilltes Söhnchen bekümmert hatte, und die Aufregung der letzten Stunde wohl nicht geeignet war die leichtsinnige Frau jetzt noch, an ihre so oft aus den Augen gesetzte Mutterpflicht zu erinnern. Die Wärterin schlief mit diesem Kinde entfernt genug, um von dem Geräusch der Abreise nichts zu hören.

„Wollen wir das Kind ihr nachsenden?" fragte Frundsberg.

„Warum es nicht als ein versöhnendes Geschenk des Himmels betrachten," entgegnete Katharina schmeichelnd.

„Es sei," versetzte Georg von Frundsberg, und der fremde Knabe, der seltsamste Findling, der jemals frommen Herzen anvertraut gewesen sein mag, wurde auf dem hohen Schlosse zu Mildheim, von Georg und Katharina an Kindes-

statt angenommen. Statt seines französischen Taufnamens **Dieu-donné** wurde Gottwalt genommen.

Was sich weiter mit ihm ereignete, werden wir später erfahren.

Viertes Kapitel.

Geschichtlicher Rückblick. — Reichsstädtisches Leben. — Schwäbisches Junkerthum. — Ulrich von Hutten. — Frundsbergs Gattin und Töchter. — Kunigunde von Rosen. — Stephan Hausner und seine Raubgesellen.

Seitdem waren an zweiundzwanzig Jahre verlaufen. Kaiser Max war gestorben und Carl V., König von Spanien war zu Achen als deutscher Kaiser gekrönt. Auf Frankreichs Throne herrschte der junge ritterlich galante König Franz I.; heiße Kriege hatten sich zwischen Beiden in Italien entsponnen und Georg von Frundsberg hatte als kaiserlicher Feldobrister und als einer der Heerführer des schwäbischen Bundes hohen Kriegsruhm gewonnen. Franz von Sickingen war kaiserlicher Rath und Oberster geworden; Götz von Berlichingen aber lebte mit der ganzen Welt in Hader und Fehde. Er trug jetzt eine eiserne Hand und sein eiserner Trotzkopf verwickelte ihn in gar manche Ungelegenheit. Um diese Zeit war Herr Georg von Frundsberg aus Italien zurückgekehrt,

alle Städte des Bundes beeiferten sich dem gefeierten Kriegeshelden hohe Ehren zu erweisen und das freie Reichsstädtlein Kaufbeuern, wollte hinter den übrigen Städten des schwäbischen Kreises nicht zurückbleiben.

Da war nun in dem freien Reichsstädtlein Kaufbeuern um die Faschingszeit des Jahrs 1522 ein wunderlich bewegtes Leben.

Viel fremdes Volk zog durch alle Thore ein, Ritter, Herrn und Edelfrauen, mit großem Gepränge und Gefolge, wilde phantastisch herausgeputzte Junker, gartende brodlose Landsknechte, Zigeuner, Juden und andres loses Gesindel. Es hatte nämlich der wohlweise Rath der Stadt, beschlossen den hochberühmten Feldobristen Herrn Georg von Frundsberg auf Mildheim durch ein feierliches Ringelrennen, ein Banket auf dem Rathhause und Mummenschanz in den Straßen, eine Ehre zu erweisen. Einladungen waren weit und breit an die Herrn vom Bunde und an die rittersässigen Junker ergangen. Nicht weniger, war nach der gastfreien Sitte der alten Zeit, von allen Thorthürmen herab, durch die Herolde bei Trommelschlag ausgerufen; daß Jedermann wer es auch sei, nur mit Ausnahme derer, die der Reichs-Ober- oder Unteracht verfallen, freies Geleit gewährt und Leib und Leben, Gut und Blut gesichert

werde. Krüppel und Lahme, Blinde und Aussätzige waren auf der Landstraße eingeladen, sich von der Freigiebigkeit eines edlen Raths auf drei Tage bewirthen zu lassen. Auf dem Markte wurde ein ganzer Ochse gebraten und dem Volke Preiß gegeben. In dem kunstreich getriebenen metallenen Boden des Rathsbrunnens auf dem Markte sprudelte weißer und rother Wein. Kupfermünzen wurden von dem Herold der Stadt mit vollen Händen unter das Volk ausgeworfen. Die Klöster hatten ihre Pforten geöffnet und spendeten Brod und Bier; die Küche eines jeden wohlhabenden Bürgers war zur Garküche geworden, denn alle Kessel dampften Tag und Nacht, und so lange es noch Volk gab, das sich einlagerte, wurde Hirsebrei und Grütze, die beliebte Hausmannskost unserer Altvordern mit vollen Tellern, jedem in die hohlen Hände gegeben so viel er nur mochte. Hundert Faß Bier lagen im Felsenkeller eines edlen Raths zum unentgeldlichen verschenken, und kaum bedurfte es der Freigebigkeit um aus einem Umkreise von zehn Wegestunden alles lose Gesindel in die gastfreie Stadt zu locken, die auf drei Tage ihre Thore und Säckel geöffnet hatte. Mochte auch der ehrsame Bürger noch so sehr durch das hungrige Geschmeiß und die frohen Gesellen belästigt werden; so achtete man doch dessen nicht und

war lustig und guter Dinge. Die guten Bürger setzten einmal ihre Ehre darin, daß noch Kind und Kindeskind von den in Saus und Braus verlebten Tagen in Kaufbeuern reden sollte und keiner war, der sich nicht geschmeichelt fühlte, wenn gartende Landsknechte bei allen Teufeln fluchten, daß sie auf allen Landstraßen und in aller Herrn Ländern die Freigebigkeit der Bürger, Herrn und Junker von Kaufbeuern zu preisen wissen würden.

In dieser tollen, übersprudelnden Zeit des reichsstädtischen Lebens war es, als man auch in dem großen steinernen Hause, des reichen Senator von Rosen am Markte, eine Lebendigkeit bemerkre, die sonst der fast klösterlichen Stille dieses Hauses fremd gewesen war. Bedeutende Gäste waren dort theils eingetroffen, theils wurden sie noch erwartet. Die hohe hagere Frau mit den feinen fast gespenstisch bleichen Gesichtszügen, mit der tief in die Stirne gehenkten Schnappenhaube von schwarzem Sammet, und dem Schlüsselbunde am Gürtel, die da ernst und anredend durch die Gemächer schritt, gefolgt von geschäftigen Dienerinnen und begleitet von einem wunderholden Fräulein, das war die ehrsame Hansfrau des Rathsherrn Hans von Rosen, die vom Jahrelangen Siechbette auferstandene Frau Regina von Rosen. Das Fräulein aber, das

geschäftig Hand anlegte, um jede Anordnung sogleich zu vollziehen, war Kunigunde, die der alte Herr und die Frau von Rosen ihr herzliebes Töchterlein nannten. So oft ihre Geschäfte sie durch den großen Ahnen-Saal führten, in welchem ihr Vater, der Rathsherr in tiefes Gespräch versunken, mit einem Fremden auf und niederschritt, der seit einigen Wochen zu ihren Hausgenossen gehörte, mußte sie die Augen niederschlagen.

Es war dem wunderlichen Mädchen unmöglich, den tiefen, seelenvollen Blick zu ertragen, womit der bleiche Mann sie verfolgte, indem sein Gespräch mit ihrem Vater in Verwirrung gerieth. Und dennoch konnte sie es nicht lassen, ihn mit Theilnahme zu betrachten, so oft es nur immer unbemerkt geschehen konnte; es lag so etwas unbeschreiblich Geistreiches nnd Angenehmes in seinen regelmäßigen, aber nicht grade schönen Gesichtszügen, daß er ohne Widerrede zu den interessantesten Erscheinungen seiner Zeit gehörte. Mochte sie sich täuschen über die Ursache ihrer Theilnahme für diesen Gast, und das Mitgefühl, das seine unter ihrer Pflege kaum überstandene Krankheit in ihrem Gemüthe erregt hatte, für die einzige Ursache ihres Wohlwollens für den Fremden halten; so war es doch jedenfalls das unbewußte Walten einer gewissen geistigen Sympathie, oder

auch die unbegreifliche Macht des höher begabten Geistes, vielleicht auch die Vorahnung künftiger, tiefer greifender Lebensbeziehungen, was Kunigunden die ganz seltsame Gemüthsbewegung gab, wenn sie sich in seiner Nähe befand.

Das Erscheinen dieses Fremden in Kaufbeuern hatte sich unter ganz sonderbaren Umständen ereignet. Am Sonntage Petri Stuhlfeier war gegen Abend ein fahrender Schüler eingewandert durch das düstre Sanct Pauls-Thor von Kaufbeuern. Seine Kleidung war einfach und fast ärmlich: ein geschlitztes Wamms und enge, gepuffte Lederhosen, kurze hängende Reiterstiefel, ein kurzer weiter Mantel über die eine Schulter geworfen, ein Sammthütlein mit geschlitztem Rande, an welchem einige Schreibfedern steckten — das war der ganze Schmuck des nicht mehr ganz jungen Mannes, dem Siechthum und nächtliche Studien, in der letzten Zeit auch wohl starke Kriegsstrapatzen und ermüdende Wanderungen, die bleiche Gesichtsfarbe gegeben haben mochten, deren oben Erwähnung geschehen ist. Dabei war er mager und schlank, übrigens kräftig genug gebaut und von mittlerer Größe. An der Hüfte trug er einen langen Stichdegen; auf der Schulter einen kurzen Spieß, dessen er sich jetzt, bei seiner sichtlichen Ermüdung als Wanderstab bediente. Im Gürtel hatte er Schreibzeug und eine kleine Kürbisflasche mit Dinte hängen.

Sein einziges Gepäck; das er auf dem Rücken trug, bestand aus Manuscripten und einer Laute. Sein hochblondes Haar war auf der Stirn gescheitelt und hing den dünn und leicht getragenen Nacken herab. Ein dünner lichtbrauner Bart spielte ihm um das etwas lange Kinn. Das schmale Gesicht mit den vortretenden Backenknochen, aller Frische der Jugend und Gesundheit entbehrend, war nicht schön, aber in seinen großen blauen etwas tiefliegenden Augen und im feinen Lächeln seines Mundes, wobei sich die Reihen der herrlichsten weißen Zähne enthüllten, lag eine wahre Poesie an Seele, Gemüth und Geist, belebt durch einen leisen Zug von Ironie — besonders wenn er sprach. Mit einem Wort; der Fremde war ein höchst liebenswürdiger Mann von feinen Sitten, anmuthigem Wesen hochgebildet und kenntnißreich. So begabt würde er wohl geeignet gewesen sein, Frauenherzen zu gewinnen, wenn sie nur noch frei waren. — Wie es um Kunigundens Gefühlsleben stand, werden wir später zu beobachten Gelegenheit haben.

Kaum hatte dieser seltsame Fremdling das dunkle, gewölbte Thor an der Mitternachtsseite des freien Städtleins durchschritten, als er vor dem Wachthäuslein stehen blieb, um, wie sich es gebührte, Rede und Antwort zu geben, über sein Kommen und Gehen.

„Statt meines Namens," sprach er, „den ich aus guten Gründen verschweige, „bringt dieses Büchlein an einen edlen Rath und vermeldet den Respect des Verfassers mit dem Bemerk, derselbe heische eine Freistatt gegen die Verfolgung eines mächtigen Feindes. Ich werde indeß in der Herberge zur Krone einlagern, und versehe mich zum edlen Rath freundlicher Willfahrung."

Damit grüßte der unscheinbare Fremde mit einer leichten Kopfneigung, und schritt die lange Straße hinab zum Marktplatz, wo er im Gasthause zur Krone einkehrte.

Vergebens hatte schon Meister Hans Ehrlich, der wohlbeleibte Kronenwirth, mit hundert verblümten Fragen an ihm herumgefingert, um zu erforschen, wer der seltsame Gast sei? — Dieser gab ihm allzeit solche launige und querköpfige Antworten, daß er endlich verdrießlich sich abwandte und in den Bart hinein brummte: „der Teufel hole die fahrenden Schüler! Silberlinge haben sie weniger als Judas, der unsern Herrn verrieth, und wollen doch die Herrn der Welt spielen, die ehrsamen Bürgersleute zu Narren machen. Aber wart' nur, du Federfuchser — Meister Hans Ehrlich ist pfiffiger wie du. Er wird sich mit seinem sauersten Landkrätzer an dir rächen und mit doppelter Kreide anschreiben, bis du nicht mehr zahlen kannst und

darauf läßt er ihn durch Gevatter Rathsfrohn in das Hundeloch werfen — sieh, Bürschchen, sprechen wir dann, das gilt für deine Mucken. —"

„Meister Hans Ehrlich!" rief der Fremde, „ein Glas Milch, wenn es beliebt!"

„Hölle und Würstlein!" rief der Wirth mit drolligem Erstaunen, „steht es so schlecht um Euren Seckel, daß Ihr keinen Schoppen Wein mehr bezahlen könnt — warum haltet Ihr Euch nicht an unser gutes Lagerbier — wer einen Krug davon im Kopfe hat, der glaubt eine Haube von Blei auf dem Haupte zu tragen. —"

„Ich will Euch nur sagen, daß ich ein Gebreste habe und starke Getränke meiden muß!"

„Hm — ha — so so — ja, es laufen jetzt viele fahrende Gesellen im Lande herum, ohne Kreuzer im Sack und tragen den Frauen und Jungfrauen die böse Krankheit zu, die das wilde Landsknechtsleben von Land zu Land schleppt. — Ihr würdet wohlthun, Junker, Euch nach einer andern Herberge umzusehen, etwa im Hundestall eines edlen Raths."

„Ihr seid sehr gütig, Meister," lächelte der Gast — und werdet noch Gott danken, wenn ich diese Eure frevelhafte Rede nicht an die große Glocke schlage; sonst möchte Euch ein Quartier werden, wie es Euch nicht lieb sein würde. —"

„Ei Potz Hölle und Wurst,“ rief der Herberge-Meister aufspringend, „das ist ja ein verdammt kecker Schnabelheld; doch was ist das?“ fragte er betroffen und blickte neugierig durch die kleinen runden Fensterscheiben der Gaststube — was wollen hier Ihro Edlen — der Herr Stadtschreiber und zwei Rathsherrn, gefolgt vom Rathsdiener, der den silbernen Ehrenpokal ihnen nachträgt — und alle in der schwarzen Amtstracht, mit dem weißen Rockkragen und dem güldnen Ehrenkettlein am Halse. — Das ist — hol' mich Wurst und der Teufel — denn noch mehr als ein Curiosum!“

„Freund,“ sprach der Fremde und erhob sich, „erkennet daraus, daß es in Kaufbeuern keinen zweiten so groben Flegel giebt, wie Ihr seid. Die Herren vom Rathe wissen zu leben. Oeffnet die Thüren — wir sind bereit, sie zu empfangen.“

Und die Deputation vom Rathe trat ein. Die Herren verneigten sich tief und ehrerbietig. Der Fremde stand da, huldvoll lächelnd, möchte man sagen wie ein Mann, der verdiente Ehrenbezeugungen zu empfangen gewohnt ist.

„Unsre Stadt schätzt sich glücklich,“ sprach der Rathsherr von Rosen, „den Freund und Vorkämpfer des kühnen Doctor Martinus Luther auf dem Wege des Lichts und der Wahrheit, den frei-

müthigen Feind tyrannischer Fürsten und sittenloser Pfaffen, den Vertheidiger des großen Reuchlin, den Doctor beider Rechte, Ritter Ulrich von Hutten, als geehrten Gast zu empfangen. Genehmigt, hochgelahrter Herr, daß wir als Abgeordnete eines edlen Raths, Euch diesen Ehrentrunk zum Willkommen kredenzen und gebt meinem geringen Hause die Ehre, es als das Eurige zu betrachten und darin freundliche Einkehr zu nehmen.

Um diese ehrenvolle Aufnahme des unscheinbaren Mannes zu begreifen, muß man wissen, wie hoch in jener Zeit der erwachenden Aufklärung, bei dem so tief gefühlten Bedürfniß der Erhebung aus der Barbarei des Mittelalters, das Ansehen der Gelehrten stand. Es gab damals noch keine Beamtenaristokratie — wie in unsern Tagen — nur wenige und noch dazu geringbesoldete Staatsdiener; dagegen war der Gelehrte überall willkommen im Rathe der Fürsten, wie auf dem Richterstuhle der Schöffen oder der Staatsmagisträten. Ein Doctor der Rechte galt überall für jede Streitsache, wo er nur wollte, als competenter Richter, denn er trug in sich selbst das lebendige römische Gesetzbuch, das, ohne jemals in Deutschland promulgirt gewesen zu sein, doch durch Anwendung allmählig überall die altdeutschen Rechtsgewohnheiten, die im Schwabenspiegel und Sach-

senrecht gesammelt sind, verdrängte. Vor einem Doctor der Rechte trat noch im vorigen Jahrhunderte, in den alten Reichsstädten die Wache in's Gewehr, und ein kaiserlicher Notarius publicus stellte sich unbedenklich jedem Rath oder Kanzler gleich. Eine sonderbare Eigenthümlichkeit jener Zeit war es auch noch, daß das Schülerleben keinesweges an die unreife Jugend gebunden war. Bärtige Männer saßen in dem Auditorium von Wittenberg, Köln, Pavia, Bologna oder Paris und hörten mit einer andächtigen Scheu die lateinischen Vorträge der ungeheuer gelehrten Vielwisser an. Das Universitätsleben war auch nicht an den Turnus von drei Jahren gebunden. In jenen unruhigen Zeiten gab es eigentlich nur im Winter Frieden. Derselbe wißbegierige Schüler, der alsdann den Musen opferte, griff im Frühjahr zum breiten Landsknechtsdegen oder zum Spieß und zog in's Feld, um sich in Noth und Trübsal durch das Leben durchzuschlagen, so gut es gehen wollte, und zog dann im Herbst wieder als fahrender Schüler, bettelnd und dichtend als Meistersänger, mit wahrhaft poetischer Gemüthlichkeit über Berg und Thal in ferne Länder, einer berühmten Hochschule zu. Das war damals ein heiteres, freies, mühseliges Leben, ein mächtiges Aufwärtsstreben der Wissenschaft unter dem Drucke barbarischer

Verhältnisse, eine so ächt romantische Freiheit und Lebenspoesie, wie sie keine andere Zeit in uusrer Weltgeschichte hervorgerufen hat. So gehörte es auch noch zu dieser Freiheit des Strebens, daß wenn irgendwo ein Gelehrter von ausgebreitetem Ruf seinen Lehrstuhl eröffnet hatte, Notare und Rathsherrn ihr Amt verließen, Prälaten ihre Pfründe, Feldhauptleute ihre Waffen, um wieder als Schüler ihre Hörsäle zu besuchen. Selbst Doctoren hielten es nicht unter ihrer Würde, auf solche Weise ihre Kenntnisse zu vermehren. Herr Ulrich aber hatte noch besondre Gründe, im bescheidenen Aufzuge eines fahrenden Schülers, seine Wanderfahrt nach Pavia anzutreten.

Sogleich nach seiner Ankunft im Rose'schen Hause, kam das Fieber, das ihm schon lange in den Gliedern gelegen hatte, zum Ausbruch. Er lag mehrere Tage schwer krank darnieder, genas jedoch bald wieder unter Kunigundens freundlicher Pflege. Jetzt war es das erstemal, daß er sich, am Tage vor dem großen Ringelstechen im Ahnensale befand, und von Herrn von Rosen geführt, einige Bewegung machte. Hier sprach er über seine Angelegenheiten, wohl nicht ohne Absicht, das Wohlwollen des Vaters seiner so lieblichen Krankenpflegerin in höherem Grade zu gewinnen.

„Ja,“ sagte er unter andern, „das Schicksal selbst scheint mich hart gehämmert zu haben, um recht scharf darauf klopfen zu können, auf den heillosen Unfug der Fürstendespotie und pfäffischen Sittenlosigkeit. Ich war, wie Ihr wißt, auf dem Stammschlosse unseres Hauses Stocklenburg, zwei Meilen von Fulda geboren. Unser Geschlecht ist schon seit Jahrhunderten bewährt und hat dem deutschen Kaiserhause manchen wakkern Rittersmann gegeben. Gleichwohl hatte mich, als nachgebornen Sohn des Hauses, der eiserne Wille meines Vaters für das Mönchsthum bestimmt, indem er mich nach Fulda in's Stift zur Erziehung bringen ließ. — Hier lernte ich das heuchlerische Pfaffenwesen zuerst im tiefsten Grunde der Seele verabscheuen, und machte schon als Knabe den Plan zu entfliehen und mir eine selbstständige Stellung im Leben zu erkämpfen. Um diesen Zweck zu erreichen, suchte ich mir so viel Kenntnisse zu erwerben, als möglich, wohin mich ohnedieß schon mein heißer Durst nach Wissenschaften führte, und entfloh der Klosterzucht nach Erfurt, wo ich erst sechszehn Jahr alt, doch schon das Glück hatte, von mehreren Gelehrten und Dichtern ihrer Freundschaft gewürdigt zu werden. Im folgenden Jahre trieb mich, nebst vielen andern Hochschülern, eine ansteckende Seuche

von dort weg. Wir wendeten uns nach Köln, angezogen durch den Ruf des aufgeklärten Ragius, der dort lehrte. Wie dieser von dem gehässigen Pfaffenthum von dort vertrieben war, folgten wir ihm nach Frankfurt a. d. Oder, wo eine neue Universität eingerichtet wurde. Da mein harter Vater noch immer unversöhnlich blieb, so hätte ich ohne die Unterstützung des wackeren Ritters Eitelwolf von Stein dort nicht leben können. Wie aber dieser in den Krieg zog, besuchte ich Greifswalde Rostock und ging dann nach Wittenberg, wo ich eins meiner größeren Werke herausgab. Ueberall fand ich Freunde und Helfer in der Noth. Da beschloß ich nach Pavia zu ziehen, um dort die Rechte zu studiren. In diese Zeit aber fiel die Eroberung Pavias durch die Schweizer des Kaiser Maximilian **I.** Um den kriegerischen Unruhen zu entgehen, zog ich nach Bologna. Aber gänzlicher Mangel nöthigte mich unter dem kaiserlichen Heere als gemeiner Landsknecht Dienste zu nehmen. Im folgenden Jahre erfuhr ich die schreckliche Neuigkeit, daß der rohe Tyrann, Herzog Ulrich von Würtemberg, meinen unglücklichen Bruder aus Haß und Eifersucht hatte ermorden lassen. Nun trieb es mich an im gerechten Unwillen, den fürstlichen Mörder in öffentlichen Schriften, Briefen und Spottgedichten anzufeinden, bis spä-

ter der Krieg gegen ihn ausbrach und ich zum Degen greifen konnte, um ihn zu rächen."

„Euch hat man immer als Feind jeglicher Unbill gekannt," fiel hier Herr von Rosen ein, „ganz Deutschland zollte Euch Beifall, als Ihr in den berühmten Reuchlin'schen Händeln Euch so kräftig und freimüthig des gelehrten, redlichen und darum verfolgten Gelehrten annahmet."

„Ja," rief Hutten, „ich fühle es — mich treibt ein höherer Geist; sei es zum eigenen Verderben. Gott will es — ich kann nicht anders! Noch einmal zog ich nach Italien, um in Bologna Doctor der Rechte zu werden. Es war dieses das Mittel, meinen Vater zu versöhnen. Ich besuchte Rom, promovirte in Bologna, aber bald trieb es mich fort aus der schönen Heimath des finstern Mönchthums, das ich in seiner ganzen Abscheulichkeit dort hatte kennen gelernt. Ueber Venedig kehrte ich heim nach Deutschland. In Augsburg hatte ich die doppelte Ehre von dem schönsten Mädchen Deutschlands, Constanzia, des Herrn Putingers Tochter, zum Dichter gekrönt und vom Kaiser Maximilian zum Ritter geschlagen zu werden. Indeß hatten meine Schriften gegen die Heuchelei und Sittenlosigkeit des Mönchsthums Aufsehen gemacht. Die stärkste derselben hatte ich in tiefer Ironie dem Papst Leo X. dedicirt. Nun trat ich

als Ritter in die Dienste des hochgebildeten Erzbischof Albrecht von Mainz, begleitete ihn zu dem berühmten Reichstage nach Augsburg, wo ich voll Bewunderung Zeuge war von der bekannten Unterredung des damals hochberühmten Martinus Luther mit dem päbstlichen Legaten Cajetan. Allein das Hofleben wurde mir bald zuwider. Ich fühlte mich erleichtert, als endlich die Fehde des schwäbischen Bundes gegen den Mörder meines Bruders, Herzog Ulrich ausbrach. Mit Leib und Seele nahm ich Antheil an diesem Kampf der Rache und Vergeltung. Dann zog ich mich zurück in die Einsamkeit meiner väterlichen Burg. Von hieraus erließ ich eine Schrift über die andre, um den Uebermuth und die Schlechtigkeit des Papstes und seiner Clerisei in vollem Lichte darzustellen. Ich trat jetzt mit Luther in unmittelbare Verbindung, um das große Reformationswerk durch Freimuth und Satyre zu fördern, erwarb mir theure unvergeßliche Freunde, aber auch mächtige Feinde. Zu den Ersteren darf ich mit Stolz einen Georg von Frundsberg, Franz von Sickingen, außer Martin Luther, Melanchton und Albrecht von Mainz rechnen. Dieser Letztere entzog mir indeß seine Gönnerschaft, als von Rom aus zu heftige Klage gegen mich geführt wurde. Doch ließ ich mich nicht schrecken; fing vielmehr jetzt auf Luthers

Rath an, deutsch zu schreiben, um im ganzen Volke die Verächtlichkeit des römischen Clerus bloszustellen. Dadurch kam es so weit, daß man in Rom meine Auslieferung verlangte; selbst Meuchelmörder wurden gegen mich gedungen. Ich verlache solche feige Anfeindungen und fahre fort um desto gerechter der schändlichen Hyrarchie zu spotten. Selbst am kaiserlichen Hoflager war ich nicht sicher; obgleich Kaiser Karl V. mir persönlich wohl wollte. Nun räumte mir der edle Sikkingen auf seiner Burg eine sichere Freistatt ein. Doch ich konnte nicht ruhen. Aufs neue entsendete ich von hieraus Anklagen an alle Fürsten und ließ Spottgedichte und Satyren gegen diese Heuchler drucken. Da entspann sich die unglückliche Fehde Sickingens gegen den Erzbischof Richard von Trier. Ihr wißt, wie schlimm sie für meinen Freund ausfiel. Ich mußte fliehen, wendete mich nach der Schweiz, wo der feige, zweizüngige Erasmus mir neue Verfolgungen bereitete. So kam ich denn endlich hierher nach Deutschland zurück, in der Absicht, nach Pavia zu ziehen, um dort für kurze Zeit wieder als Schüler einzutreten und berühmte Philosophen und freisinnige Redner zu hören. Jetzt ergeht an Euch die erste Frage, könnt und wollt Ihr mir ein Asyl vergönnen, bis meine Gesundheit erstarkt ist, um die

Reise unscheinbar und zu Fuß wie ich hier ankam, fortsetzen zu können.“

„Ob wir wollen? — ob wir können?“ rief der Rathsherr lebhaft, „wir wollen; denn wir sind ehrliche Deutsche, wir können, denn im Weichbilde unserer Stadt hat außer dem Kaiser und einem edlen Rath kein Mensch auf Erden zu sagen. Der Kaiser aber freut sich im Stillen, wenn das Ansehen des Papstes und der römischen Clerisei in Deutschland untergraben wird und wir wissen die Ehre zu würdigen, daß ein Mann, worauf Deutschland stolz sein darf — nach Luther der erste Vorkämpfer im Reiche der Wahrheit und des Lichts unser Städtlein würdigt, Einkehr daselbst zu nehmen. Wir verlachen den Papst und den Erzbischof von Trier und werden ihnen die Thore schon vor der Nase zuschließen, wenn sie offen oder heimtückisch anrücken sollten.“

„Habt Dank für solche ehrenwerthe Gesinnung,“ sprach Hutten mit Wärme, nicht für meine Person, sondern für die große Sache, der ich mein Leben geweiht habe, sage ich Euch Dank für solche offene Redlichkeit und muthige Treue. Ja, die Sache der Aufklärung wird endlich noch triumphiren, wo sie in solchen deutschen biederherzigen Gemüthern so kräftige Stütze findet. Wo im Volke selbst sich Träger des Lichts finden, da

hat die pfäffische Finsterniß jede Haltung verloren. Doch was mich betrifft, mein ehrenwerther Freund, so habe ich Euch mit offenem Freimuth eine Frage vorzulegen, die Ihr mir gerade und offen ohne Rückhalt beantworten wollt. Müde des unruhigen Treibens in der Welt, sehne ich mich längst schon nach einem stillen friedlichen Hausstande. Kann mir Eure Stadt ein dauerndes Asyl gewähren: so kehre ich hierher von Pavia zurück. Mische ich mich ferner nicht in die Welthändel, so wird man auch mich in Frieden lassen. Ich habe genug gekämpft für dieses Leben. Ich bin kein Jüngling mehr; aber ich glaube Frauenliebe noch immer gewinnen zu können. Euer Töchterlein ist mir durch freundliche Pflege und ihr sinniges zartes Wesen lieb und werth geworden. Ich glaube bemerkt zu haben, daß auch sie mir nicht abhold sei und wünschte deßhalb Fräulein Kunigunde — oder keine andre mir zur Gattin. Ueberlegt es, Freund! — heute verlange ich nicht Antwort....."

„Nicht Antwort?" — rief Herr von Rosen feurig aus, „und mich drängt es, Euch als meinen lieben Sohn ans Herz zu drücken? — O wie könnte ich den Freudenhimmel allein tragen — diese Ehre, den berühmtesten Mann in Deutschland meinen Schwiegersohn zu heißen . . . Sogleich werde ich Kunigunden rufen und ihr befehlen....."

„Haltet ein!“ bat Herr Ulrich und Freudenthränen traten ihm in das große blaue Auge, indem er den alten Herrn umschloß, „zuviel des Glücks auf einmal. Aber verderbt es mir nicht durch unzarte Beschleunigung desselben. Kein Gott ist glücklicher als ich bin; aber um es ganz zu werden, müßt Ihr mir den Blumenduft der erwachenden Liebe in jungfräulicher Brust nicht verstöhren. Gebt mir Handschlag und Manneswort, keinem Menschen sagt Ihr davon, selbst Eurer Hausehre nicht; denn in Heirathssachen können Frauen nicht schweigen. Mit Eurer Erlaubniß will ich mit zarter Huldigung um Kunigundens Liebe werben und erst wenn sie bebend und mit Thränen der Seligkeit im Auge, in meine Arme sinket, und an meine Lippen das Geständniß haucht: ich liebe dich! — erst dann — — o dann!.....“

In unbeschreiblicher Bewegung des Gemüths, mit zusammen gepreßten Händen und himmelwärts gerichteten Thränenblicken, ging Ulrich von Hutten auf und nieder, dann trat er rasch vor den Rathsherrn hin und hielt ihm die Hand entgegen. „Mann — dein Wort!“ sprach er feierlich.

„Mein Wort, ich schweige!“ entgegnete Rosen bewegt und schlug ein. Eine lautlose Umarmung beschloß die Scene. Plötzlich klang ein heller

Ruf durch das Nebengemach in den Saal: „Kuni-
gunde — die Mildheimer! —"

„Ha!" rief der alte Rosen erfreut, „zuviel
Glück auf einmal! — es ist Frundsberg mit sei-
ner Familie, die eben einreiten."

„Frundsberg! O Glück über Glück!" jubelte
Ulrich von Hutten und beide Männer eil-
ten Hand in Hand durch die Saalthür der im
Eckthurm des Hauses befindlichen steinernen Wen-
deltreppe zu, die in das Erdgeschoß führte.

Zögernd folgte ihnen Kunigunde. Sie war
im Nebenzimmer Zeugin der ihr ganzes künftiges
Wohl und Wehe umfassenden Unterredung gewe-
sen. Anfangs dort am Büffet beschäftigt, hatte
sie später, aus wohl verzeihlicher Neugier an
der nur angelehnt gewesenen Thür gehorcht. Was
hatte sie alles erfahren. Sie zitterte und bebte,
keines Entschlusses fähig. Ihre Verwirrung war
gränzenlos. Und doch konnte sie sich keinen Augen-
blick gönnen, um sich zu sammeln. Der wieder-
holte Ruf ihrer Mutter rief sie zu der, jetzt ent-
setzlichen Pflicht, die vornehmen Gäste zu empfan-
gen. Doch, das ungünstige Ereigniß war ihr
günstig. Die Geschäftigkeit des Augenblicks ent-
zog ihre Betroffenheit den Blicken ihrer Mutter
und ließ sie nicht zu einem Nachdenken kommen,
das ihr vielleicht jetzt schon ein entsetzliches Geheim-

niß ihres Herzens ans Licht gezogen haben würde. Neue Eindrücke sollten im schnellen Wechsel ihr einmal aufgeregtes Gemüthsleben durchdringen.

Es waren eine ältliche Dame und zwei Edelfräulein, die mit einem zahlreichen Gefolge an befreundeten Edelleuten, Dienern, Dienerinnen und Packpferden auf drei weißen Zeltern eingeritten waren, in das große Portal des Hauses. Sechs Trabanten in bunter, abentheuerlicher Kleidung mit breiten Hellebarden auf der Schulter waren an beiden Seiten nebenher geschritten. Zehn einspännige Knechte, d. h. schwer bewaffnete Reuter, die nur ein Pferd haben, bildeten die Vorhut und vierzig Landsknechte zu Fuß, mit den Spießen und breiten Landknechtsdegen vor den Leib geschnallt, zum Theil mit Hackenbüchsen, Kraut und Loth bewaffnet, geführt von einem Stallmeister, beschlossen den Zug als Geleitsmannschaft. Ein Stallmeister hob die Damen von den Zeltern. Mit den tiefsten Ehrfurchtsbeweisen empfing die stolze Patrizierfamilie die Fremden. Erst oben im Saale angekommen, erkundigte sich Herr von Rosen nach Herrn Georg von Frundsberg.

„Mein Gemahl,“ sprach die Dame, „läßt Euch seine Reverenz vermelden. Er bedauert, daß eine

eingetroffene Depesche vom Kaiser ihn im Augenblick der Abreise hinderte mit mir abzureisen. Indeß nach beendigten Geschäften wird er sogleich sein Maulthier besteigen und denkt morgen bei guter Zeit noch hier einzutreffen. Ihr möchtet Euch indeß in den Festifitäten nicht stöhren lassen. Er werde Alles, was ihm zu Ehren geschehe, für genossen annehmen.

In zierlichen Redensarten drückte Herr von Rosen sein Bedauern aus und die Hoffnung, daß der König des Festes noch zeitig vor dem großen Riegelrennen eintreffen werde. Sodann stellte Frau Anna, Frundsbergs zweite Ehegenossin, denn Frau Katharina war schon längst gestorben, dem Rathsherrn und seiner Familie ihre beiden Töchter Anna und Barbara vor, beide aus der ersten Ehe ihres Gemahls, und Herr von Rosen seinerseits führte ihnen seine Kunigunde und darauf den berühmten Gast, Herrn Ulrich von Hutten vor. Dieser Letztere nahm bald die ganze Theilnahme der Gesellschaft durch geistreiche Unterhaltung in Anspruch. Kunigunde credenzte nach alter Sitte den fremden Damen den Willkomms- und Ehrentrunk und dann führte Herr und Frau von Rosen und Kunigunde ihre Gäste in die für sie bereiteten Gemächer. Jene beiden zogen sich zurück und Kunigunde blieb noch, auf den Wunsch der Edeldamen.

„Du heissest Kunigunde liebes Kind?" sprach Frau von Frundsberg und streichelte ihr das schöne sanft geründete Kinn.

„Ja Kunigunde" entgegnete diese in holder Verwirrung.

„Sonderbar," sprach die Freifrau vor sich hin, „dieser Name so fremd, das Gesicht, so bekannt und befreundet, doch still davon! ein sonderbares Naturspiel, du hast Aehnlichkeit mit meinen beiden Töchtern! — Betrachtet diesen seltsamen Zufall, wie eine Stimme Gottes. Liebt Euch wie Schwestern! —"

Da umschlangen sich die drei Mädchen, die bis dahin schüchtern und zurückhaltend einander Blicke zugeworfen hatten, in welchen ein Wechsel von Neugier und Zuneigung sich spiegelte. Es war ein überaus lieblicher Anblick. Anna, damals 19 Jahr alt, war eine hohe schlanke Gestalt, eine graziöse Schönheit im römischen Styl. — Ernst und milde wie sie war, sprach Verstand und Besonnenheit aus ihrem ganzen Wesen. Dagegen war ihre jüngere Schwester Bärbchen, eins jener kleinen zierlichen, heiteren Mädchen für die das Leben keine ernstere Seite haben kann, die in leichter Beweglichkeit mehr durch das Leben zu tanzen scheinen als zu schreiten, die Alles leicht nehmen, immer heiter sind, lachen und scherzen,

an Kleinigkeiten Freude finden, liebenswürdig zum Küssen sind, aber von keiner Leidenschaft durchglüht werden können, weil es ihnen an aller Tiefe des Gemüths fehlt. Sie war überaus zierlich von Figur, ein Püppchen zum küssen, ein allerliebstes Kind von 16 Jahren; aber mehr nicht. Kunigunde dagegen stand zwischen Beiden, sowohl in Hinsicht des Alters, als der Größe und ihres ganzen Wesens. Sie war keine zarte ätherische Gestalt, aber auch nicht stark und kräftig, über die feine Gränzlinie der schöneren Weiblichkeit hinausgebauet. Kastanienbraunes Haar umwallte ihren Nacken. Ihre Hautfarbe war ungemein zart, aber nicht so durchsichtig weiß, wie die der hohen Anna, nicht so frisch geröthet, wie Barbaras heitere Rosenwangen. Ohne eine lebhafte Wangenröthe zu haben, war sie doch nichts weniger als bleich und kränklich; ohne eigentlich brünett zu sein, hatte sie doch den warmen schmelzenden Farbenton, den man die Farbe der Leidenschaft nennen möchte. In der Nähe dieses Mädchens fühlte man sich von einer gewissen Lebenswärme angeweht. Man kann nicht sagen, es sei das heiße Blut, die Gluth des Südens, die in diesen Adern wallte; aber eine an Schwärmerei gränzende Tiefe des Gemüths spricht schon aus ihren großen dunkelblauen seelenvollen Augen mit den langen seidenweichen Wim=

pern, deren Aufschlag ihr den Madonenblick giebt. Darin unterscheidet sich das innere Feuer eines deutschen Mädchens von der Gluth einer Südländerin, daß bei gleicher Frische von Lebenswärme, diese in heissem Blute, jene in tiefem Gemüth die Leidenschaft empfängt, wofür beide so erregbar sind. Selbst ihre Erziehung war verschieden gewesen von der der Frundsberg'schen Töchter. Diese hatte ihre Stiefmutter, die nie vergessen konnte, daß sie die Gattin des Grafen Ladron und die Tochter eines Grafen von Schrovenstein gewesen war, auf einem sehr vornehmen Fuß erziehen lassen, wobei der Geist gebildet, aber das Gemüth nicht geweckt wird. Dagegen hatte Kunigunde als Kind schon mit sinniger Aufmerksamkeit Ammenmährchen erzählen gehört. Ein Mönch hatte sie unterrichtet im lateinischen Brevier beten. Ihre Jugend war still, fromm und eingezogen hingegangen. Fromme Schriften, Legenden und alte Liebes- und Rittergeschichten, besonders aber die Liebesgedichte und Romanzen der Minnesänger, das war ihre Lieblingslectüre gewesen. Auf solche Weise war ihre Phantasie aufgeregt und angefüllt mit hellklaren Bildern einer romantischen Liebe ohne Namen und Gegenstand. Das kühne abentheuerliche Ritterthum, die todesmuthige, zierliche Galanterie der alten Helden, der hoch-

herzige Edelmuth adliger Kämpfer, das waren die Ideale, womit ihre kindische Phantasie sich beschäftigte. Sie spielte die Laute und sang dazu, improvisirte Gedichte voll Gluth und Liebe. So entstand im verschlossenen Innern ihres jungen Gemüths jene dunkle Sehnsucht nach einem Gefühl das sie nicht zu deuten wußte, jene hohe Empfänglichkeit für eine Leidenschaft und poetische Romantik der Liebe, wie sie alles hingebend, alles aufopfernd, jede Lebensfieber durchdringt. — Wer dieses Mädchen so sah, mit ihrer verschlossenen Gefühlswelt, die, man kann es nicht anders bezeichnen, wie ein geistiges Fluidum, wie ein warmer bebender Lebensäther geistig von ihr ausströmte, in der Mitte jener beiden, nichts weniger als gemüthswarmen Mädchen; der konnte nicht leicht den besorgten Blick von ihr wenden und mußte sich sagen: dieses Mädchen liebt entweder schon, und dann sei ihr Gott gnädig; oder sie wird lieben und dann wolle sie Gott behüten.

Was übrigens die, von der Freyin von Frundsberg bemerkte Familienähnlichkeit Kunigundens mit ihren Töchtern betraf; so mußte sie sich, nach einiger Zeit selbst bekennen, daß der erste Eindruck dieser Art wohl nur auf Selbsttäuschung beruhe; denn jeder einzelne Zug des Gesichts, die Form der Nase, des Mundes, der Augen, die

Gesichtsfarbe, die des Haars, alles bot in die Augen fallende Verschiedenheiten dar, und doch lag in allen drei Gesichtern ein gewisses Etwas von Aehnlichkeit, das auffallend genug sein mußte, um jeden Fremden, der sie zum erstenmale beisammen sah, zu bestimmen, sie für drei Schwestern zu halten. Merkwürdig bleibt es auch, daß zwischen diesen drei Mädchen eine geheime unerklärliche Sympathie bestand, die sie gegenseits anzog, obgleich ihr ganzes Gefühlswesen und die Richtung ihrer Gedanken eben so viele Verschiedenheiten darboten.

Arm in Arm standen gegen Abend Kunigunde, Anna und Barbara auf dem Altan des Hauses und sahen herab auf die wogende Volksmenge und die, wie ein bunt und seltsam bewegter Menschenstrom einziehenden Fremden, während im Ahnensale Ulrich von Hutten die Freifrau und einige Gäste auf das Geistreichste unterhielt. Wie drei Grazien so anmuthig hielten sich die Mädchen umschlungen, indem die beiden Schwestern ihre neue junge Freundin in die Mitte genommen hatten. Bärbchen machte ihre lustigen Bemerkungen bald über diese, bald über jene komische Volksscene, während Anna mit Mißbilligung sprach

über die falsche Humanität und verkehrte Gastlichkeit, die bei solchen Volksfesten allem schlechten Gesindel im heiligen römischen Reiche Thor und Thür öffnen. Diese letzte Bemerkung schien Kunigunden, auf eine unerklärliche Weise leicht verletzt zu haben. Sie erröthete und schlug ihren Blick zu Boden.

„Leben und leben lassen," rief Barbara lustig aus, das ist mein Wahlspruch und damit kommt man selbst am leichtesten durchs Leben. Wollen nicht auch die Landstreicher und Bettelleute leben mit eben dem Recht wie Grafen und Herrn, und sollen wir es ihnen mißgönnen sich einen guten Tag zu machen, weil sie der betrübten Tage so viele haben im Leben? — Wir denken ja lustig zu sein morgen auf dem Banket und Mummenschanz, lassen wir doch den armen Leuten auch ihr Theilchen an der gemeinsamen Lust! —"

„Ein frommer Wunsch, der deinem Herzen mehr Ehre macht, wie deinem Verstand, liebes Bärbchen," sprach Anna. Solche Leute kennen kein andres Vergnügen als sinnliche sittenlose Genüsse und wenn sie diese in ihren Volkslustbarkeiten zur Schau tragen, so dienen sie wohl erzogenen Leuten zum Aergerniß. Doch ihre Sphäre steht zu tief unter der unsrigen, um uns durch jene niedrige Pöbellustbarkeit auf unserm hohen

Standpunkt belästigt fühlen zu können; um desto weniger aber läßt es sich billigen, wenn das vom Rathe verkündete freie Geleit schwäbische Heckenreiter und Strauchjunker veranlassen sollte sich in unsere adlige Gesellschaft einzudrängen, wie soll man ihnen ausweichen, wie nur die Nähe dieser verächtlichen Menschenklasse vermeiden?"

„O nicht doch," sprach Kunigunde höchst befangen, „sie werden nicht können. Wer unter diesen freien Junkern kein gutes Gewissen hat, nicht wenigstens einer edlern Regung der Seele fähig ist, wird es nicht wagen in der Gesellschaft der Herrn vom Bunde, ihrer Feinde und Gegner, zu erscheinen."

„O Liebe," lächelte Anna, „du kennst die Frechheit dieser Galgenvögel nicht. Die Wegelagerer sind alle ohne Unterschied, Auswurf der Menschheit. Die öffentliche Meinung hat sie geächtet und dem strafenden Arm der Gerechtigkeit wird Keiner entgehen."

„O — nicht Alle," hauchte Kunigunde ganz leise vor sich hin und senkte den schönen Kopf so tief, daß ihre Lippen fast die wogende Busenschleife berührten.

„Nicht Alle?" fragte Bärbchen mit lebhafter Neugier, „du kennst eine Ausnahme liebes Mädchen? — o bitte, bitte, erzähle! —"

„Ich meinte nur“ sprach Kunigunde schüchtern, „kein Mensch sei so trefflich, daß er nicht eine schwache Seite habe, keiner so schlecht, um nicht einen guten Zug des Charakters zu hegen.“

„Eine humane Anmerkung,“ fiel Anna ein, „mir neu; aber, wie ich glaube, richtig.“

„Und dann,“ fuhr Kunigunde etwas ermuthigt fort, „muß man den edlen Kern um so höher achten, je mehr er sich in eine unedle Hülle verbirgt. Findet sich nicht auch der Diamant im schlechten Gestein? Ist er nicht auch unscheinbar und doch werthvoll, ehe ihm durch äussere Politur der Glanz und das Feuer gegeben ist, der seinem inneren Werthe entspricht? — Ich für mein Theil muß gestehen: die edelsten Gesinnungen in einem Manne, der hoch steht in der Welt und der öffentlichen Achtung genießt, würde ich kaum bemerken; dagegen könnte hohe Selbstverleugnung und Seelenadel, wenn ich ihre Spur bei einem dieser sogenannten Strauchjunker oder Wegelagerer entdeckte, mein ganzes inneres Wesen aufregen und mich in ein Gefühl von Bewunderung und Hinneigung versetzen, die, das müßt ihr selbst gestehen, so ein warmes, wunderbar romantisches Element in das kalte Leben bringen würde.“

„Ei ei — die Herrn Strauchritter, werden

dir am Ende noch gefährlich werden," redete Barbara und drohte mit dem zarten, rosigen Fingerchen.

„In Wahrheit Mädchen," sprach Anna und betrachtete sie mit einem Forscherblick, dem Kunigunde auswich, indem sie tiefer ihr Antlitz neigte, „du sprichst klüger wie ein Buch. Solche Philosophie gewinnt man nur, wenn man im Buche des Lebens gelesen hat. Wüßte ich nicht daß du einfach und häuslich erzogen bist, ich würde glauben: irgend eine schwere Lebenserfahrung sei die Quelle deiner Reden."

„Kann nicht ein Vöglein aus dem warmen Nestchen fallen?" entgegnete Kunigunde, „und wenn es dem Adler in die Klaue fällt und dieser verschont das junge Leben und trägt das hülflose Ding zurück in das warme Nestchen, ist das weniger großmüthig gehandelt, weil es ein Raubvogel war und keine Taube, die des Vögeleins schonte? —"

Kunigundens Augen funkelten dabei hell auf. Eine wahre Begeisterung sprach dabei aus ihren Blicken. Sie war aus den Armen ihrer Freundin zurückgetreten und stand jetzt allein da, in der Stellung einer begeisterten Seherin. Betroffen blickte Anna auf die Entzückte, neugierig Barbara. Doch ehe es Zeit war zu Erklärungen entstand unten auf dem Markte ein hin und her Lau-

fen und verworrenes Geschrei: „Sie kommen!“ — „Sie reiten ein?“ — „Wer, wer?“ — „Die Junker!“ — „Die Wegelagerer!“ — „Die Strauchritter“ — „Sie kommen — Sie kommen!“

Kunigunde wurde bleich. Sie mußte sich anhalten, an die steinerne Balüstrade, um nicht umzusinken. Die beiden Mildheimer Fräulein hatten ihre Gemüthsbewegung nicht bemerkt, denn mit angestrengter Aufmerksamkeit schauten sie die lange Gasse gegen das Süder Thor hinauf, woher ein seltsames Getümmel von Reutern und Fußgängern sich nahte.

In diesem Augenblick trat Ulrich von Hutten zu den Mädchen auf den Balkon. Der Lärm auf den Straßen war so groß, daß sie erst seine Anwesenheit nicht bemerkten.

„Es ist doch eine infame Frechheit,“ sprach er, es soll wirklich wahr sein, daß die berüchtigsten Strauchdiebe, ein Selbitz mit dem hölzernen Fuß, die Freidinger und Andere, da einreiten.“

„Mit angehaltenem Athem horchte Kunigunde auf. Den Namen, den sie fürchtete, der ihr ganzes Gemüth in Bewegung setzte, war noch nicht genannt. Gern hätte sie sich entfernt; aber wie? — sie zitterte. Schon der erste schwankende Schritt hätte sie verrathen und dann fühlte sie sich wie festgebannt auf die Stelle; sie mußte ja sehen, ob er dabei war? — nein das konnte —

das durfte er ihr nicht zu leide thun! — Und doch ......"

Da kamen sie daher gesprengt die seltsamen wilden Gesellen, auf hochbeinigen, mageren aber windschnellen Rossen, phantastisch, aber ohne Wahl und Geschmack herausgeputzt, mit Straußfedern, Sammet und Seide, güldnen Ketten, Perlen und Diamanten seltsam behangen. Recht zum Hohn für die reichen Kaufherrn der Stadt trugen sie auf dem Leibe die Beute, die sie ihnen vielleicht noch nicht lange erst abgenommen hatten. Voran Selbitz, der riesige, hagere, dämonische Stelzfuß mit der rothen Hahnenfeder auf dem halb aufgeschlagenen Spitzhute, der wild auflachte und angetrunken auf dem kohlschwarzen Rosse schwankte; gleich hinter ihm reitend sah man aber die Gestalt eines jungen Mannes der jeden eitlen Prunk verachtet zu haben schien, weil die Natur ihn so herrlich ausgestattet hatte. Seine Kleidung bestand aus einem Goller und Beinkleidern von reinlichem, gelbem Hirschleder so dicht anliegend, daß jede Muskel hervortrat, nur wenig besetzt, im Geschmack jener Zeit mit hellblauen Puffen von schwerem Sammet. Am linken Arm trug er ein rundes Schildlein, eine sogenannte Tartsche, auf welchem im schwarzen Grunde, ein rothes mit einem goldnen Pfeil durchstochenes, flammendes Herz zu

sehen war, mit der Devise: „Es kann verbluten; nicht verlöschen!" Darüber ein Donnerkeil mit den Worten: „Alles durchbrechend!" — Seine Bewaffnung bestand aus einer leichten, ritterlichen Lanze, und einem kurzen Schwerdt. Auf dem Kopfe trug er ein Baret von schwarzem Sammet mit einer Reiherfeder. Darunter wallten die dunkelbraunen Locken in reicher Fülle über den stolzen Nacken und die herrlichen Schultern, die breite gewölbte Brust, seltsam geschmückt mit einer hellblauen gewässerten Bandschleife, hob sich schwer und tief, wie die, eines, von heftigen Gemüthsbewegungen ergriffenen Menschen. So war auch sein Blick, finster, verwildert, scheu und leidenschaftlich, zugleich streifte sein dunkles Auge an den mit Menschen überfüllten Fenstern und über die Altane der Häuser dahin. Wie schade um das herrliche Auge, die edle Gesichtsbildung, die königliche Gestalt und Haltung! man hätte Thränen weinen mögen, einen solchen vollkommenen jungen Mann, diese Heroen-Gestalt, in solcher Gesellschaft zu sehen. — „Wer ist das? — wer ist das?" rief Einer dem Andern zu.

Keiner kannte ihn und die Eine, die ihn kannte, zitterte seinen Namen aussprechen zu hören. Sie war auf dem Punkt ihre Sinne zu verlieren. Jetzt blickte er herauf, sie trug dieselben Farben;

oder er vielmehr trug die ihrigen. „Wenn es bemerkt würde!“ Sie zitterte heftig, es war kaum noch möglich sich zu halten. Mit seelenlosen Blicken stierte sie hinab, sie wußte nicht mehr was sie fühlte. Er neigte grüßend seine Lanze, ihr wurde schwarz vor den Augen. Sie wagte es nicht, zu danken. Sein Auge flammte Zornesblitze. Das sah sie nicht mehr, aber sie fühlte, daß er beleidigt sein mußte.

„Wer ist das? — wer ist der schöne Mann? wer, der Engel unter Teufeln,“ fragte man hier und dort.

„Ha — der Bube,“ rief der alte Rosen eifrig auf den Balkon tretend, „er ist es — er wagt es“ — — „wer — wer?“ unterbrachen ihn mehrere Frager. „Nun — wer? — Stephan Hausner — der Strauchritter von Hohenkrähen! —“

Ohne ein Wort zu sagen kämpfte Kunigunde mit der Anwandlung einer Ohnmacht und eben wie jener den zweiten Blick nach oben geworfen hatte, sank sie zurück, in die Arme des Herrn Ulrich von Hutten der sie auffing. — Aber wie ein elektrischer Schlag, so durchzuckte dieser Anblick, alle Nerven des Junker Stephan. Die Entfernung war zu weit, die Aufregung zu groß, um den Hergang der Sache genau sehen zu kön-

nen, aber eins war gewiß, das Mädchen, das er liebte mit der ungeheuren Leidenschaft eines starken verwilderten Gemüths lag in den Armen eines andern Mannes. Im heftigsten Kampfe der Leidenschaft spornte er sein Roß und riß es zurück, so daß es sich aufbäumte und die gewaltigen Bogenschützen davon sprengte — Alles vor sich niederwerfend — mitten in das dichteste Volksgetümmel hinein. Hohnlachend folgte Selbitz und die Freidinger und die andern Junker, die jenen Sprung seines Pferdes für einen tollen Streich hielten und im wilden Uebermuth nach machten. Zum Glück war die Herberge zur Krone nicht weit, wo die Junker einlagerten; sonst hätten sie noch mehrere Menschen zu Tode geritten.

„Wein — Wein," schrie Stephan wild auflachend, indem er mit dem Pferde in die Schenkstube ritt, „Wein — zum todtsaufen — Hölle und Teufel — ich will meiner treulosen Braut ein Vivat bringen!"

Viertes Kapitel.

Die Idylle aus der innern Mädchenwelt. — Der Wegelagerer. — Entführung. — Rückkehr mit dem Pfeil im Herzen.

Es war spät Abends desselben Tages als die drei befreundeten Mädchen noch Hand in Hand in Kunigundes Closet saßen und flüsternd mit einander plauderten. Es war hier so still und heimlich, denn das Getön und Gelärm auf der Straße drang nicht in dieses Gartenstübchen. Durch das eine gothisch geschnörkelte Bogenfenster, das aus gefärbtem Glase zusammengesetzt, das Bild der Mutter Maria enthielt und das Familienwappen der Herrn von Rosen — schimmerte das Mondlicht. Ein Blüthenbaum vor dem Fenster huschte bisweilen mit seinen Zweigen darüber hin. In einer Ecke, auf einem Sessel lag ein Angorakätzchen und schnurrte. Dort hing die Spindel, da die Laute, da stand der Webestuhl, aus einem einfachen Rahmen bestehend, mit einer halb vollendeten Arbeit, dort auf einer Console stand eine Sanduhr, da auf dem Pfeilertische ein silbernes Kruzifix, darunter ein aufgeschlagenes Brevier, oder Gebetbüchlein mit feinen Miniatüren verziert. Die Möbel waren einfach aus brau=

nem Holze geschnitzelt. Die Stelle eines Kanapee vertrat ein breiter Sessel, in dem die drei an einander geschmiegten Mädchen eben Raum genug hatten. Man kann nichts wohnlicher nichts lauschiger denken als dieses schmale, hohe, alters graue Gemach, dessen geöffnete Alkoventhür tief in der Dunkelheit das blendend weiße Leinen des hohen jungfräulichen Bettes schimmern ließ.

Jetzt konnte Kunigunde nicht mehr ausweichen. Ihre Bemerkungen auf dem Altan, ihr Schreck, ihr Zittern, ihre Ohnmacht bei dem Anblick des schönen Strauchritters waren zu auffallend gewesen; Anna mit ihren klugen, besonnenen Fragen und Barbara mit ihrer kindischen, einschmeichelnden Neugier hatten sie zu stark in die Enge getrieben. Ohnehin ist es ja das Zeichen der kindlichen Unschuld eines schwer bedrängten jungfräulichen Gemüths, wenn es nicht auf dem Herzen behalten kann, was es drückt. Und so ergab sich denn Kunigunde ihren schwesterlichen Freundinen ein Ereigniß zu erzählen, das sie lieber ganz aus ihrem Leben weg getilgt hätte — obgleich es nicht ohne geheime, süße Erinnerungen war. War sie auch in dieser letzten Beziehung im Anfange nicht ganz offen, so schloß sich doch ihr reines, tiefes Gemüth auf im Verlauf der Mittheilungen, mit schwesterlichem Vertrauen je mehr sich die beiden

andern Mädchen — in der geheimnißvollen Sympathie der Seelen — davon angezogen fühlten.

„Ach," seufzte sie und drückte die Hände ihrer jungen Freundinen an ihr ängstlich klopfendes Herz, „wenn ihr wüßtet, was hier für ein Weh liegt! — doch still davon! — ich habe mir keinen Vorwurf zu machen. Die heilige Mutter Maria mag es selbst verantworten. Und warum sollte ich nicht zu ihr wallfahrten, nach Maria-Hilf! War doch mein seelengutes Mütterlein krank und sprach doch meine kluge Amme, daß sie genesen werde, wenn ich zum wunderthätigen Gnadenbilde wallfahrte. Da sagte ichs meinem Beichtiger, dem frommen Pater Bernhardus und dieser belobte mich deshalb höchlich und verhieß mir eine Staffel auf der Himmelsleiter und einen erquicklichen Seelentrunk aus dem himmlischen Gnadenborn...."

„O — wie papistischer, mystischer Unsinn!" rief Anna, „doch fahre fort!"

„So sprach auch mein Vater," fuhr Kunigunde betroffen fort, „aber mein Mütterlein hatte nun einmal ihr ganzes Vertrauen auf die fromme Wallfahrt gesetzt und darum gab er nach, in seiner seelenherzigen Gutmüthigkeit. — Noch traf er alle Vorkehrungen zu meiner Sicherheit; denn ihn selbst hinderte Zipperlein und anderes Gebrechte mich zu geleiten. Darum sandte er drei einspän-

nige Knechte löblicher Stadt, unter Führung eines Rottmeisters zu meinem Geleite mit. Auch zehn bewaffnete Knechte unsres Hauses mußten die Nachhuth bilden. — So zog ich denn an einem hellen Sommerabend des vorigen Jahres durch den Ebersbacher Wald. Ich trug ein grauseidenes Pilgergewand, mit dem Muschelkragen, der Kürbisflasche am Kreuzstabe und den an beiden Seiten aufgeklappten Pilgerhut. So ritt ich einher auf meinem kleinen weißen Zelter. Pater Bernhardus ritt neben mir auf seinem Eselein. Die Einspänniger waren als Vorhut voraus, um die Sicherheit des langen Hohlweges, den wir passiren mußten, zu erforschen. Die Diener mit dem Gepäck und unsern bewaffneten Knechten waren noch eine Strecke zurückgeblieben. Keine Seele hatte Furcht. Noch war es ja heller Tag und offener Hochwald und was die Hauptsache war, wir pilgerten ja unter dem Schutze der heiligsten Mutter Maria. Pater Bernhardus sprach von Zeit zu Zeit lateinische Gebetlein; dann hielt er erbauliche Unterredungen mit mir, über die unmittelbare Gnadenwirkung Gottes und die kräftige Fürbitte der Heiligen, über die Wunder des Gnadenbildes zu Maria-Hilf und die Kraft des Gebets an so heiliger Stelle in Rücksicht der Heilung von Kranken.

Wer konnte denken, daß eine so fromme und erbauliche Beschäftigung so schrecklich und frevelhaft unterbrochen werden sollte? — Aber die heilige Mutter Maria hat es zugelassen; damit ein Verlorner zur Tugend zurückkehren sollte. Das ist nun einmal mein Glauben, daß ohne Gottes Willen kein Apfel zur Erde fällt; doch weiter! — also — wir zogen still und fromm einher und waren arglos der Straße gefolgt, als diese sich durch ein Gebüsch, das von hohen Bäumen überschattet war, hindurchwand. Da, plötzlich erschallte der helle Ton eines kleinen Hüfthorns. Nach wenigen Augenblicken waren wir von bewaffneten Reitern umringt, die von allen Seiten aus dem Gebüsch heransprengten.

Zuerst glaubte ich, es sei der Jagdzug eines adligen Herrn; denn der Anführer der Rotte war ein schöner junger Mann, der durchaus nichts Wildes im Auge, nichts Rohes in seinem Benehmen hatte. — Doch, wozu soll ich ihn näher beschreiben? — Er war kein Anderer, als der Junker, der heute bei'm Einreiten in Mitten der rohen Gesellen so ungemeines Aufsehen machte — Junker Stephan Hausner von Hohenkrähen — wie er sich mir später nannte.

Zuerst gebot er mit kurzen Worten: „Ihr drei reitet voraus den Einspännigen nach, und

verhindert ihre Rückkehr; ihr fünf jagt die feigen Knechte zurück und führt das Gepäck und eine der Dienerinnen des Fräuleins nach Hohenkrähen. Ihr aber, ehrwürdiger Vater, möget mit Gott in Frieden von hinnen ziehen. Aber Ihr, mein Fräulein,“ so wendete er sich mit einer fast schüchternen Höflichkeit gegen mich, „erlaubt mir, Euch zu sagen, daß Ihr kein Geleit vom Hause Hohenkrähen genommen; daß ich also nach altem Herkommen berechtigt bin, mich an Eure Person zu halten.“

„Hilf, heilige Mutter Maria,“ sprach ich bebend und faltete die Hände.

„Beruhigt Euch, Leides soll Euch nicht geschehen; aber in Sicherheit muß ich vorerst Euch führen wenigstens.“

Damit ergriff er den Zügel meines Zelters.

„O ich bitte,“ rief ich flehend, „ich beschwöre Euch um der Wunden Jesu willen, bei der Gnade der heiligen gebenedeiten Mutter Maria!“

„Bei Gottes Blut!“ rief er aus, als wollte er sich selbst in Zorn bringen, um nicht erweicht zu werden, „was wäre ich für ein Mann, wollte ich mich durch Weiberzähren erweichen lassen! — mit müßt Ihr; das ist beschlossen; das Weitere wird sich ja finden. Ich bitt' Euch um Gotteswillen, habt nur keine Furcht. Seid gewiß: in

meinen Adern fließt adlig Blut — unedle Behandlung habt Ihr nicht zu befürchten.“

Nun hörte ich Waffengetümmel von beiden Seiten. Noch einen Augenblick hoffte ich auf Rettung.

„Sitzt fest,“ rief er mir zu, gab meinem Zelter einen Schlag und sprengte mit mir davon seitwärts hinein in den Wald.

Der Mönch schrie Verwünschungen hinter ihm her, weil er eine Pilgerin entführt, damit die heiligste Kirche beraubt, eine Sünde begangen, die ärger als Todsünde sei und von Gott selbst nicht vergeben werden könne.

Immer tiefer ging es hinein in den Wald, auf ungebahnten Wegen. — Ich kannte keinen Dom, als die gothischen Gewölbe unserer Pfarrkirche — dieser Dom des Waldes war höher und erhabener. Zum erstenmale in meinem Leben ergriffen mich die Schauer einer wahrhaft erhabenen Naturscene — dieses geheimnißvolle Rauschen der Wipfel über meinem Haupte war wie ein mächtiges Daherbrausen eines drohenden Verhängnisses. Schwere Ahnungen lagerten sich auf meine Seele; zu einer Erhebung des Gemüths ließ die Furcht mich nicht kommen.

Finster schweigend ritt er hart an meiner Seite und trieb nur meinen Zelter zur Eile an.

Wie ich ihn jetzt kenne, so glaube ich, daß er mit sich selbst nicht zufrieden war; daß er sich zugleich schämte, in meinen Augen als ein gemeiner Räuber erscheinen zu müssen, während jene unglückliche Leidenschaft für mich in seiner Seele erwachte, die, wie ich wohl fühle, mein sonst so stilles Leben für immer aus ihren Fugen gerissen hat. Jetzt erkläre ich mir auch die dunklen Flammenblitze in seinen Augen, die mich damals so erschreckten, wenn ich es ja einmal wagte — um mein Schicksal zu lesen — zu ihm aufzublicken.

Nacht war es geworden, als wir das Klappern einer Mühle hörten. Hundegebell beschwichtigte der Zuruf des Junkers und die Rüden sprangen befreundet an ihn hinauf. Wir ritten einen Felsenpfad hinab; dann eine Strecke am Mühlbach hinauf und erreichten den Hof der Mühle. Ein freier Durchblick durch den Wald ließ erkennen, daß sich dicht hinter derselben eine steile Felsenwand erhob, auf welcher hoch oben im Mondlicht das verwitterte Gemäuer einer alten Burg zu schauen war.

„Das ist Schloß Hohenkrähen, mein Fräulein,“ sprach der Junker, „mein Eigenthum und bald das Eure; so Gott mir gnädig ist. Im übrigen

laßt uns rasten hier bis zum Anbruch des Tages. Der Felsensteig hinauf ist in der Nacht zu anstrengend und gefahrvoll für Euch."

Ich dankte mit einer stummen Verneigung. Bis jetzt hatte ich noch kein Wort mit ihm gewechselt. Er selbst hatte geschwiegen.

„Und was fühltest du?" fragte Anna.

„Ich? o mein Gott, ich war in der peinlichsten Verlegenheit — das läßt sich denken. —"

„Du verabscheutest den Verbrecher? —"

„Verabscheuen? — nein, wahrlich nicht," sprach Kunigunde offen, „ja, ja, ich wollte ihn hassen — verwünschen — es war ja meine Pflicht, dachte ich. Aber — war es möglich? er war entsetzlich mit der Strenge seines Willens; empörend war sein Gewerbe und doch lag etwas Edles, unbeschreiblich Gewinnendes in seiner ganzen Erscheinung; — er hatte mich bis jetzt nur mit zarter Achtung behandelt; seine Manieren waren nicht fein und höfisch, aber in seinem Wesen lag so etwas männlich Festes, und Zutrauen Gewinnendes, überhaupt das Ganze war so abentheuerlich, so romantisch — daß man solche Dinge selbst erlebt haben muß, die sich in Romanzen und Rittergeschichten so reizend ausnehmen, um fühlen zu können, was ich empfand. Kurz — — mit einem Worte — — ach nein — ich weiß selbst nicht wie mir

war! — ich war ein Kind und bin es noch! — lacht mich nicht aus, lieben Mädchen — O Jesus, wenn ich so Alles um und um bedenke — laßt mich nur erst ein wenig ausweinen!"

Es war ein rührender Augenblick. In holder Verwirrung und süßer Verschämtheit, wie ein weinendes Kind Trost sucht und findet am Busen der Mutter; so hatte Kunigunde ihre Wangen auf Annas Brust gesenkt, während sie dieselbe umfaßt hielt und wieder von ihr umschlungen war. Barbara hatte sich ihrer einen Hand bemächtigt, die sie küßte. Wie Kinder mit weinen, wenn sie Thränen sehen, so vergoß auch Bärbchen im leicht erregten Mitgefühl ihre Zähren.

„Der Müller und seine Familie waren noch nicht zu Bett, und schienen keinesweges überrascht zu sein über den nächtlichen Besuch; da sie an dergleichen wohl gewöhnt sein mochten.

Der Junker führte mich eine Treppe hinauf in ein kleines aber wohnliches Zimmer. In einem Nebengemach, dessen Thüre offen war, stand ein Bett. Mir wurde unbeschreiblich bange. Ich zitterte, und um nicht niederzusinken, mußte ich mich fest auf den Arm des Mannes lehnen, der mich führte — fast anklammern. Wenn ich mich jetzt daran erinnere, was ich damals empfand, so begreife ich kaum den Widerspruch meiner

Gefühle. Derselbe Mann, der mir Furcht einflößte, diente mir zur Stütze für meine Zaghaftigkeit. Indem mir bangte, mit ihm allein zu sein, gereichte es doch dem Gefühl meiner Hülflosigkeit zur Beruhigung unter dem Schutz dieses Mannes zu stehen, dessen ganzes Wesen mehr angeborenen Edelsinn verrieth, als sich sonst mit seiner wilden Lebensweise vereinbaren mag.

In Wahrheit, nichts gleicht der Achtung und Zurückhaltung, womit dieser so schrecklich verschriene Mensch mich behandelte. Mit einem natürlichen Zartgefühl ohne Gleichen schien er die leisesten meiner Wünsche herauszufühlen, ohne daß sie mir nur selbst klar geworden waren. Er befahl, daß die Tochter der Müllerin mich bedienen, und selbst bei Nacht bei mir im Zimmer bleiben solle. Dann ließ er den Tisch decken. Als die Müllerin zwei Couverte aufgelegt hatte, sagte er sanft: „versucht es, Fräulein, Euch an meinen Anblick zu gewöhnen; ich bin bei Gott so schlimm nicht, wie man mich verschrien hat!“ — „Ich vertraue auf Gott und Euren Edelmuth,“ sprach ich, die Augen niederschlagend. „Beim Himmel!“ rief er aufflammend, „Ihr seid noch nicht verlassen!“

Ein gut zubereiteter Wild-Schweinskopf und Wein wurde aufgetragen. Er legte mir das Zar-

teste vor, ohne selbst viel zu essen und zu trinken. Dabei unterhielt er mich von der Jagd — das war vielleicht der einzige Gegenstand aus dem Kreise seiner Lebensgewohnheiten, von dem er sprechen konnte, ohne etwas Unangenehmes zu berühren. Anfänglich befand ich mich in einer Gemüthsstimmung, die es mir unmöglich machte, nur einen Bissen zu essen. Bald aber hörte ich den Erzählungen seiner Jagdabentheuer nicht ohne Theilnahme und selbst mit steigendem Vergnügen zu. Es lag doch so etwas Romantisches — so eine heitere, herrliche Uebung menschlicher Kräfte, eine so frische gediegene Gemüthlichkeit in der freien Lebensweise solcher Menschen, daß ich nicht umhin konnte, zu bemerken, das häusliche Stillleben habe seine Reize, aber auch das freie Ritterleben erfrische und erhebe das Gemüth.

Diese Bemerkung war nur leise und schüchtern ausgesprochen; aber diesem Manne gegenüber kein Funken, der in ein Pulverfaß fällt, kann zündender sein, „ja," rief er aus mit einer Leidenschaftlichkeit, die so plötzlich zum Ausbruch kam, daß ich vor Schreck todtenbleich wurde, „bei dem Gott, der uns frei geschaffen, diese Welt ist nur schön im Reiche der Natur; denn der Mensch hat sie verdorben mit allen seinen überkünstlichen Verhältnissen. Ist nicht der Mensch ein mit Ver-

nunft und Willenskraft begabtes Wesen? Wer hat das Recht, ihm Gesetze vorzuschreiben? wer darf seine Handlungen hemmen? — das Recht eines Menschen geht so weit als seine Macht. In der ganzen Natur giebt es nur Kampf und Trieb der Selbsterhaltung — so auch in der Menschenwelt. Was ich mit meinem Spieß erreiche — ist mein — möge jeder sich schützen gegen fremden Eingriff, wie ich selbst mich schütze. Darum habe ich ein Recht zur Wegelagerung, weil ich ein Recht habe, frei zu sein und weil ich die Macht und den Willen habe, dieses Recht zu behaupten."

„Man sieht, wohin die mißverstandene Idee von der Freiheit führen kann," bemerkte Anna.

„Obgleich seine Beredsamkeit mich einen Augenblick mit fortgerissen hatte," fuhr Kunigunde fort, „so fühlte ich doch Aehnliches, wie du bemerktest. „Eine entsetzliche Freiheit," seufzte ich leise, „die sich für berechtigt hält, andere menschliche Geschöpfe ihrer Freiheit zu berauben!"

„Der Löwe geht weiter — er tödtet!"

„Sind wir Thiere? — Ist der Mensch nicht darum mit Vernunft begabt," rief ich aus — denn nun wurde ich warm und dreist im Gespräch — „damit er das Recht an Andern ehre, das er für sich selbst in Anspruch nimmt? —"

Der Freibeuter wurde nachdenkend und senkte

den Kopf. „Ja," sprach er nach einer Pause, „ich fühle wohl, daß es Gränzen der Willkühr gibt, wo sich der Mensch vom ewigen Rechte der Natur verlassen sieht. Ich fand eine Art von Selbstberuhigung darin, meine Handlungsweise vor mir selbst zu rechtfertigen, indem ich mir den Menschen in der unbegränzten Freiheit des Naturgesetzes dachte. Ist es nichts damit — als ein Trugbild — so bin ich selbst ein vom Leben Betrogener. Doch einen Anhalspunkt habe ich noch. Entweder leben wir in der Freiheit des Naturzustandes, oder in der menschlicher Einrichtung — denn wider jede Art von Unterwerfung gegen anderer Menschen Willen empört sich mein inneres Freiheitsgefühl. Betrachte ich mich aber als Mitglied der menschlichen Gesellschaft, so bin ich Besitzer eines reichsfreien Ritterguts — als solcher Herr in meinem Gebiet — nur dem Kaiser Unterthan. — Mein Gebiet aber besteht aus jener Burg, dem Thalgrunde davor, dieser Mühle, dem Bergwald und der Felsenwüste so weit ich beides von der Zinne meiner Burg übersehen kann. Auch der Forst, worin ich Euch anhielt, ist unserem Hause zu Lehn gegeben. Nun aber ist nach dem Herkommen seit den ältesten Zeiten jedem reichsfreien Ritterhause das Recht angeerbt, alle Reisende, die das Gebiet desselben betreten, zu schatzen und Geleitsgeld von

ihnen zu erheben. Das ist ein gutes altes Recht des schwäbischen Adels, das uns Kaiser und Reich nicht nehmen darf; denn sie üben es selbst, der Kaiser und die Reichsfürsten auf allen Landstrassen, die durch ihr Gebiet ziehen. Lassen wir also menschliche Einrichtungen gelten, als den Beweggrund meiner Handlungen — wohl — so ist die Landstraße meine Domaine. Gott hat sie mir gegeben durch das Recht der Geburt. Wer kann etwas dawider haben? —"

„Fast sollte mich diese Reflexion mit deinem Ritter versöhnen," lächelte Anna, „man sieht, daß ein tieferes Rechtsgefühl in seiner Brust schlummerte; denn dunkel mußte er das Recht- und Sittenlose seiner Lebensweise gefühlt haben, sonst hätte er sich nicht bemühet, sie durch Trugschlüsse des Verstandes vor sich selbst und vor dir zu rechtfertigen."

„Ich bedauere," sprach Kunigunde schmeichelnd, „nicht deinen klar ausgebildeten Verstand zu haben, meine gute Anna; ich würde ihn dann wohl klüger zurecht gewiesen haben. So aber habe ich armes Mädchen nichts als mein Gefühl, womit ich auch wohl Recht und Unrecht herausfühlen kann; doch vermag ich es nicht so an den Tag zu bringen, wie du, meine Seele! —"

„Und was sagtest du ihm? —"

„Ich sagte nichts. Ich blickte vor mich nieder, lächelte wehmüthig durch Thränen und schüttelte leise mit dem Kopf. — Doch augenblicklich fühlte er, daß seine Rechtfertigung mich nicht überzeugt habe. „„O Gott!““ rief er aus, — „„bin ich nicht schon unglücklich genug, daß ich mich der Vorwürfe meiner inneren Stimme nicht ganz erwehren kann. — Soll ich noch unglücklicher werden dadurch, daß eine Jungfrau, deren Achtung zu gewinnen ich das Opfer meines Lebens nicht scheuen würde, mich verachtet?““

„Kann ich den Jungfrauenräuber achten — ich, das Opfer seiner Unthat?“ fragte ich mit bewegter Stimme und hob meinen Blick gegen sein Auge, mit dem Ausdruck eines sanften Vorwurfs.

Da — mit einem Male — durchbrach seine unglückliche Leidenschaft jeden Damn der Zurückhaltung. Er sprang auf vom Sessel und stürzte wild vor mir auf die Knie, indem er meine Hand ergriff und an seine Brust drückte. „Fühle hier,“ rief er aus, „wie mir das Herz pocht, es klopft für dich seit dem ersten Augenblicke, da ich dich sah. Dieser Augenblick entschied für mein Leben. Er nahm mir Willen und Freiheit. Und so riß es mich fort, mit der unwiderstehlichen Gewalt der Leidenschaft, daß ich dich erschrecken, kränken und ängstigen mußte. Ich habe keine

andre Entschuldigung als die: ich kann nicht anders! bei Gott, ich habe keine Macht mehr über mich selbst — ich muß dich besitzen, himmlisches Wesen, oder untergehen! Darum bitte und beschwöre ich dich: sei milde, du Engel des Himmels, vergieb mir meinen Frevel! vergilt mir mein Unrecht mit Versöhnung und Liebe — o Kunigunde — sei du barmherzig, großmüthig — erhaben über das kleinliche Vorurtheil der Welt — willige ein, die Meine zu werden — mein Burgkaplan spricht den Segen der Kirche über unsern Bund. Wir schreiben dann das Geschehene an deinen Vater und bitten um seine Verzeihung — um seine Vermittelung, mir die Rückkehr in die Welt zu erleichtern, und eine kriegerische Laufbahn zu eröffnen, worauf ich die Achtung der Würdigsten wieder gewinnen kann. Ist er ein vernünftiger Mann, hat er noch ein Fünkchen Liebe für sein Kind, so willigt er ein, fügt sich in das Unvermeidliche, empfängt sein Kind durch Liebe beglückt zurück, macht zwei glückliche dankbare Menschen — und gewinnt dem Himmel wieder — eine verlorene Seele.“

„O meine Kunigunde!“ — rief Bärbchen und die hellen Thränen liefen ihr über die Wangen, indem sie aufgeregt und lebhaft ihre Freundin umarmte — „o wie hätte ich widerstehen können!

— das ist ja ein himmlischer Mensch, der so fühlt und spricht — mir wurde noch nie eine Liebeserklärung gemacht — ach wie oft habe ich mich danach gesehnt — aber geschähe es einmal, kniete ein Mann vor mir — noch dazu ein so schöner Ritter — und spräche so warme, herzige Gefühle aus — ich — nein wahrhaftig — ihr Lieben — ich hätte ihm nicht widerstehen können; ich würde ihm um den Hals gefallen sein.“

„Ja,“ sprach Anna ungewöhnlich bewegt und erhob ihren Madonnenblick mit schöner Begeisterung: „es ist etwas Göttliches in der Liebe — etwas Erhebendes über alle irdischen und menschlichen Verhältnisse; aber eben darum, daß diese Liebe so hoch und heilig bleibe und der Würde des Menschen angemessen, sei sie von der Vernunft geordnet. Diese aber spricht gegen ihn. — Was thatest du? —“

„Hast du je geliebt, Anna?“ fragte Kunigunde schüchtern.

„Nein — gelobt sei Gott — mein Herz ist noch frei und wird frei bleiben; denn ich suche meinen jungfräulichen Stolz darin, jede erwachende Leidenschaft im Keime zu ersticken. Meine Hand zu vergeben, hat nur mein Vater das Recht und aus Pflichtgefühl habe ich mich entschlossen,

dereinst den Mann zu lieben, den er mir zuführen wird."

„Und ich," rief Bärbchen mit Wärme, „bin entschlossen, den Mann zu hassen, der mir aufgedrungen werden wird. — Ueber meine Hand und Lebensverhältnisse mag fremder Wille gebieten — denn wir Mädchen gehören nicht zu den freigebornen Geschöpfen der Erde — aber über mein Herz gebiete ich selbst. — Wir Mädchen sind nichts durch den Geist, Alles durch das Herz — darum würde ich keinen Augenblick Bedenken tragen, rücksichtslos meinen Gefühlen zu folgen."

„Unglückliche Mädchen, ihr beiden," sprach Kunigunde mit Wehmuth und ergriff von jeder eine Hand, die sie ans Herz drückte, „du, arme Anna, wirst dir die höchsten Freuden des menschlichen Daseins verkümmern, wenn du der Gefühlswelt entsagst, die das Element des Weibes auf Erden ist; du, armes Bärbchen, wirst dir dein äußeres Lebensglück vernichten, wenn du der Besonnenheit gar kein Gehör giebst und ohne alle Rücksicht auf menschliche Verhältnisse, nur blind dem Zuge des Herzens und den Eingebungen der Leidenschaft folgen würdest. Ich glaube in dieser Hinsicht zwischen euch beiden zu stehen — ich war durchdrungen und ergriffen von seiner Liebeswerbung, wie gewiß nie ein Mädchen — ein heißes

Gefühl des Wohlwollens drang in die heiligste Tiefe meiner Seele — ach — um nie wieder daraus zu entweichen! — und so wandelte mich die menschliche Schwachheit an, daß mein Haupt niedersank auf seine Schulter, und wie er meinen Leib umschlang und es wagte, meinen Mund leise zu küssen; da — ich gestehe es, ohne zu erröthen; denn das Gefühl war zu himmlisch — da durchschauerte mich ein warmes, unbeschreibliches Wohlgefühl — eine wahre Trunkenheit der Glückseligkeit; denn anders kann ich diesen halb bewußtlosen Zustand, wo die menschliche Seele alles Erdenleben vergißt und in überirdischer Seligkeit schwebt, nicht bezeichnen, und wie meine Lippen unwillkührlich den leisen Druck der seinigen zurückgaben und daraus nun ein langer, schwellender, Alles durchglühender Kuß wurde und wie er mich nun fragte mit den innigsten Tönen der weichsten, wonnigsten Herzensstimme, „liebst du mich wieder — wie ich dich liebe?“ — da hatte ich lange nichts als Thränen zur Antwort. Ich war so angegriffen, so durchdrungen, daß ich bebte, wie im Mondlicht zitterndes Espenlaub. Und wie er nun immer leiser, immer kosender und liebeglühender in mich drang, nur das eine Wörtchen: „ja“ zu sprechen — da — habe ich ausgehaucht das Wort — das mich unglücklich macht für mein ganzes Leben,

weil es mich an eine Unmöglichkeit gebunden hat. — Ach — vielleicht wäre ich ein Opfer dieser meiner Leidenschaft geworden, hätte mich nicht die Wildheit der seinigen erschreckt und zur Besonnenheit gebracht. Es liegt eine ungeheuere Macht des Gefühls in der Brust dieses Mannes. Welch ein Sturm — welch ein Drang — welche glühenden Küsse — „o o! — du beleidigst mich,“ stöhnte ich, „laß mich,“ flehte ich, ohne Macht zu widerstreben. — „Ja,“ rief er aus, „der Mann soll der Stärkere sein!“ — Er entließ mich aus seinen Armen. Welche Energie des Charakters, denn der Mann war weit leidenschaftlicher als ich und doch vermochte er sich zu beherrschen. Ich fühlte vielleicht tiefer, aber sanfter; und doch war ich hingebend, ohne Willenskraft zu widerstreben. Ich weiß nicht, wie mir war, was er wollte — wohin Leidenschaft uns geführt hätte — das Alles liegt in der geheimnißvollen Tiefe menschlicher Ahnungen; aber so viel weiß ich, daß ich Gott und der heiligen Jungfrau Maria später auf den Knieen gedankt habe, daß sie dem edlen Mann die Kraft gegeben, seine Leidenschaft zu beherrschen. Einigemale, um Ruhe zu gewinnen, schritt er im Zimmer auf und nieder — dann setzte er sich wieder an meine Seite, zog meine Hand spielend an seine Lippen, legte wieder seinen Arm

um meinen Nacken und hob mir dann mit dem Finger unter dem Kinn meinen Kopf, daß mein Auge sich in seine seelentiefen Blicke versenken mußte. — „Lieb Bräutchen,“ fragte er dann unbeschreiblich schüchtern, „und jetzt wirst du mir freiwillig folgen? — wirst freiwillig mein herzlieb Weibchen werden auf Hohenkrähen? —“

Ich schüttelte traurig mit dem Kopf. Es that mir wehe, ihn verletzen zu müssen, der mich so schonend und liebevoll behandelte; und dennoch konnte ich nicht anders. „Ich — freiwillig!“ rief ich, „kann denn eine Gefangene freien Willen haben?“

„Kunigunde!“ rief er, und hielt ein — sichtbar kämpfte in seiner Seele ein großer Entschluß. Hoffnung und Vertrauen, Furcht und Entsagung wechselten auf seinen schönen Gesichtszügen. Jetzt trat er vor mich hin, mit einer Größe und Hoheit im ganzen Wesen, die nur empfunden, nicht beschrieben werden kann. „Kunigunde,“ sprach er, „deiner Liebe bin ich gewiß — sie hat für mich eine erhabene und begeisternde Kraft. Durch die Weihe dieser Liebe fühle ich mich veredelt; zum Halbgott erhoben. Ich bin dadurch unfähig geworden, zu handeln wie ein niedriger, gemeiner Räuber. Zwischen zwei Uebeln wähle ich das kleinste. Deine Achtung verlieren, wäre mir

schrecklicher als dich selbst. Ich würde deiner nicht werth sein, könnte ich zum Räuber werden am Heiligthum deiner Liebe. Wähle — befiehl, wohin ich dich führen soll. Du bist frei! —"

„Dein!" rief ich aus in der ersten Aufwallung, überwunden von dem Edelmuth des herrlichen Mannes und warf mich in seine Arme. „Dein," hauchte ich leise mit heißen Lippen in sein Ohr, „so weit das Herz gewähren darf — meine Hand aber nicht ohne des Vaters Willen und der Mutter Segen! — Darum, Geliebter, führe mich heim! —"

„Dann bin ich verloren," sprach er bleich werdend — dann ist mir jede Hoffnung gewichen, und mir bleibt nichts als ein einsames, freudenloses Dasein und Trauer bis zum Tode."

Er sagte das nicht mit Heftigkeit; sondern mit einer unbeschreiblich rührenden Resignation.

„Auch mir Trauer bis zum Tode," entgegnete ich und legte seine Hand auf mein Herz, während er mich noch mit dem rechten Arm umschlungen hielt.

„Treue bis zum Tode!" rief er mit leuchtenden Blicken. „Gott der Allwissende hört diese Treueschwüre zweier Herzen, die der Himmel für einander geschaffen, die aber die Menschenwelt in ihrer Verkehrtheit von einander gerissen. — Mor-

gen früh nach Kaufbeuern!" rief er entschlossen, mit einem Lächeln sogar — so wußte er seinen Schmerz zu bemeistern — nur um den meinigen zu mildern. — Schlaf wohl, mein Täubchen. Das Auge der Liebe wird für deine Sicherheit wachen."

Was hatte ich noch als Thränen. Im Gefühl aufgelöset, keines Wortes mehr mächtig, weinte ich an seinem Halse. Er ließ mich sanft auf das Ruhelager nieder; denn ich war wie betäubt. Da küßte er mich noch einmal; aber so weich, so zart und schonend, als wollte er mir den Frieden in die Seele küssen. Ich schloß beide Augen und leise fühlte ich seine weichen schwellenden Lippen auf meine Augenlieder gedrückt. Nur zuckte mir ein sanfter Druck seiner Hand auf die meinige durch alle Nerven und dann ließ er mich los. Ich hörte noch, wie er sich mit leichten Tritten entfernte. Als ich am folgenden Morgen erwachte, saß die freundliche Tochter der Müllerin vor meinem Bette.

Die Knechte mit den Packpferden und meine Kammerfrauen waren indeß angekommen. Morgennebel deckte den Wald. Ich bestieg meinen Zelter, Stephan seinen Rappen. Er war so

bescheiden und zurückhaltend gewesen, daß er von seinem Liebesrechte noch keinen Gebrauch gemacht und mich nicht um einen Kuß zum Morgengruß gebeten hatte. Dadurch aber drang das Gefühl seines Werthes nur immer tiefer in meine Seele. Ich lächelte ihn an, als könne ein Blick aus meinem Auge ihm Ersatz gewähren für ein verlornes Lebensglück. Sein Auge umflorte sich mit Thränen. Er blickte nach oben, unterdrückte einen Seufzer und dann war er äußerlich ruhig.

So ritten wir nebeneinander durch den Wald. Wir schwiegen beide. Worte waren zu arm in diesem stillen Gewoge von Gefühlen.

Erst wie der Wald sich öffnete und die weite Ebene im goldnen Morgenlichte unten in der Tiefe da vor uns lag und fern am Horizont auf dem Rosengrunde des Himmels die Schatten der Thürme meiner Heimath heraufragten, da ergriff Stephan meine Hand und fragte mit gepreßter Stimme: „giebt es denn keine Hoffnung mehr? — Ist das dort das Wahrzeichen unwiderruflich ewiger Scheidung? —"

Ich hatte mir bei der Stille der Reise einen Plan ausgedacht, der, jemehr sich meine Gedanken damit beschäftigten, immer mehr als liebliche Idylle — als beglückende Möglichkeit vor meine Phantasie trat."

„Eine Möglichkeit," sprach ich, „giebt es allerdings noch, uns zu beglücken – meinen Vater und die Welt zu versöhnen: wendet Euch an Herrn Georg von Frundsberg, denn er ist ein humaner und edler Mann — daß er Euch aufnehme unter den Doppelsöldnern seiner Landsknechte — versteht sich, daß er Euch mindestens eine Hauptmannsstelle gebe — dann wird es Euch nicht an Gelegenheit fehlen, Euch in Italien rühmlichst auszuzeichnen und zu hohen Kriegerehren zu gelangen. Wird dann mein Vater deine Werbungen unfreundlich aufnehmen? — ich glaube nein. Und wenn er es thäte, so würde ich Gott bitten, mir den verweigerten Vatersegen zu geben; denn dann — o dann — wäre es Tugend — hohe deutsche Frauenpflicht, den ruhmgekrönten Helden mit Liebe zu belohnen."

„Engel des Lichts!" rief er und zog meine Hand an seine Lippen. „Diesen Gedanken hat dir Gott eingegeben! — Welche Hoffnung — welche glanzvolle Zukunft geht mir auf! — ja ich will — ich will — o — allgütiger Gott steh' mir bei! —"

Was ist die Hoffnung? — ein Lichtmeteor — um so glänzender, je dunkler die trostlose Nacht, in die es hineinstrahlt — aber ach! — wie oft — eben so trügerisch! —"

Mit welchen freundlichen Bildern spielte unsre Phantasie — wie glückselig, schon im Vorgnuß, ritten wir weiter. Wie hätten Zweifel am Gelingen in uns aufkommen können? — Die Scheidestunde wurde uns leichter. Wir beide hatten fast zugleich den Gedanken ein gegenseitiges Andenken auszutauschen und ohne gerade zu bedenken, daß es das Zeichen des Verlöbnisses sei, gab ich ihm meinen Ring und er mir den seinigen.

„Nun,“ bat er, „noch diese Schleife! —“ und deutete auf meine blaue Schleife von gewässertem Seidenmoor, die ich am Busen trug. Es war darauf mein Name gestickt; „sie sei das Zeichen, daß ich komme um deine Hand zu werben.“

„Hier,“ sprach ich übereilt, „wenn Ihr damit geschmückt einzieht in meine Vaterstadt und ehrlich und offen um meine Hand werben werdet, so will ich Euch folgen und so Gott mir helfe Euer eheliches Gemahl werden.“ Ich dachte begreiflich mir keine andre Möglichkeit, als daß er mit der Welt versöhnt und in hohen Kriegswürden solches wagen könne; wie aber sind jetzt diese Junker eingezogen — gehaßt, verachtet, verwünscht, im frechen Hohn gegen die Bürger, die sie so oft geschatzt haben — dürfte ich auch für diesen Fall an mein Wort mich gebunden halten? — Ich glaube: Nein!“

„Nein! nein!“ rief Barbara und schmiegte sich inniger an Kunigunde.

„Es war überhaupt Unrecht, ein solches Versprechen zu geben,“ entgegnete Anna.

„Ich moralisire nicht, wo ich fühle,“ versetzte Kunigunde leicht verletzt, „übrigens habe ich Ursache, diese meine Unbesonnenheit tief zu bereuen. Mein Vater bleibt unversöhnlich. Er weiß sich nicht zu erheben über das Urtheil der Menge, das an dem Bescholtenen kein gutes Haar läßt und ihm auch seine guten, selbst edlen Handlungen nicht gut schreibt. Dagegen habe ich auch nicht gehört, daß jener Unglückliche — über den die Welt noch immer Zeter schreit — Kriegsdienste genommen und Kriegesehren gewann und dennoch ist er heute eingeritten und — schrecklich — eine furchtbare Ahnung hatte mich ergriffen. Er trägt meine Schleife auf der linken Brust. Also ist er eingeritten, um die Braut zu holen — an mein Wort mich zu mahnen. Doch seine Blicke sind wild. Sein ganzes Wesen ist verstöhrt und verwildert. — Was werde ich erleben müssen? — Ein unbeschreibliches Grauen vor der nächsten Zukunft ergreift mich....“

„Es ist das Grauen,“ sprach Anna ernst und mit prophetischer Stimme, „das den Sterblichen ergreift im Ahnen der dunklen geheimnißvollen

Macht eines rächenden Verhängnisses, es sind die Erinnerungen, jener Rachegöttinnen der Unterwelt, mit den Schlangenhäuptern und der geschwungenen Furienfackel, die den Menschen bei unbedachtsam gesprochenen Worten ergreifen und eben durch dieses Wort in sein Unglück reißen!“

„Herr mein Gott,“ rief Kunigunde im entsetzlichsten Vorgefühl und in frommer kindlicher Hingebung, „dir mein Gott und Vater, befehle ich meine Wege! —“

In namenlosem Schauer rückten die drei Mädchen enger an einander. Keins wagte aufzustehen, keins ein Wort mehr zu sprechen. Und wie das erste röthliche Morgenlicht durch das Marienbild des Fensterleins dämmerte, da waren sie Arm in Arm eingeschlummert, mit den Köpfen gegeneinander gelehnt und in Kunigundens geschlossenen Wimpern zitterte eine Thräne.

Fünftes Kapitel.

Trinkgelage der Junker. — Stephans wilde Stimmung. — Dessen Zusammentreffen mit Frundsberg.

Man hat in unseren Tagen keine Vorstellung von der rohen Lustigkeit jener Gesellen, die im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts in allen Trinkstuben und Herbergen das große Wort führten und wahre Helden waren, hinter dem Bierkruge oder der Weinkanne, auf der Jagd oder der Bauernhetze. Sie kannten keinen Ernst, als mit dem Würfelbecher in der Hand, denn selbst das Lösegeld preßten sie den niedergelegten und geschatzten Kaufherrn oder Prälaten nicht ohne Spott und Lachen ab.

Alles hielten sie für erlaubt in ihrem rohen Uebermuth, was ihnen die tollste Laune eingab. Bald waren es Juden, bald Weiber, bald Pfaffen, Bürger oder Bauern, die sie neckten, höhnten oder sonst angriffen. Bald gab es unter ihnen selbst Schlägereien, wobei sie einander die Krüge an die Köpfe warfen, die Lichter auslöschten, Tische und Schemel zertraten und sich der Beine der Letzteren als Knüppel bedienten. Und dann sah man wieder wie die mehr als halb betrunkenen Jun-

ker sich versöhnten, wild umhalseten, sogar in eine sentimentale Stimmung geriethen, weinten, von ewiger Freundschaft sprachen und einander Blutbrüderschaft zutranken.

Von der Zeit der alten Ritterlichkeit, des freien Ehrgefühls, der zarten Achtung der Frauen, war unter den Junkern jener Tage nichts übrig geblieben, als der oft genug ohne Fug und Recht geführte Titel eines Ritters, der damals kaum noch ehrenvoll war.

Wenn sich in dem Leben solcher Stegreifritter noch irgend etwas Poetisches fand, so war es die übersprudelnde Lebenskraft, der tolle abentheuerliche Sinn und die so recht aus der Tiefe der Seele herausbrechende wilde Lustigkeit, mit einem Wort eine Frische des Lebens, die mit der kränkelnden, herzmatten und lüstelnden Fidelität unserer jungen und alten Roués nichts Aehnliches hat.

Eine solche heillose Gesellschaft war es, worin Junker Stephan denselben Abend hinbrachte, an welchem Kunigunde ihren jungen Freundinnen ihr Herz aufgeschlossen hatte. Er war der Schönste von Allen; aber auch der Wildeste. Eine so tolle Lustigkeit hatte sich seiner bemächtigt, daß sie zu überreizt war, um natürlich zu sein. Sein Lachen hatte etwas Verzerrtes, Gewaltsames, es war ein Lachen der Desperation, grausig, ergreifend, wenn

man die schönen, edlen Züge sah, die so dämonisch entstellt, so schrecklich zerrissen und verwildert waren von der ungeheuern Macht der stärksten Leidenschaften, die nur eine menschliche Seele zu umfassen vermag; wenn in einem kräftigen Gemüthe hoffnungslose Liebe und Eifersucht waltet, so ist der Kampf dieser Leidenschaften furchtbar, oft vernichtend für alle edleren Seelenkräfte.

Und gegenüber diesem Unglücklichen saß, wie ein wahrer Mephistopheles, mit der rothen Hahnenfeder auf dem Baret, hohnlachend aus den scharf geschnittenen hagern Gesichtszügen, der Ritter von Selbitz mit einem Fuß, damals schon ein grau gewordener Sünder, der aber noch in unverwüstlicher Rüstigkeit des Körpers seine Lust und Freude daran hatte, die wilde Jugend zu immer tolleren Sprüngen aufzuregen. An dessen rechte und linke Seite hatten sich die beiden wilden Brüder Freidinger hingepflanzt — Hans, ein rothhariger Bube mit falscher grinsender Freundlichkeit und Paul ein grades, derbes Gemüth, deutsche Kraftgestalt, besser zum Dreinschlagen mit der Faust, als mit dem Worte geeignet.

Leichte Dirnen kredenzten den Junkern den Wein und wurden dafür mit losen Witzreden und derben Liebkosungen ergötzt. Nur Stephan, so aufgeregt er auch war, würdigte sie keines Blicks.

Lachend rief Selbitz herüber, als er die vergebliche Kokettorie der leichten Mädchen bemerkte: „An dem sind eure Künste verloren, der arme Junge ist schon anderweit verliebt, desperat zum Todtschießen.“

„Zum Todtlachen,“ schrie Stephan wild auf, „Ha ha ha – das ist eine tollnärrische Geschichte — hatte mir da ein Mägdlein eingefangen, hold und wonnig — mein es ehrlich noch dazu — ich Narr — und statt ihr die Blume zu brechen, will ich sie sogar zur ehrsamen und Tugend belebten Edelfrau erheben auf Haus Hohenkrähen — da ha ha — lacht mich's Mädel an und sagt daß es mich liebt; ich aber werde weichherzig wie Butter, entlasse das Vöglein aus der Hand und gräme mich tod.“ —

„Nun Patron,“ grinsete der rothe Hans von Freidinger, „wenn du jetzt ein todter Mann bist, so leben wir Alle, wie wir hier so ergötzlich sitzen im Paradiesesgärtlein, wo statt Milch und Honig Bier und Wein fleußt.“

„Recht so Bruder,“ wieherte Selbitz, „wir sind Alle im Paradiese, noch einen Schoppen Wein, dicker Wirth und ich werde selig sein zum umfallen — haha! — da liegt schon die seelige Seele unseres schwarzen Pater Loch, des Junkers von Nimmersatt, unter dem Tische des Herrn! —“

„Und wenn in dir der alte Adam noch einmal aufwachen sollte — du graugefrorener Sünder!“ schrie Hans Freidinger dazwischen, „so sind da die Evastöchter nicht weit und gutwillige Thierchen dazu.“

„Auch die Esel und andre Gethier,“ brüllte Selbitz und zeigte mit wildem boshaftem Lachen auf den rothen boshaften Hans, „ihr Alle seid mehr Vieh als Mensch, wie es im Garten Edens auch gewesen sein soll.“ —

„Gott verdamm dich du Pavian!“ schrie dieser und warf mit dem vollen Weinkruge nach Selbitz, den aber zum Glück Stephan mit rascher sicherer Hand auffing.

„Haltet Friede,“ rief dieser mit donnernder Stimme, „Friede sei unter den gefallenen Engeln, in des Teufels Namen! Wenn wir Ehrlosen nicht zusammen halten, so wachsen uns die — ha ha — sogenannten ehrenwerthen Männer erst recht über den Kopf zusammen.“

„Was fasselt der, der Krähen-Junker da?“ fuhr Hans von Freidinger auf, „Alle Teufel!“ schrie dessen breitschultriger Bruder Paul dazwischen und schlug auf den Tisch, „wir Ehrlose?“ —

„Infam ist erst der — der sich selbst so nennt,“ grollte Selbitz.

„Donner und Hundepeitsche, Gesellen!“ schrie

Stephan und schlug seinen Weinkrug auf dem Tisch entzwei, „seid still; oder ich stopfe Euch die Zähne, mit diesen Scherben, daß die rothe Suppe Euch überlaufen soll in den Großmäulern. Wie's Kindlein getauft wird, so soll und muß es heissen — das ist eine alte Regel; mich hat der Vater Frundsberg einen ehrlosen Wicht getauft — Ihr aber seid nicht besser wie ich; also sind wir Alle ehrlose erbärmliche Wichte — ha ha — ha —"

„Mensch — du lachst und hast ihn nicht todtgeschlagen?" rief Paul Freidinger und stützte beide Fäuste auf den Tisch, indem er sich halb erhob und grimmig mit dem bärtigen Antlitz um sich schaute.

„Aus dem einfachen Grunde nicht," entgegnete Stephan mit Bitterkeit, „weil ich selbst schon todtgeschlagen war durch dieses Wort. — Ein todter Mann hat keine Macht mehr — er ist schlimmer als nichts — — ein Aas — ein Gestank — ha ha — — ein Ehrloser ist das auch, und bin ich ehrlos, so bin ich selbst ein Aas — — ha ha ha — eine lustige Logik Brüder; aber was kann richtiger sein!" —

„Erzähle — was war das für eine Geschichte?" riefen mehrere Stimmen durch einander über den Tisch.

„Nun wohl ihr Mitgenossen und Mitverdamm=

ten — ich will's Euch erzählen zum Nutzen und Frommen der Welt — in die Welt hinaus möcht' ichs schreien, damit männiglich lernen, wie es anzufangen sei, jede Rückkehr eines Gefallenen zur Redlichkeit und Tugend gradehin unmöglich zu machen. Man belade ihn nur mit dem Fluch der Ehrlosigkeit und versage ihm jedes ehrliche Gewerbe und man jagt den Gebesserten zurück in den offenen Rachen des Verbrechens!"

„Höre Freund," sprach Selbitz trocken, „deine Philosophie ist weder erbaulich noch ergötzlich für uns — behalt sie also für dich und erzähle uns lieber wie du zu der Narrheit gekommen, ein sogenannter ehrlicher Mann werden zu wollen."

„Es gab einmal einen wunderschönen Traum in meinem Leben," begann Stephan mit einem Anflug von Empfindung, die aber gleich wieder in jene wilde, verzweifelte Lustigkeit überging, wodurch sein ganzes Wesen so zerrissen und grauenhaft erschien. — „Ach ein Traum — war es ja nur — er ist dahin! — bah! — ich verlache jetzt alle Träume — auch diesen — auch meine Liebe — sie war eine Narrheit! — mir geschah schon recht; daß dieses Mägdlein mich überlistete, denn List und Heuchelei, das ist das Erbtheil aller Evenstöchter. — Na — die Geschichte ist lang und langweilig! Tempi passati! wer denkt noch daran?

— eine verlorene Menschenseele mehr oder weniger! — wer kümmert sich drum?"

„Das hätte ich dir auch sagen können, du leichtgläubigster aller Adamssöhne," lächelte Selbitz boshaft, „daß sie schon Braut eines Andern war, als sie sich dir verlobte."

„O diese Falschheit!"

„Kind, wer kann es einem hübschen Mädchen verargen, wenn es eine Nothlüge macht, um sich aus der Patsche zu helfen; das ist einmal so Lauf der Welt. Schlauköpfchen lacht in's Fäustchen, daß es den verliebten Ritter bei der Nase herumgezogen. So machens die Weiber Alle — das ist ganz in der Ordnung mein Bester!"

„Das entsetzlichste, daß sie mir Liebe heuchelte!" rief Stephan, „wer hätte diese Thränen, diese Innigkeit der Küsse nicht für reine, himmlische, beseligende Wahrheit gehalten?... —"

„Mag es auch gewesen sein hm hm!" entgegnete Selbitz, „man kennt ja die Weiber. Verliebt sind alle Mädchen wie die Kätzchen, heute in diesen, morgen in den, warum nicht damals grade in dich und heute in ihren Bräutigam, dem sie, wie du gesehen, in die Arme sank, als sie deiner ansichtig wurde, das war auch nur Schlangenlist, um ihn zu überzeugen, daß sie dich niemals geliebt habe, wenn er etwa von der Geschichte gehört

haben sollte, et caetera. Ja, sind sie Alle, und dein vormaliges Liebchen ist auch nicht mehr als ein Evenstöchterchen tralarum, lirum! —“

„Hölle und Teufel! —“

„Nun aber, Gottes Donnerwetter,“ rief Paul von Freidinger ungeduldig, „zur Hauptsache, zur Hauptsache, von wegen besagter Ehrenkränkung!“

Und nun erzählte Junker Stephan sein Zusammentreffen mit Herrn Georg von Frundsberg, freilich so einseitig und schroff wie sich ihm selbst, in seiner höchst gereizten Stimmung das Ereigniß dargestellt haben mußte.

Der Vorfall, wie er sich ereignet hatte, war folgender.

Stephan Hausner auf Hohenkrähen war schon seit Jahren übel berüchtigt unter den ehrsamen Gliedern des schwäbischen Bundes. Wo nur ein kühner Strauß gefochten, ein verwegner Ueberfall gewagt war, da wurde er als Führer genannt. Keine Geleitsmannschaft war zahlreich genug, er trieb sie auseinander. Ritter Götz von Berlichingen, sonst Schrecken aller Patrizier und Kaufherrn, Prälaten und Bundesfürsten, war zahm geworden im Diebesthurm zu Heidelberg wohin man ihn verrätherisch gebracht hatte, als er in

der würtemberger Fehde gefangen war. Ritter Selbitz mit dem hölzernen Fuß, früher dessen Cumpan, wurde nicht ohne Abscheu genannt, die Freidinger Junker waren gefürchtet wegen ihrer Grausamkeit und oft feigen und zwecklosen Blutdurst; aber Stephan Hausner galt als der unbesiegbarste, kühnste und mächtigste Landstürzer seiner Zeit. Er war spurlos verschwunden wenn die Bundeshauptleute mit Uebermacht gegen ihn anrückten und erschien plötzlich wieder, wo man ihn am wenigsten erwartete. Einmal hatte er sich verkleidet, bei nächtlicher Weile, in die Mitte des kleinen Feldlagers geschlichen, das um ihm die Rückkehr auf Hohenkrähen zu verrennen bei der Mühle unter dem Felsen aufgeschlagen war und ergriff den Hauptmann, verstopfte ihm den Mund, packte ihn so fest um die Arme, daß er sich nicht wehren konnte und trug ihn mitten durch die schlafenden Landsknechte den engen Felsenpfad hinauf nach seiner Burg. Ein andermal hatte er den Tannenwald von allen Seiten angezündet, in welchem der gegen ihn ausgesendete Heerhaufen lagerte und jagte den zehnmal stärkeren Feind mit seinen tolldreisten Gesellen aus den Flammen ins Weite. Suchte man ihn in den Bergen, so war er in der Ebene, wo ihn jeder Bauer in seine Hütte verbarg, denn er war bei dem Gering=

sten im Volke beliebt, weil er gegen die Armen freigebig, und ein Rächer und Beschützer der Unterdrückten war. Wie Frundsbergs Werbepatent tausende, gleichsam aus der Erde herauf rufen konnte; so durfte Stephan Hausner nur bei nächtlicher Weile an eine Hütte klopfen und rufen: Auf ihr Bauern! helft mir den Abt von Kempten oder wen sonst etwa niederlegen, er wird morgenfrüh mit zahlreicher Geleitschaft durch den Wald ziehen. Sagts weiter, die Mühle im Schwarzgrunde, sei der Sammelplatz wenn der Hahn krähet. Und ehe der Hahn dreimal gerufen, stand ein kleines Heer, hundert von Bauern, mit Spießen und Streitäxten bewaffnet zu seiner Verfügung, denn Jeder wußte, daß es dem wilden Hausner oft nur galt Unbill zu strafen und daß er selbst vom reichen Lösegelde nur den geringsten Antheil für sich selbst behielt. Schade daß er um keine bessere Sache sich abmühte, für den kleinen Krieg, als Führer, war er wie geboren. Klugheit und Vorsicht, Muth bis zur Todesverachtung; aber auch Besonnenheit, Ausdauer und Kraft, streng und gerecht, fest und eisenhart; wo es Noth that, war er doch milde, selbst edelmüthig gegen Besiegte.

„In diesem Hausner,“ sagte einst Georg von Frundsberg von ihm, „liegen alle Keime

eines großen Feldherrn; aber weil er sie nur entwickelt, um die gesetzliche Gewalt anzufeinden, Recht und Ordnung mit Füßen zu treten, den Landfrieden zu brechen; so ist er um so gefährlicher, denn aus der Wurzel eines Helden, kann ein großer Verbrecher entsprossen, ein Feind der Menschheit, den man erdrücken und vertilgen muß, weil der Zahn eines Wolfes gefährlicher ist, als eine Mücke, die uns sticht."

Uebrigens war Stephan, wie alle kraftvolle und tief glühende Gefühlsmenschen, zwar wild, aufbrausend, unbezähmbar in Leidenschaften; aber wenig heiteren Sinnes. Seine Lustigkeit, wenn sie einmal wie jetzt zum Durchbruch kam, hatte daher auch etwas Überreiztes, sie war ein wildes, ihm fremdes Wesen.

Nie hatte Uebrigens bis dahin ein Weib Eindruck auf sein Gemüth gemacht. Der kraftvolle Mann versinkt nicht so leicht in sinnliche Schwelgerei, die immer ein Erbtheil der Schwachen ist. Als Jüngling setzt er seinen Stolz in jene Keuschheit des Sinnes, der er die Blüthe seiner Kraftentwickelung verdankt; als Mann glüht er wohl innen, im Bedürfniß einer Liebe, die mächtig genug wäre, seine ganze Seele auszufüllen; aber ohne Hoffnung, den würdigen Gegenstand einer solchen Neigung zu finden, bleibt er kalt gegen

Alle. Glaubt er aber endlich gefunden zu haben, was er längst vielleicht liebte und ersehnte im Ideale; so ist seine Liebe gewaltig, Alles durchbrechend, jedes Hinderniß umreissend, seine ganze Seele ausfüllend, wie der plötzlich anschwellende Strom seine Uferdämme durchbricht, Thalgründe überschwemmt und Hütten niederreißt.

Und so hatte denn diese erste gewaltige Liebe das keusche kräftige Gemüth des Junker Stephan, mit einem Schlage durchdrungen; hatte allen seinen Gefühlen, Ideen, Welt- und Lebensansichten eine ungleich edlere Richtung gegeben und wie an einem Nothanker im Seelensturm eines zerrütteten, verlornen Lebens, dessen Leere und Nichtigkeit ihm durch das neue wunderbare Gefühl der Liebe zum Bewußtsein gekommen war; so hatte er sich jetzt an die durch das geliebte Mädchen in ihm aufgeregte Idee, ein ehrlicher Mann zu werden, Kriegesehren und die Braut zu erringen, gleichsam angeklammert, es war sein höchstes Ziel, der Brennpunkt seiner Strebungen, den er mit aller Kraft der Phantasie verfolgte. Seine bisherige wilde Lebensweise war ihm damit verleidet. Er suchte die Einsamkeit um sich ungestöhrt den schwärmerisch süßen Träumereien hingeben zu können und dachte über die Mittel nach, wie er diesen seinen Lieblingswunsch verwirklichen könne.

Aber er kannte die Welt und seine eigenen Verhältnisse zu gut, um die Schwierigkeiten zu verkennen, die sich einer friedlichen Lösung seiner Aufgaben von allen Seiten entgegenstellen würden.

Sein offener Wahrheitssinn und sein angeborner Stolz verschmähte es unter fremdem Namen in die Musterrolle der Landsknechte sich einzuschleichen. Er war zu lange gewohnt gewesen zu befehlen, fühlte in sich selbst Kraft und Geschick zum Führer eines Kriegerhaufens, hatte ein zu unbesiegbares Freiheitsgefühl, um es sich nur als möglich zu denken daß er sich jemals eine Unterordnung unter vielleicht weniger begabte Hauptleute werde gefallen lassen. Nun aber war ihm nicht unbekannt, welchen furchtbaren, unversöhnlichen Haß alle Glieder des schwäbischen Bundes gegen die Junker hegten, die von ihren festen Burgen aus, die Heerstrassen unsicher machten und jede Fehde auf eigne Faust für erlaubt hielten, weil ihre Vorfahren als freie Reichs- und Raubritter der Schrecken des Schwabenlandes und Rheingaus gewesen waren. Und grade dieser Frundsberg, selbst Heerführer des Bundes, der zusammengetreten war um jede Willkühr und Selbsthülfe dieser Landstürzer zu bekämpfen — ein Mann dessen ganzes Geschlecht seit einem Jahrhunderte schon eine Ehre darin gesucht hatte, allzeit

die gesetzliche Gewalt im Schilde zu führen und für die Herstellung des Reichs und Landfriedens, den vollen Thatendrang eines bewegten Lebens einzusetzen; was ließ sich hoffen von dem berühmten Hause dieser Familie, dessen strenge eisenfeste Rechtlichkeit und rauhe derbe Gradheit allgemein bekannt war? — Doch was wagt man nicht zu hoffen, wenn es gilt, einen heissen Liebeswunsch zu erfüllen? —

Von jetzt an hatte Stephans Wegelagerung ein edleres Ziel. Er durchzog die Gegend von Mildheim, in der Absicht Gelegenheit zu suchen Herrn Georg von Frundsberg allein zu sprechen. Auf dessen Schloß durfte er sich nicht wagen; er mußte fürchten, als allgemein verfolgter Landstürzer festgenommen zu werden. Dasselbe hatte er zu besorgen, wenn er allein oder in geringer Begleitung dem Tyroler Feldobristen, sobald dieser von Trabanten und Landsknechten umgeben war, begegnete.

Einst traf es sich daß Herr Georg von Frundsberg in Gedanken vertieft ganz allein durch den Wald ritt. Seine Trabanten hatte er in Aufträgen an befreundete Edle des Bundes versendet. Die Landsknechte seines Geleits waren in der Waldherberge beim jungen Frankenwein zurückgeblieben. Herr Georg, der dazumal aus Italien

heimgekehrt war, und neue Aufträge von seinem Kaiser empfangen hatte, liebte ohnedem die Stille um sich her, um sich in seinen Gedanken, durch das Gesinge und großmäulige Geschwätz der Landsknechte nicht irren zu lassen. Darum hatte, der ohnehin guthmüthige und auf seinen Gott vertrauende Mann, seine Leute beim Weinkruge sitzen lassen, auf daß sie erfrischt und gestärkt nachkommen möchten und hatte allein den Weg durch den Wald nach der nahen Abtei Kempten eingeschlagen.

So ritt er fort den schmalen Waldsteig zwischen dichtem Gebüsch entlang, mit bequem gekrümtem Nacken auf seinem langohrigen Maulthiere, hin und her sich wiegend. Den breiten Landsknechtsdegen hatte er am Sattelknopf hangen, den kurzen treuen Knebelspieß über die Schulter geworfen. Dem Maulthiere hatte er die Zügel gelassen, so daß es mit herabhängendem Kopfe, man möchte sagen in Gedanken verloren wie sein Herr, dem bekannten Fußsteige folgte. Es war in der That ein recht stilles Bild der Gemüthlichkeit des altdeutschen Kriegerlebens; als plötzlich das Gebüsch raschelte und ein bewaffneter junger Mann auf einem magern Klepper von edler ungarischer Race hervorsprengte. Ringsum erschallten Huftritte und leises Waffengeräusch. Alle Büsche schienen zu leben. Hier und dort wurde der

bärtige Kopf, die Pickelhaube und der Spieß eines Reuters sichtbar. Alle aber hielten sich in gewisser Entfernung.

Der junge Mann, schön und kraftvoll von Gestalt, rief in der ersten Freude: „Ha — jetzt habe ich Euch!“ —

„Das macht Euch verteufelt wenig Ehre,“ sprach Frundsberg finster, indem er mit einem starken Zuge am Zügel das Maulthier zum Stehen brachte, „einen alten Mann könnt ihr bald niederlegen, weil es Eurer Viele sind. Mit Euch allein mögt es mein Degen oder Spieß wohl aufnehmen; aber Ihr Strauchjunker seid keine Narren, Muth im Herzen und Ehre im Leibe zu haben, wie andere ehrliche Leute, das ist nicht Eure Sache.“

„Herr Georg,“ sprach Stephan mit edlem Selbstgefühl, „ich habe mich Euch nicht in den Weg gestellt, um Eure Schmähungen anzuhören; noch weniger um Euch Leides zuzufügen; im Gegentheil um geziemend anzusuchen, daß Ihr, aller Landsknechte Vater, auch mein lieber Vater sein wollet. Ich bin entschlossen, der Wegelagerung und der argen Gesellenritte auf eigener Faust zu entsagen, so Ihr nicht abgeneigt sein würdet, mir eine Hauptmannsstelle im nächsten Lands-

knechtsregiment, das Ihr aufrichten werdet, zu verleihen."

„Eine Hauptmannsstelle — Ihr? ...." rief Frundsberg, indem er aus den buschigen Augbraunen herauf das Auge hob und den Junker mit dem Ausdrucke der Verachtung maß.

„Nun ja," sprach dieser etwas verwirrt, „Ihr wißt ja, und mancher Hauptmann vom Bunde hat es übel erprobt, daß ich den kleinen Krieg nicht schlecht zu führen verstehe. Ich bin Stephan Hausner von Hohenkrähen."

„Der Landstürzer der?" eiferte der Alte, „bei Gott ihr seid ein Meister der edlen Verbrecherzunft — ein Prachtrecrut für den nächsten Galgen. Und Ihr — Ihr — habt die Frechheit um eine Hauptmannsstelle in einem ehrlichen Regimente frommer Landsknechte zu werben? — Einen Ehrenrang zu fordern, der selbst meinem tapferen und versuchten edlen Sohn Conrad in der Lombardei noch zu hoch hängt! — O geht aus meinem Wege, oder schlagt mich todt wenn Ihr's nicht lassen könnt, daß ich Euch nicht anspeie; denn mein Blut kocht, daß ihr so Ehrenwerthes von mir heischt, Ihr ehrloser erbärmlicher Wicht!" —

„Schlagt Ihn tod — schlagt tod — das alte Lästermaul!" schrieen von allen Seiten die Gesel-

sen und Knechte hervorbrechend und schwangen ihre rostigen Klingen und senkten ihre Spieße. Ihre Wuth ließ sich kaum noch zügeln. —

Der alte Frundsberg machte keinen Versuch sich zur Wehr zu setzen; denn ein Mann von seiner praktischen Lebenserfahrung hätte es für Thorheit gehalten, in einen so ungleichen Kampf sich einzulassen. Eben so wenig wollte es seine unbeugsame Charakterfestigkeit zu lassen, nur ein versöhnendes Wort gegen Menschen auszusprechen, die er im tiefsten Grunde der Seele haßte und verachtete. Nichts gewisseres also erwartete er von der Wuth der ihn ringsumtobenden Gesellen, als daß sie ihm im nächsten Augenblick den Todesstreich geben würden; da empfahl der alte Held im Stillen, wie er das so gewohnt worden war, in mancher heissen Schlacht, seine Seele an Gott, seinen lieben Vater im Himmel, schlug die Arme unter und duckte sich, indem er blinzelnd die Augen zudrückte und die Zähne aufeinander biß, um so geduldig den Todesstreich zu empfangen.

„Mit einem Worte könnt Ihr Euch retten,“ rief Stephan, „widerruft!“ —

„Ich sprach Wahrheit,“ grollte Frundsberg finster, „müßte selbst ein ehrloser Wicht sein, wie Ihr alle seid, wollt ich aus elender Menschenfurcht: **Pater peccavi**! sagen, wo ich recht habe.

Schlagt mich nur tod, wenn Ihr's nicht lassen könnt Ihr ehrlosen Galgenschwengel; die Strafgerichte Gottes werden Euch dann um so früher ereilen."

Dieser feste, trotzige Muth des alten Kriegers bildete mit seiner geduckten Stellung den seltsamsten Contrast.

„Mann," rief Stephan empört, „bedenkt daß Ihr selbst einst vor Gottes Gerichte Rede und Antwort geben sollt über Euer Benehmen gegen einen Unglücklichen, dem Ihr den Weg zur Rückkehr der Tugend abschneidet. Wenn Ihr wüßtet welche Lebenshoffnungen Ihr in mir zerreißt, welche Glückseligkeit Ihr mir raubt, wie Ihr mich vernichtet und elend macht, Ihr würdet versöhnend nach dem Vorbilde des Erlösers und menschlich edler handeln. Ihr seid ein frommer Mann, denkt an die Geschichte vom verlornen Sohn!"

„Der verlorene Sohn war ein Säufer, Spieler und Ehebrecher, wie unter uns manche ehrliche Landsknechtsseele," grollte Frundsberg mit unversöhnbarem Starrsinn des Hasses, „aber kein Landstürzer, kein Wegelagerer und ehrloser Strauchdieb wie Ihr seid Stephan Hausner!" —

„Schlagt tod — haut ihn nieder," schrieen die Gesellen wüthend von allen Seiten, „Junker, es ist Pflicht der Selbsterhaltung, daß Ihr ihn

tödtet," sprach jetzt eine seltsame Figur, die eine Mönchskutte, das Schwerdt darüber gegürtet, den Spieß auf der Schulter, die eiserne Pickelhaube auf dem Glatz-Kopfe trug und ein Maulthier ritt, das ist kein Mord den Gott strafen wird, es ist keine Todtsünde, den Feind zu tödten, der uns tödten würde, hätte er Macht über uns. Laßt Ihr ihn ziehen, so werdet Ihr es bereuen. Er wird noch Euer Schloß Hohenkrähen nieder brennen und zerstöhren, wird Euch hängen lassen, so er Euch fängt, und den Fluch der Reichsacht über Euch herab beschwören, sofern Ihr Euch dieses schrecklichsten, unversöhnlichsten Eurer Feinde nicht entledigen werdet."

„Ja, das werde ich, so Gott mir helfe," erklärte Frundsberg mit finsterem Trotz, „denn es würde meine Pflicht und mein Amt heischen und davon kann mich nichts abtrünnig machen!" —

„Herr Georg von Frundsberg," sprach jetzt Stephan Hausner, indem er einige Schritt näher heran ritt, „Ihr habt mir mehr als wehe gethan. Ihr habt mir den Lebensmuth vernichtet, jede Hoffnung zertrümmert; jede Rückkehr zum Guten unmöglich gemacht. Möge es Euch Gott nicht vergelten. Mein Weh ist zu tief, um mich kleinlich an Euch rächen zu können. Ich will Euch

zeigen, daß ich besser bin, als mein Ruf. Zieht hin in Frieden!"

Mit diesen Worten winkte Stephan seinen Gesellen und alle zogen sich zurück in das Gebüsch. Bald hörte man immer weiter hinaus das Getrappel ihrer Pferde auf dem festen Boden einer Seitenstraße verhallen.

Herr Georg von Frundsberg hielt noch einige Minuten auf derselben Stelle. Die vergangene Scene zog ihm wirr und wüst durch den Sinn. Er betastete sich selbst und sein Maulthier, um sich zu überzeugen, ob er wache oder träume. Dann schüttelte er bedenklich den Kopf. Es war ihm etwas nicht recht in seinem eigenen Benehmen. Ein dunkles Gefühl sagte ihm, daß er zu weit gegangen war, in seiner Strenge. Sein Charakter war im ganzen human und milde; doch wo es galt einer Ueberzeugung und besonders einem Rechts- und Pflichtgefühl gemäß zu handeln, da konnte er unbeschreiblich hart sein. Seine Consequenz steigerte sich dann zum unbeugsamsten Trotz. In solchen Charaktern kann das Rechtsgefühl zur Ungerechtigkeit, das Vorurtheil zur Grausamkeit führen. Nur so läßt sich die Härte des sonst

so braven und humanen Frundsberg gegen den unglücklichen Freibeuter erklären. Der Edelmuth desselben erschien seinem nüchternen und praktischen Hausverstand fast als eine Unklugheit. Er hatte zu wenig wahre Lebenspoesie in seinem Gemüthe um die Größe der Selbstverleugnung und den Seelenadel dieses jungen Mannes würdigen zu können. Sein Vorurtheil, das er mit so vielen rechtschaffenen Männern theilt: daß am Verbrecher kein gutes Haar mehr seie, der einmal Versunkene, nie wieder sich moralisch erheben könne, ließ es nicht zu, an die Möglichkeit wahren Edelmuths in der Seele eines Wegelagerers zu denken. Das Gefühl von einem so gehaßten und verachteten Menschen mit Großmuth behandelt zu sein und die Schonung seines Lebens der Gnade eines Räubers zu danken, war ihm zu unbequem und drückend, um es nicht hinweg zu klügeln aus seiner Seele. „Ja," sprach er vor sich hin, „diese Galgenvögel sind so dumm nicht ohne Grund mich verschont zu haben. Sie wissen recht gut daß der ganze schwäbische Bund meine Ermordung gerächt haben würde, mit der Zerstöhrung ihrer Raubnester, und so war es im Grunde nichts als gemeiner Trieb der Selbsterhaltung, der diesen Strauchdieb bewog den Schein von Großmuth gegen mich anzunehmen. Aber wartet nur ihr Raub-

gesindel! helfen soll es Euch wenig. Von meiner Pflicht, kann nichts in der Welt mich abwendig machen und diese heischt Euch zu vernichten!" —

So, sich tröstend, zog er vor sich hin grollend weiter und verschwand bald auf den Windungen des schmalen durch den Wald, nach der Abtei Kempten hinziehenden Fußsteiges.

Auf Stephans Gemüth hatte dagegen diese Scene eine furchtbare Einwirkung gehabt. Der Augenblick jener Selbstverläugnung war zugleich der, der höchsten Anspannung aller Seelenkräfte. Nun aber trat, nach einem ewigen Naturgesetz, ein Zustand geistiger Erschlaffung ein. Und so versank er denn allmählig in ein dumpfes Hinbrüten. Eine Reihe von trüben Vorstellungen und Gedanken, wie sie auf den Weg zum Wahnsinn führen könnten, bemächtigten sich seiner Seele. „Was bin ich nun noch auf Erden," sprach er vor sich hin, „ein Mensch? — nein — ein Ehrloser! was ist mein Lebensziel? — das Hochgericht! — was kann Gott versöhnen? — nichts! denn ich bin ein Verdammter! — was, Menschen? — keine Reue, keine Thränen, kein gebesserter Lebenswandel; denn die Menschheit hat mich ausgestoßen! — Und ich sollte lieben, die mich hassen? — So will es das Christenthum; aber es geht über menschliche Kräfte! — ich hasse die Mensch-

heit! — Und meine Liebe — und Kunigunde? — Sie ist ein Engel des Himmels! — sie allein auf Erden! — O Phantasterei mit solchen Vorstellungen! — Sie ist ja doch nur ein Weib, vom Weibe geboren, nicht besser als Alle. Die List der Schlangen ist ja das Erbtheil ihres Geschlechts. Wie? wenn auch sie mich überlistet hätte! — Hinweg mit solchen Gedanken! — Es ist, als wenn ich noch den letzten Funken meiner Gottheit in meiner Seele zerstöre, indem ich an ihrer Liebe zweifle. — Und dennoch! — würde sie mir solche Bedingungen gestellt haben, deren Unmöglichkeit ihr einleuchten mußten, wenn sie wahre Liebe für mich empfand? — Nimmermehr! — O — wenn sie mich betrogen hätte! — Wenn sie es mit dem Zartgefühl der Frauen herausgefühlt, daß Großmuth — meine schwache Seite ist! Ja! — Ich war ein Thor, daß ich sie entließ. Doch — was ist der Mensch ohne höhere Regung? — Aber kann der Ehrlose noch Seelengröße haben? — Nein — und darum bin ich ein Verlorener."

Solchen trostlosen Betrachtungen hing er nach. In den stillen Nächten wandelte er einsam durch seine öde Felsenburg. Die Eulen und aufgescheuchten Dohlen flogen ihm schwärmend und krächzend um den Kopf wenn er hinaus auf die Zinnen seines alten Burgthurms trat. Und dann stelzte

es hinter ihm her und rief ihm zu, mit heiserer Kehle! — „Erwache Träumer, genieße das Leben! hasse die Menschheit!“ Es war Selbitz, der seine Freude daran hatte, immer nachzuschüren den Brand der Verzweiflung der in seiner Seele wüthete. — Gegen diesen vertheidigte er Kunigunden, jedoch mit immer schwächer werdenden Gründen. Wir kennen ja schon die Lebensphilosophie jenes dämonischen Ritters. Seinem höhnenden Spott gelang es endlich den Unglücklichen dahin zu bringen, daß er sich seiner Betrübniß schämte. Selbitz verspottete ihn, daß er sich von einem listigen Mädchen habe anführen lassen und nun gar den Kopf verliere.

„Ja,“ rief er endlich aus, „ich bin einmal verflucht, nun will ich auch werden verdammt!“

„Es ist ja doch alles Vorherbestimmung,“ sprach Selbitz, „du und wir Alle sind einmal geboren, daß wir die sündige Menschheit als Strafgericht Gottes anfeinden. Sollen wir aber deshalb Kopfhänger sein und allen Lebensfreuden entsagen, weil wir die Engel sind, mit dem feurigen Schwerte, die das Paradies ihrer Üppigkeit bewacht? — Nein Bruder Herz, laß uns Wein trinken und die Grillen vertreiben, dann hinaus in den Wald und an der Menschheit uns rächen; und führt das Glück dir wieder ein Mägdlein in

die Arme, so nimm sie wie der Krebs in die Scheere, laß sie zappeln und schreien, wenn es sein muß umkommen, aber dein muß sie werden! Ein Narr, wer das Leben nicht genießt, weil ein Genuß ihm entging. — Laß fahren was hin ist! — ein glücklicher Fang bringt's zehnmal wieder ein. — Sei lustig mein Junge, hier ist Wein, da trink, Grillenfänger! — Wein — O Wein! — und dann den Rappen gesattelt — hinaus in die Nacht — hol' dir ein Dirnel! — stiehl dir die Braut von der Hochzeit und dann damit — liebeglühend ins Bettlein! —

„Keine andere als Kunigunde!“ seufzte Stephan, und sein Blut wallte, sein Sinn glühte. Er stürzte den Becher mit dem feurigsten Wein seiner Felsenkeller hinab und gekitzelt von der wilden Lust dieses flüssigen Feuers in den Adern, lachte er wild auf! —“

„Auch Kunigunde — wohl! auch dazu kann Rath werden,“ sprach Selbitz, „dem Kühnen ist alles möglich! — den Muthigen reitzt die Gefahr zur That!“

„Ha mein! — mein — o mein muß sie werden und sollte ich meine Seele dem Teufel verschreiben, meinen Leib den Raben!“ So rief Stephan und stürzte den Wein aus dem zweiten Kruge hinunter in die Kehle. Und so wurde der

Unglückliche in den Seelenzustand versetzt, worin wir ihn gesehen haben, bei seinem Einzuge in Kaufbeuern. — Die übertriebene Gastfreiheit des Raths hatte diesen gefährlichen Gästen die Thore geöffnet.

„Und wenn sie die Braut eines Andern ist — desto besser!“ sprach Stephan, „desto größer der Frevel! Will Gott nicht helfen; so mögen die Teufel uns helfen! mein soll sie werden und sollte ich mit den Zähnen sie aus seinem Brautbett reißen und ihren Buhlen erschlagen müssen! Mein soll sie werden!“ —

Das war Stephans letztes Wort an jenem unglücklichen Abend. Schwer sank sein Kopf auf seine Arme, die er vor sich auf dem Tisch gekreuzt hatte. Ein betäubender Schlaf, oder die Bewußtlosigkeit der Trunkenheit machte ihn unempfänglich für das höllische Toben der wilden Junker in der Trinkstube. Die Aussenwelt war ihm verschlossen. Aber im Innern — da lebte seine Traumwelt; die wohl milder sein mochte als die der Wirklichkeit; denn Thränen perlten durch seine Wimpern. Im Wachen hatte er keine Thränen, keine Seufzer, keinen Hoffnungsstern, kein freundliches Bild der Vergangenheit; nur wildes Lachen, gräßliche Vorstellungen, grelle Gedanken.

Und dieser Grundton der unglücklichen Ver-

stimmung seiner Seele war geblieben als er mit dem Grauen des Morgens fröstelnd erwachte. Die Unbehaglichkeit seines Zustandes machte ihn den Einflüsterungen des dämonischen Stelzfußes noch zugänglicher.

„Nun bei allen Teufeln," rief ihm dieser zu, „mag die Welt heute untergehen; aber die Braut sollst du heimführen. Sei nur besonnen mein Junge! laß mich für dich denken; dann — wenn es Zeit ist — schlag drein mit dem Schwerdte und dann hallo, die Braut aufs Roß und — fort — fort — im sausenden Galopp."

So war der Tag gewitterschwer begonnen, der für die friedlichen Bürger von Kaufbeuern so schrecklich endigen sollte.

Sechstes Kapitel.

Das Ringelrennen. — Untergang des alten Ritterwesens. — Das moderne Junkerthum. — Die vornehmen Gäste der Stadt. — Vorwürfe und Vertheidigung wegen unbeschränkter Gastlichkeit. — Der Jesuit. — Einreiten der Raubjunker.

Auf dem alterthümlichen Marktplatze befanden sich die Schranken, zum Ringelrennen eingerichtet. Lustig wehten die Fähnlein womit der Rennplatz ausgeschmückt war. Die hohen Giebelseiten der

Häuser waren von Nürnberger Künstlern mit bunten Historien bemahlt. Desto ernster und fast drohend erhob sich das altersgraue Rathhaus mit seinen gothischen Spitzbogen über das bunte Getändel der neuen fast kindischen Lustbarkeit. Dort war die offene Galerie, mit einer Balüstrade von der feinsten durchbrochenen Steinhauerarbeit eines der berühmtesten Meister jener Zeit, die Laube genannt. Hier pflegte der Rath der Stadt bei großen Feierlichkeiten sich dem Volke zu zeigen. Darunter war der dunkle Eingang zum Rathskeller, daneben Halseisen und Gefängnißgitter. So war hier in den schärfsten Gegensätzen ganz im Geiste jener Zeit Alles vereinigt was das reichsstädtische Leben an Stolz und Schmach, Ernst und Lust, Freiheit und Kerkerleiden umfaßte. Eine breite Prachttreppe führte unmittelbar vom Marktplatz hinauf, zu jener Laube wo heute die Rathsherrn in schwarzer venetianischer Kleidung mit den Spitzbärten, Halskrausen und güldenen Ehrenketten die Würde der freien Reichsstadt gegen ihre Gäste vom hohen Adel repräsentiren sollten. Unter dieser Gallerie war eine etwas tiefer liegende Tribüne erbauet, die mit rothem Tuche belegt unmittelbar in den Kampfplatz hineinragte. Drei vergoldete Sessel standen darauf, bestimmt für die drei Damen die den Dank austheilen sollten. Mit karmoisinrothem

Tuche belegte breite Stufen führten aus der Rennbahn hinauf. Hinter dem Sitz der Damen war noch Raum genug für die angesehensten Herrn vom schwäbischen Bunde, die als Gäste der Stadt eingeladen erschienen. An beiden Seiten dieser Tribüne befanden sich Logen für die Damen aus den adligen Geschlechtern der Stadt und die Edelfrauen und Fräulein der Umgegend. Der Hauptschmuck derselben bestand in den Wappenschildern der stolzen Patrizier-Familien, die nach den letzten Kämpfen mit den Zünften die Oberhand im Stadtregimente behalten hatten. Für die Gemeinen, die Zünfte und übrigen Bürger war wenig gesorgt. Kopf an Kopf gedrängt füllten sie, Männer, Frauen und Kinder, die leeren Räume des Marktes, die Bogen der Kaufhalle, die Altanen, Fenster und Dächer, Söller und laternenartigen Ausbauten der buntbemalten Giebelseiten aller der himmelhohen Häuser, die den tiefen unregelmäßigen Marktplatz, mit dem metallenen kunstreich geschnörkelten Springbrunnen fast schauerlich und seltsam phantastisch verdunkelten.

Schon mit der ersten Morgendämmerung wurde in der Stadt das Spiel gerührt, d. h. der vierkantige colossale Trommler mit der tonnengroßen Trommel und die spindeldürren Pfeifer durchschritten die engen Gassen, gefolgt von einem Schwarm

wilder Buben und heulender Hunde. Und in allen Häusern und Stallungen wurde es rege. Während die Knechte auf den Höfen und vor den Häusern die Pferde und Waffen putzten, waren die Herrn und Fräulein mit dem Anlegen des seltsamsten Schmuckes und der wunderlichsten Kleiderpracht, wie sich nur die grillenhafteste Laune in jenem seltsamen Zeitgeschmack erdenken mochte, beschäftigt. Nach und nach füllten sich Markt und Straßen immer mehr mit Volk aller Art. Durch die geöffneten dunklen Thore herein strömte noch dazu viel Landvolk und gartendes Gesindel — rothwangig und hohläugig — reinlich im Büffelgoller oder im Wamms von braunem Tuch, oder auch zerlumpt und bettelhaft — wie es fiel. Zum Frühstück hatte der edle Rath die großen Metallbecken des Stadtbrunnens mit rothem und weißem Wein füllen lassen und gab auf dem Markte einen ganzen gebratenen Ochsen preiß. Dieser wurde indeß schon zerrissen, ehe er noch völlig gar geworden war und in die Bratpfanne, die von Pferden gezogen werden mußte — so groß war sie — fielen die sich balgenden Buben hinein und wurden, von der heißen Brühe verbrannt, herausgezogen. Darauf ritt der Herold des Raths von den einspännigen Knechten der Stadt begleitet, durch die dichtesten Volkshaufen und warf nun Silber- und Kupfer-

münzen aus. Dabei wurden Vielen Arme und Beine zerbrochen; Andern die Köpfe eingeschlagen, Kinder wurden erdrückt oder unter die Pferde getreten. Aber was that das? — Das Volk prieß die Freigebigkeit der Herrn vom Rathe und der wilde Jubel der Lust übertönte das Angstgeschrei und die Seufzer der Sterbenden. Es war eine übersprudelnde Kraft in jener Zeit — eine Rohheit im Volksleben, die fast etwas Poetisches hatte, weil sie ohne Schwäche, Erschlaffung und niedere Selbstsucht phantastisch, wild und trotzig war — wie der Muthwille eines jungen Löwen, der anfängt, seine Kraft zu fühlen.

So verging die Zeit bis gegen die achte Morgenstunde, als alle jene Gallerieen, Altanen und Tribünen sich mit den steif in die schwersten Stoffe gekleideten Edelfrauen und Fräulein und den würdevoll auftretenden älteren Herrn von den Patriziergeschlechtern und dem hohen Adel füllten.

Bald darauf ritten unter Trompetenschall die Ringelkämpfer in die Schranken. Welch einen Abstich gab dieses damals noch neue Kampfspiel des leichtfertigen Junkerthums gegen die ehrenfesten Turniere der versunkenen alten Ritterzeit? —

Statt der glänzenden Harnische schwergepanzerter Ritter, mit den geschlossenen Visiren und wogenden Federn auf den Helmen, reitend auf den brei-

ten schwerfälligen mit Eisenschinen verdeckten Streit-
hengsten, taumelten phantastisch bunt gekleidete Jun-
ker ihre mageren und leichten Klepper durch die
Sandbahn. Ihre geschlitzten Wämser, ungeheure
Pluderhosen und Schnabelschuhe mit Schellen und
die Federbarets waren bunt und von den lebhafte-
sten Farben in den schreiendsten Gegensätzen, aben-
theuerlich und barock genug zusammengesetzt. Statt
der Lanze mit dem mächtigen Schaft von Eschen-
holz, die stark genug war, um Mann und Roß
in den Sand zu werfen, trugen die damaligen
Junker zierliche Jagdspieße, dünn und leicht wie
Reitgerten, doch genügend, um damit dem ver-
goldeten Adler, der unter dem Bogen eines Por-
tales schwebte, im vollen Jagen den Ring aus
dem Schnabel zu nehmen. Da war keine Wap-
penschau mehr, um darauf zu achten, daß nur
Ritter aus turnierfähigen Geschlechtern von durch-
aus unbescholtenem Wandel, zum adligen Kampf-
spiel zugelassen würden und statt der edlen Greis-
wärtel, welche auf strenge Beobachtung der be-
rühmten Turniergesetze des Kaiser Heinrich I. zu
halten hatten, bewachten eines wohlweisen Rathes
Steckenknechte den Eingang der Schranken.

Das Ganze gewährte indeß ein heiteres Bild,
das bunt und wunderlich genug in dem grauen
Rahmen gothischer Umgebungen sich bewegte. Das

stille, ehrbare, reichsstädtische Leben war in diesen Tagen der allgemeinen Lust durch das moderne frivole Junkerthum verdrängt und bildete gleichsam nur den dämmernden Hintergrund für alle diese phantastischen Figuren jener wunderlich aufgeregten Zeit.

So war das Bild, das sich an jenem Morgen vor Kunigundens Augen entfaltete. Sie selbst saß in der Mitte, Anna zu ihrer Rechten, Barbara zur Linken — alle drei auf den vergoldeten Sesseln der Tribüne, betrauet vom Rathe mit der Ehre, als die schönsten der edlen Jungfrauen, den drei ersten Siegern im Ringspiele den Dank auszutheilen.

Während Bärbchen von Frundsberg mit unschuldiger Neugier auf das Getümmel da unten herabblickte; Anna aber schön und ernst wie ein Marmorbild da saß und ohne Theilnahme ihr grosses blaues Auge über das bunte wunderliche Menschengewühl dahin streifen ließ, wagte Kunigunde kaum einen Augenblick ihre langen seidnen Wimpern zu heben. So oft ein neuer Trompetenstoß das Einreiten neuer adliger Ringelkämpfer verkündete, wurde sie bleich. Die Furcht, ihn zu sehen, überwog jetzt so sehr den ganz leisen geheimen

Wunsch des Herzens, daß sie sich tausend Meilen weit hinwegwünschte; und doch um keinen Preiß hätte sie diesen Platz verlassen, der sie so sehr ängstigte. Was wäre wohl mehr voll Widersprüche, als das Herz voll der ersten Liebe, die sich wie ein neugebornes Wesen im widerwärtigen Leben noch nicht zurecht finden kann.

Unterdessen hörte sie hinter ihrem Sessel ein halblautes Gespräch, das sie noch mehr in Verwirrung setzte. Sie wagte nicht, sich umzuschauen; aber sie erkannte die Stimme ihres Vaters, des ernsten ritterlichen alten Grafen von Ladron, Frundsbergs Schwiegervater, des Abt von Kempten und Anderer. Der Graf von Ladron hatte Briefe von Georg von Frundsberg und Franz von Sickingen empfangen, die beide ihn beauftragten, sie bei'm Rathe zu entschuldigen, wenn sie den heutigen Festlichkeiten nicht beiwohnen könnten. Sie wollten die Ehre für genossen annehmen und sich dafür schönstens bedankt haben. Morgen aber würden sie Einkehr halten, um über gewisse Dinge mit dem Rathe ein ernstes Wort zu reden.

„Und diese gewissen Dinge — die Gründe ihres Nichterscheinens?" — fragte Herr von Rosen gespannt.

„Euch, Herr Senator," sprach der Graf von Ladron mit tiefem Ernst und Nachdruck

„darf ich, laut eines empfangenen Privatschreibens, darüber vertrauliche und vorläufige Mittheilung machen, behuf weiterer Maasnahme. Im vollen Rathe möchte sich solches nicht geziemen, da die Herrn selbst am besten wissen werden, wie weit sie gehen können.“

„Ihr spannt mich auf die Folter, edler Graf,“ preßte Herr von Rosen hervor, „sollte der Rath unsrer freien Stadt das Unglück gehabt haben, sich das Mißfallen so hoher Herrn und berühmter Kriegsobristen zugezogen zu haben? — hätten wir es an irgend einer Forderung des Gastrechts mangeln lassen, oder das Fest selbst nicht prachtvoll genug zur Ehre so bedeutender Gäste zugerichtet?“

„Grade umgekehrt möchte der Fall sein,“ entgegnete der alte Ladron. — „Unsern allergnädigsten Kaïser, dessen Gesinnungen jene Herrn als dessen betrauteste Feldobristen genau kennen müssen, kann es unmöglich erfreulich sein, zu vernehmen, daß der Säckel löblicher Stadtkämmerei für solche kostbare Thorheiten und Narrentheidinge gefegt werde, während Seine Majestät der geringste erhöhte Beitrag an Kriegessteuer zu den italienischen Kriegen mit Hartnäckigkeit von getreuen Ständen des Reichs versagt wird und die von den Geschlechtern unterdrückten Zünfte Noth leiden,

auch für Anstalten der allgemeinen Wohlfahrt nichts geschieht.“

„Kaisers Majestät wird wohlthun,“ sprach Herr von Rosen mit reichsbürgerlichem Stolze, „sich um die inneren Angelegenheiten einer reichsfreien Stadt nicht mehr als billig zu bekümmern. Fragen wir doch nicht, welche vielleicht unnöthige Ausgaben der Kaiser an seinem eigenen Hoflager vorgenommen und leisten wir doch nach Gebührniß Zinsgroschen und Gift und Gaben von den uns verliehenen kaiserlichen Privilegien, auch den Römerpfennig, der da aufgebracht ist, seitdem die alte Lehnsfolge in Verfall gerathen, weil die Lehnsträger vom Reiche wohl mit Mann und Roß gepanzert und gerüstet mit dem Fähnlein reisiger Knechte verpflichtet waren, auf den alten Römerzügen nach Gebührniß Folge zu leisten; allein die Vasallen haben wohl Grund, das Knallen und Böllern der neuen Kriegesweise nicht vertragen zu können, weil gegen die eisernen und Steinkugeln der beste mailändische Harnisch zu schützen nicht vermag. Seitdem zahlten die, welche zurückbleiben wollten, den Römerpfennig und das Ritterpferd und ein Mehreres ist nicht von Nöthen!“

„Ereifert Euch nicht, Herr von Rosen,“ sprach Ladron begütigend, „ich bin nicht der Meinung, dem Kaiser das Wort zu reden, der die

Freiheit der Stände gern noch mehr beschränken möchte, als jetzt schon der Fall ist. Des Kaisers Ungnade kann Euch zu dem wenig verderblich werden, aber bedenklich wäre es, mit dem schwäbischen Bunde zu brechen, dem die Macht zu Gebote steht, löblicher Stadt Handel und Wandel zu verlegen und nöthigenfalls ihre Mauern zu brechen."

„Ihr erschreckt mich, gnädigster Herr — sollte vielleicht ....."

„Ja — grade Eure übertriebene Gastfreundschaft, die jedem Gauner und Wegelagerer die Thore öffnet; das freie Geleit, das Ihr den Strauchdieben verheißen und die Frechheit, die Ihr begünstigt — womit sich solche Heckenreiter unter ehrliche Leute mischen — hat die Bundesobristen beleidigt. Was hilft nun ihre Aufgabe, solches Raubgesindel von der Erde zu vertilgen und den Reichs- und Landfrieden herzustellen, wenn freie Städte, die selbst Mitglied des Bundes sind, derlei Gelichter aufnehmen und an ihren Festlichkeiten Theil nehmen lassen?"

„So war es von Alters her," sprach Herr von Rosen betroffen, „die alten Städte ehren und üben noch die alte deutsche Gastfreiheit in ihrem vollen Umfange, seitdem diese Tugend von den Schlössern des verarmten Landadels und aus den

sittenlosen Klöstern entwichen ist. Die Verkündung des fremden Geleits ist seit Jahrhunderten geschehen und man hat der Zulassung des niedern Adels ohne weitere Nachfrage nach ihrem Treiben manche Sicherheit für unsern Handel zu danken, wie sie durch die großen Geldopfer und Geleitszüge kaum zu erreichen gewesen sein würde. Vermögen die Bundesobristen die Waarenzüge unserer Handelsherrn gegen Ueberfälle dieser Strauchjunker nicht zu schützen, so gebietet schon Klugheit unserem Gemeinwesen, sie möglichst zu Freunden zu erhalten."

„Auch sogar der Entführer Eurer Tochter ist eingeritten, wie ich höre," sprach der Graf mit einem mißbilligenden Kopfschütteln.

Kunigunde hatte kaum noch Athem, so gepreßt war ihre Brust.

„Ich bitte zu erwägen," entgegnete Rosen, „daß er sie zwar entführte, aber sogleich wieder zurückbrachte, als er erfuhr, daß es eines Rathsherrn Tochter aus Kaufbeuern sei — der beste Beweis von der Richtigkeit unserer Politik; denn was sonst hätte den ärgsten und verrufensten Gaudieb und Straßenräuber bewegen können, eine so wohlgestaltete Jungfrau ungeschändet und ungeschatzt, d. h. ohne Lösegeld zu entlassen?"

„Welche Ungerechtigkeit," seufzte Kunigunde

vor sich hin, „wie hart und lieblos das Urtheil! Wie kann man die edelsten Beweggründe einer großmüthigen, hochherzigen Handlung so schmählich verkennen? O wie hart ist die Welt! — wie unmöglich macht sie es dem einmal Gefallenen sich wieder Achtung zu gewinnen; wie legt die Lieblosigkeit der Menschen seinen edelsten Handlungen die schlechtesten Beweggründe unter! O armer, armer Stephan! Nur ein Herz giebt es, welches das deinige erkannt hat. Und das soll dir desto treuer sein, je mehr alle anderen deinen früheren Werth verkennen!"

Unbekümmert um dieses Selbstgespräch, das Niemand hören konnte, weil sie es nur tief in der Stille ihres bewegten Gemüths abgesponnen hatte, fuhren die Männer fort zu reden nach ihrer viel liebloseren Denkungsweise.

„Freilich war das," sprach der Graf, „der beste Beweis für die Richtigkeit Eurer Politik und die Nothwendigkeit derselben; die sich nicht verkennen läßt, so lange nicht die Macht des Kaisers und des deutschen Bundes hinreicht, um solchen Räubereien ihr Ziel zu setzen. Ich hoffe Gründe solcher Art werden auch bei meinem Schwiegersohn und bei den hohen Bundeshäuptern zu Regensburg Eingang finden; zumal, da schon beschlossen ist, die schwäbischen Raubschlösser zu brechen

und niederzubrennen, und jeden überführten Raubjunker in des Reichs Ober- und Unteracht zu legen.“

Kunigunde schauderte hier zusammen.

„Wir hoffen und wünschen,“ sprach Herr von Rosen, „daß man die Häupter dieses Ungethüms zuerst treffen werde. Den Stephan Hausner, Selbitz und die Freidinger Junker treiben es so frech und ungestraft, weil sie sicher sind, daß Haus Hohenkrähen, wo sie nisten, mit Waffengewalt nicht eingenommen werden könne.“

„Sollte das wirklich so schwierig sein?“ sprach Ladron.

„Ausgehungert kann die Burg nicht werden,“ entgegnete Rosen, „denn für Jahre sind Vorräthe dort gehäuft und man spricht von einem geheimen Verbindungswege mit dem Gebürge, der noch nicht entdeckt ist, also auch nicht abgeschnitten werden kann. Ein tiefer Brunnen, der durch die Sohle des Felsens geht, kann nicht abgegraben werden und ersteiglich ist das Felsennest nur auf einem schmalen schneckenartig sich hinaufwindenden Fußsteige, wo nur ein Mann hinter dem andern gehen und jeder Sturmlauf schon mit herabgerollten Steinen abgeschlagen werden kann. Uebrigens sind die fünfhundert Fuß hohen Felsenwände senkrecht fast überhängend. Geschütz läßt sich nicht

hinaufrichten. In der That, kaum einem Frundsberg möchte es gelingen, das Unmögliche zu vollbringen. Sonst könnte das ganze Bundesheer ein Jahr lang davor liegen und das Krähennest würde nicht ausgenommen werden.“

„Ich fürchte, meinem Schwiegersohn werden die Händel in der Lombardei nicht Zeit dazu lassen. Neue Aufträge vom Kaiser sind eingegangen — die noch geheim bleiben sollen; aber die ganze Thätigkeit des rüstigen Mannes in Anspruch nehmen. Ich fürchte, er wird wieder über die tridentiner Alpen hinaus ziehen müssen, ehe er für Deutschland Erkleckliches thun kann.“

Jetzt athmete Kunigunde wieder freier. — Für sich selbst hatte sie keine Wünsche in Beziehung auf diesen Unglücklichen. Sie betrachtete einmal für immer und unwiderruflich ihre Lebensbahn von der seinigen getrennt, seitdem sie die Ueberzeugung hatte, daß er den Weg, der zu hohen Ehren führt, nicht eingeschlagen hatte — oder daß er ihm vielleicht verschlossen gewesen war. Nun fühlte sie mit Beruhigung die Sicherheit, die ihm wenigstens unter jetzigen Umständen seine feste Burg gewährte. Weiter gingen für jetzt ihre heißen Wünsche nicht. — Indeß war auch Herr Ulrich von Hutten dazu gekommen, der jedoch von der Aeußerung des Herrn von Rosen über

Kunigundens Entführung nichts gehört hatte; überhaupt dieses Ereigniß noch nicht kannte.

„Unter diesen Umständen," fiel ein wohlgenährter Prälat, der Abt Heinrich von Kempten, dem Grafen von Ladron in die Rede, „möchte ich anheim geben, die Meinung unseres gelehrten Freundes hier — des Bibliothekars Angelo Bonaventura aus Rom zu vernehmen."

Jetzt wendeten sich alle Blicke auf einen hagern Mann in schwarzer fast knapp anliegender Seidenrobe, der da stand, zurückgezogen, mit eingebogner Brust und gesenktem Haupt. Sein römisches Profil war scharf geschnitten, die Hautfarbe dunkel, die großen schwarzen Augen lagen tief und sinnend in den Höhlen von vorstehenden buschigen Augenbraunen beschattet. Ein schwarzes Käpplein bedeckte die priesterliche Tonsur. Man konnte den Mann kaum ansehen, ohne von einem unbeschreiblichen Grauen befangen zu werden, so geheimnißvoll war sein ganzes Wesen, lauernd und versteckt sein Blick. So wie man ihn aber anredete, belebten sich seine strengen Züge. Eine gewinnende Freundlichkeit begleitete sein geistvolles Lächeln. Seine Sprache war dann leise, sanft und wohlklingend und etwas lispelnd. Man mußte schon tief in das unstete Auge ihm geblickt haben, um das dämonische in seinem Wesen zu ahnen,

das in den Augenblicken, wenn er sich unbeobachtet glaubte, wie ein böser Hauch über seine ganze Erscheinung ausgebreitet war.

„Im Namen Gottes und der heiligsten Madonna Maria," sprach er demüthig, und doch mit einem unverkennbaren geistlichen Stolz im Hintergrunde seines Wesens, vortretend, „wenn ich unwürdigster Knecht des Herrn meine unfürgreifliche Meinung zu äußern wagen darf: so ist der irrdische Zweck einen ruchlosen Räuber zu vertilgen kein geheiligter zur größeren Ehre Gottes — es müßte sonst einer der heillosen Neuerer, Zwinglianer, Lutheraner oder sonstiger Ketzer und Abtrünnigen sein, einer der Unglücklichen, die sich durch Abfall von den Dogmen unserer Kirchenväter und den Concilien der Päbste um die Gnade Gottes und ihr eignes Seelenheil betrogen haben. Da er aber einen Kaplan und Beichtiger auf seinem Schlosse hält; also zweifelsohne für sein Seelenheil hinreichend gesorgt hat, so kann die Kirche keinen Haß auf ihn geworfen haben und ihm nur Gutes wünschen, sofern er Klöster beschenkt und die Armen erquickt. —"

„Mein ehrwürdiger Bruder in Christo," sprach der Prälat, „die Herren fragen wenig nach den Zwecken unserer heiligsten Kirche. Die Frage liegt also nur im profanen Sinne vor im Gebiete

der Moral und des Rechts. Es fragt sich, ob es erlaubt sei, um des guten Zweckes willen, den Räubern das Wort des freien Geleits zu brechen und sie zu verhaften, ehe sie die Stadt verlassen. So gute Gelegenheit die Welt von einer Landplage zu befreien, wird sich so leicht nicht wieder finden. Der Galgen vor dem Stadtthore faßt grade sieben Stück solcher Vögel und steht eben leer genug, um diese argen Gäste aufzunehmen.“

Kunigunde hatte ein Gefühl, als sei ihr Blut zu Eis erstarrt, wie sie nur diese Frage vernahm.

„Die Kirche trinkt kein Blut, mein hochwürdiger Bruder,“ sprach Pater Angelo, „und hat keine Freude am Blutvergießen; aber die weltliche Justiz mag immerhin ihren starken Lauf nehmen; an Beichte hören und Vorbereiten zum Tode, wird es demnächst den armen Sündern nicht fehlen. Was aber die casuistische Frage betrifft: so leidet es wohl keinen Zweifel, daß dem Verbrecher kein Wort gehalten zu werden braucht, weil er selbst der bürgerlichen Gesellschaft nicht Treu und Glauben hält. Denkt nur an Kaiser Sigismund, der den Johann Huß zu Costnitz verbrennen ließ, trotz kaiserlichen Worts- und Geleitsbriefs. Und dem abtrünnigen Mönch von Wittenberg wäre es nicht besser ergangen auf seiner Heimkehr vom Reichstage zu Worms, hätte ihn nicht ein hoher Reichs-

fürst verhaften und nach der Wartburg bringen lassen. Was aber dem Kaiser gerecht dünkt, das ist auch geziemend und gerecht für den ehrbaren Rath einer ehrbaren Stadt.“

Kunigunde zitterte.

„Verdammte Jesuiten-Moral!“ zürnte Herr Ulrich von Hutten, der bis jetzt geschwiegen hatte. „Der Mensch ist Jesuit. Was kann er wissen von Ehre und Redlichkeit.“

Kunigunde hätte aufjauchzen mögen. Mit diesem Ausbruch edlen Unwillens hatte sie unbegränztes Vertrauen zu dem jungen Gastfreund ihres Vaters gewonnen.

„Wohlgesprochen junger Mann,“ erklärte der Graf mit einem verächtlichen Seitenblick auf den Jesuiten, „gefährlicher als Räuber sind gewisse Wölfe in den Schaafskleidern frommer Demuth, die sich eingeschlichen haben in die menschliche Gesellschaft, das geistige Leben derselben zu morden.“

„Die Ehre der Stadt widerstrebt solchen Anmuthungen,“ erklärte Herr von Rosen mit Unwillen. „Uebrigens ist das Tragen scharfer Wehr beim Mummenschanz diesen Abend bei Strafe des Handabhauens verboten und so wird — wenn Gott will — die Sicherheit unserer guten Stadt

und lieben Gäste durch die Anwesenheit jener Strauchjunker nicht gefährdet werden.“

„Den Sichern ereilt das Unheil oft am schnellsten,“ krächzte hüstelnd die jetzt in verhaltener Bosheit rauh und widerlich klingende Stimme des Jesuiten, der sich tückisch und unheilverkündend in den Hintergrund zurückgezogen hatte.

„Da ist er,“ flüsterte Bärbchen jetzt ihrer Freundin zu. Diese aber wurde plötzlich glühend roth. Unwillkührlich hatte sie ihre Augen aufgeschlagen, als ein Trompetenstoß das Einreiten neuer Kämpfer verkündete und ihn — den Gefürchteten — ach! und still Geliebten hatte sie erkannt.

„Eine edle Gestalt!“ bemerkte Anna, „läge nicht eine grauenvolle Tiefe der Leidenschaft auf seinen verwilderten, abgemagerten Zügen, so würde der junge Mann Herzen gewinnen können. Jetzt aber ist er entsetzlich abschreckend!“

„Tilge ihn aus deinem Herzen – meine Kunigunde,“ schmeichelte Barbara, „ich fühle Aehnliches — gewiß, er ist deiner Liebe nicht würdig.“

„Er ist unglücklich,“ entgegnete Kunigunde, „soll ich ihn hassen, weil er leidet?“

„Du hast recht, Kunigunde,“ versetzte Anna, „wir Frauen können entsagen; denn Sanftmuth ist das schöne Erbtheil unserer höheren Weiblichkeit; aber den Mann treibt seine gewaltige Kraft,

das Höchste zu erstreben, das Unmögliche zu wagen und wenn Alles verloren ist, so verzweifelt er an Allem, zuletzt an sich selbst und mit seinem Schicksal ringend, geht er unter — groß und gewaltig, wie er gelebt hat."

„Ich möchte nicht Mann sein!" flüsterte Bärbchen unschuldig vor sich hinlächelnd.

„Und ich," sprach Kunigunde mit einer wehmüthigen Erhebung, „könnte mir fast Vorwürfe machen, daß ich mein eignes Glück dem seinigen nicht aufgeopfert habe — wenigstens um ihm — dem jetzt Verlorenen — seinen Seelenfrieden zu retten!"

Es waren Stephan, an Selbitz Seite, gefolgt von den berüchtigten Freidinger Brüdern eingeritten in die Schranken. Fast ein allgemeiner Aufschrei des Unwillens erfolgte auf den Tribünen und der Rathhauslaube. „Welche Frechheit!" riefen die edlen Herrn, „die Wegelagerer! es ist empörend!" — „Ist Niemand, der sie aus der Rennbahn weiset?" — „Wer sollte Recht dazu haben? — wer hätte Muth genug, um es mit solchen Menschen aufzunehmen, die ihr Leben auf Nichts setzen?" — „Ohnehin sollten Alle, die jemals Wegelagerung getrieben, fortgewiesen werden, so dürfte man den ganzen niedern Adel nicht

zulassen; denu reine Hand hat keiner gehalten." — Ein furchtbares Geständniß — aber wahr, zur Schande unsrer Zeit!" — „Nur diese treiben es zu arg! —"

„Man lasse sie doch," sprachen die Frauen, viel milder in ihrem Urtheil, „ihre Geschicklichkeit und Gewandtheit erregt Erstaunen." — „Betrachten wir sie als Gaukler, die uns Vergnügen machen mit ihren Reiterkünsten." — „Man muß gestehen," wisperte ein hageres Fräulein ihrer vertrauten Freundin zu, „diese verschrieenen Junker sind so übel nicht."

„Wenigstens der Eine!" entgegnete die Vertraute, „der Hausner von Hohenkrähen! —" — „Zum küssen schön," versicherte die Erstere. — „Es könnte einem weniger verdrießen, von solchem Manne entführt, als zurückgebracht zu werden," wisperte die Zweite. — „Wer weiß, weshalb er die kleine Rosen nicht gemocht hat," kicherte Jene, „sie ist ja ein baares Kind, ein kleiner Zieraffe! — eine verständige Person, wie unser Eine ...." — „Oder eine Wohlbeleibte, wie meine Wenigkeit," zischelte eine Zweite, „hätte er nicht so ungeliebt wieder laufen lassen." „Ja, ja, die wilden Männer lieben einen Arm voll." — „Oder gereifte Erfahrung ...." setzte die Erstere hinzu.

So machte im Ganzen Stephan Hausners Erscheinen auf die Frauenwelt einen sehr gewinnenden Eindruck. Es war ohne Zweifel der schönste und kraftvollste Mann in der ganzen Rennbahn. Seine edle Haltung und die leichte Gewandtheit, womit er sein ungarisches Roß führte, so wie das Einfache und Reinliche seiner enganschließenden Kleidung von feinem gelbem Wildleder, mußte für ihn gewinnen. Indeß fühlte doch Kunigunde sich geängstigt durch einen Ausdruck von tiefer Erbitterung und verzweifelnder Wildheit, womit sein Auge dem ihrigen begegnete; denn er hatte sie erkannt. Ein heißes Gefühl überflammte seine bleichen Wangen mit dunklem Roth. Nur einen Augenblick noch kehrte der entwichene Engel in seine Seele zurück. „Wie könnte ich,“ sprach er zu sich selbst, „die Ruhe dieser Himmlischen stöhren wollen? — nein sie ist unschuldig! unmöglich kann dieses holde Kind des Himmels niedrig, listig und treulos an mir gehandelt haben!“ Aber schon im nächsten Augenblick war jedes bessere Gefühl wieder zerrissen. „Schau auf Stephan!“ hatte ihm Selbitz mit heißerer Stimme zugerufen, „wie zärtlich der Falke dort dein Täubchen umschwebt! Die Krähen von Hohenkrähen sind ihr zu schlecht!“

Stephan hatte Alles gesehen, wie Ulrich von Hutten sich vertraulich herabgebogen über Kuni-

gundens Sessellehne und diese erröthend und lächelnd ihm Beifall zunickte — und wild spornte der Junker sein Roß, daß es aufbäumte und im tollen Bogensprunge über die Barriere wegsetzte, mitten unter das Volk, das schreiend und unter Verwünschungen auseinander stob. Denn eben so wild zwang der Junker sein Pferd in die Rennbahn zurückzuspringen, wo er es umhertummelt in wilden gewaltigen Bogensätzen.

Mit einem leisen Aufschrei war Kunigunde fast ohnmächtig in ihren Sessel zurückgesunken und ihre Freundinnen standen auf, um die Erbleichende mit ihren Armen zu umschlingen. Ein allgemeiner Schrei der Entrüstung erfüllte die Luft; denn Kunigunde war die Einzige, die diesen Ausbruch des wilden verzweifelnden Grimmes nicht für einen entsetzlichen Frevel des rohsten Muthwillens hielt.

Ulrich von Hutten hatte ihr zugeraunt gehabt: „wie schade, daß diese edle Gestalt des Junkers von Hohenkrähen einem so unwürdigen Treiben fröhnt! Er würde die Zierde eines jeden Regiments sein und könnte ein Held des Tages werden.“

Diese Idee war wie aus der Seele des armen Mädchens gesprochen. — Wie hätte sie dem Manne, der der Einzige war, welcher milde und menschlich über den still Geliebten ihres Her=

zens urtheillte, einen dankbaren Blick versagen können?

O hätte der unglückliche junge Mann nur eine Ahnung gehabt von ihrem Seelenzustande und wäre ihm nicht immer aufs neue jedes bessere Gefühl von seinem wahrhaft satanischen Gefährten hinweggespöttelt — es würde viel Unheil weniger geschehen sein! —

Siebentes Kapitel.

Luther und das Pabstthum. — Klöster und Mönche. — Tetzel, der Ablaßkrämer. — Bewegte Scene auf der Rennbahn. — Preißbewerbung. — Stephan und Kunigunde. — Groll und Liebe.

Während unten in der Rennbahn die Junker ihre Rosse tummelten und vor allen Stephan sich durch Anmuth und Geschicklichkeit so sehr auszeichnete, daß er wenigstens die Frauenherzen wieder für sich gewann; standen der Graf von Ladron, der Rathsherr von Rosen, Ulrich von Hutten, der Abt von Kempten und der römische Jesuit, nebst andren adligen Herrn noch immer hinter den Sesseln der Jungfrauen, die den Dank austheilen sollten.

Eine ernstere Unterhaltung fesselte ihre Aufmerksamkeit. Dem Schauspiele unten hatten sie

fast alle den Rücken gewendet. Sie bildeten einen Kreis um Ulrich von Hutten, der mit Wärme und Geist über das anziehende Thema des Tages — Luther und das Pabstthum sprach. Ulrichs Freimuth ließ sich durch keine Rücksicht auf die Gegenwart des Prälaten und des Jesuiten beengen. Der Stachel seines Witzes wurde nur um so treffender, als die Zielscheibe desselben in der Nähe war. Einen merkwürdigen Kontrast bildete dabei das Benehmen beider Männer. Der Jesuit hatte sich möglichst zurückgezogen. Er stand im Schatten in demüthiger Stellung. Wohl fühlend, daß er hier, wo schon die aufgeklärtesten Gemüther für die neue Lehre gewonnen waren, mit der feinsten Dialektik nur einen Streit aufregen würde, bei dem die Sache der katholischen Kirche unterliegen werde, schwieg er still und wußte seinen innerlich kochenden Groll so weit zu beherrschen, daß er mit einem stechenden Lächeln den freigeistigen Reden, die ihm ein Gräul waren, zuhören konnte. Unangenehm war es dem schlauen Italiener, daß der Abt von Kempten nicht gleiche Taktik beobachtete. Dieser Prälat war zwar ein rechtgläubiger Katholik; aber aufgeklärt genug, um die ungeheueren Mißbräuche, wodurch die katholische Kirche ihren Verfall herbeiführte, nicht zu verkennen. So gab er eben genug Opposition,

um das Gespräch zu beleben, nicht aber hinreichend, um die papistische Sache siegreich zu unterstützen. Zu einer gelehrten theologischen Disputation kam es nicht. Beide Theile fühlten, daß dazu hier der Ort übel gewählt sein würde.

So glitt die Rede leicht über die delikatesten Streitfragen jener Zeit dahin, und wurde nur belebt und warm, wo Begeisterung oder tiefer Unwille den gewandten Redner fortriß.

Unter Andern erzählte Herr Ulrich interessante Züge aus Luthers Leben und Treiben. Zu der Zeit als er in Wittenberg studirte war der Augustiner Mönch noch zu unbedeutend um beachtet zu werden. Indeß sprach man damals schon davon, wie wunderbar der Geist der Prüfung der katholischen Glaubenslehren in ihm aufgewacht sei. „Als Sohn eines armen Bergmanns," erzählte Herr Ulrich, „schien er geboren zu sein ganz andre Erze zu Tage zu fördern, als die, aus dem Schachte der Wahrheit und in einer anderen Tiefe als in der des Wahns sein Grubenlicht leuchten zu lassen. Sein frommer Vater brachte den lebhaften Knaben auf die Schule zu Magdeburg und dann nach Erfurt, wo er schon so ausgezeichnete Geistesgaben bei einem eisernen Fleiß verrieth, daß der gelehrte Rektor Tribenius sich seiner mit großer Vorliebe annahm. Früh schon gewann der

Knabe eine für sein Alter seltene Bekanntschaft mit der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache und bezog dann (1501) die Hochschule zu Erfurt, wo er nach dem Willen seines Vaters die Rechte studiren sollte. Da aber machte der tragische Tod eines Freundes, der an seiner Seite erstochen wurde, einen so tiefen Eindruck auf sein Gemüth, daß er sich zur Schwermuth hinneigte. In dieser Stimmung las er ein Fragment einer lateinischen Uebersetzung der Bibel, das er auf der Universitätsbibliothek entdeckt hatte, und dieser Umstand entschied für seine Neigung zu dem theologischen Studium. Schon 1503 wurde er Magister der Philosophie. Noch war indeß keine Ahnung des freien Geistes, den er später so kraftvoll durch Wort und Schrift entwickelt, in seiner Seele. Gedrückt von Dürftigkeit und befangen von einem schwärmerischen religiösen Gefühl begab er sich in das Augustiner-Kloster zu Erfurt, um der Welt, die ihm so wenig Befriedigung bot, gänzlich zu entsagen. Hier begann er als Noviz mit voller Ueberzeugung und Hinneigung ein erbauliches ascetisches Leben voll Kasteiungen, Fasten und demüthiger Ergebung gegen den Willen der Obern. In bußfertiger Zerknirschung quälte er sich ab mit den Gedanken, daß alle Fleisches-Kreuzigung nicht hinreichten, um ihn

gegen die Versuchungen des Teufels zu schützen. Endlich versank er in ein schweres Siechthum und hoffnungslos wendete er seinen Blick nach oben, indem sein heller Verstand sich von der Wirkung der kirchlichen Gnadenmittel nicht hatte überzeugen können. Da endlich trat ein alter Ordensbruder an sein Lager und gab ihm den ersten wahren Trost, indem er auf die Sündenvergebung durch den wahren Glauben an Jesum Christum und sein heiliges Wort hinwies. Damit aber war ihm ein neues Licht aufgegangen. Sein Geist gewann die Ueberzeugung, daß nur in der Bibel, nicht aber in den Streitschriften späterer Theologen das reine unverfälschte Wort Gottes und das ächt christliche Sittengesetz zu finden sei und damit hatte er denn wieder ein Lebensziel gefunden, das ihn auch bald mit leiblichen Kräften wieder ausstattete. Noch vielleicht wäre das Licht seines Geistes nicht vollständig zum Erwachen gekommen, wenn nicht der gelehrte und aufgeklärte Ordensprovinzial Staupitz den höhern Werth des Mannes erkannt und ihn durch Befreiung von den anderen Geschäften des Noviziats aufgemuntert hätte seine theologischen Studien fortzusetzen. So empfing er denn schon 1507 die Priesterweihe und erhielt dann den Ruf als Professor der Philosophie auf der damals neuerrichteten Universität zu Witten-

berg. Hier aber entwickelte sich wunderbar schnell sein großes Genie, von einer tiefen Gelehrsamkeit unterstützt. Sein heller Verstand streifte nach und nach alle Fesseln des Hierarchischen Systems und des Pabstthums ab. Er prüfte mit großer Schärfe die oft so ungereimte Lehren der alten Scholastiker und Kirchenväter. Auf einer Reise nach Rom (1510) und durch die ihm später übertragene Revision der thüringischen Augustinerklöster, lernte er die Irreligiosität und scheusliche Sittenlosigkeit des römischen Clerus kennen. Der Nymbus der päbstlichen Heiligkeit und Unfehlbarkeit erlosch vor seinen Augen und als er nun da in diesem Jahre Doctor der Theologie geworden war, so hielt er auch durch seinen Eid sich für verpflichtet als unerschrockener Vertheidiger der heiligen Schrift aufzutreten, von deren hohem und rein göttlichem Geiste er sich durch seine tiefe Kenntniß der griechischen und hebräischen Sprachen überzeugt hatte. Um dieses kräftiger zu vereinigen, nahm er ein Predigeramt in Wittenberg an, und wußte nun von dem Lehrstuhle wie von der Kanzel herab einen Fetzen des hierarchischen Pabstthums nach dem anderen abzureissen und mit einer bisher nie erhörten geistigen Freiheit verkündete er allem Volke die einzige und wahre Religion Christi. Tausende strömten

zu den Tempeln, worin sein donnerndes Glaubens-wort erschallte. Mit andächtiger Scheu hingen die Blicke seiner hochbegeisterten Schüler an den Lippen dieses wunderbaren Mannes. In öffentlichen Disputationen besiegte er die eifrigsten Päbstler und scholastischen Theologen. Ueberzeugung strömt dann aus der Tiefe seiner Brust, wahrhaft fromme Begeisterung leuchtet aus seinen treuen Augen oder heilige Zornblitze schleudert er gegen die Unsittlichkeit und Verworfenheit eines finstern Pfaffenthums. Den Hörer ergreift eine wundersame Erhebung des Gemüths. Es ist eine Seelenwonne ihn zu hören. Seine Kühnheit wächst mit den Erfolgen, seine Kraft mit den Siegen. Das Wort der Wahrheit hat die eiserne Hierarchie erschüttert. In der Weihe der Kraft steht er da wie ein Engel des Lichts. Eine ewige Strahlenglorie geht leuchtend von ihm aus und erhellt die Nacht des Wahns und es fliehen wie aus dem Zauberkreise dieses Lichts gebannt, die höllischen Geister der Lüge, der Heuchelei, des Aberglaubens und der Verfinsterung, die bisher allein den Thron herrschsüchtiger und lasterhafter Priester zu stützen vermochte. Dem menschlichen Geiste ist damit das Reich der Forschungen und Fortschritten aufgeschlossen und das religiöse Gefühl wird mit der Vernunft sich in Einklang stellen und die

Herzen erheben, die Gemüther beruhigen, weil es weder auf Täuschung noch auf Sinnenwahn beruhen wird. Heil der Welt, denn es ist Licht geworden! — "

„Noch nicht eben allzuviel," entgegnete der Prälat, „es steht zu wünschen, daß die Neuerer nicht das Kind mit dem Bade verschütten, indem sie das Gute mit dem Schlimmen vertilgen. Es ist leider wahr genug, daß in vielen Klöstern eine furchtbare, zum offenen Scandal gereichende Sittenverderbniß eingerissen ist; allein statt der strengen Reform, die Noth thäte, alle Klöster aufheben wollen, hieße das stille Asyl der Wissenschaften zerstöhren."

„Eine Meinung," rief Ulrich, „die auf das vorige Jahrhundert nicht auf das heutige passen würde. An die Stelle der mystischen Studien in den Klosterzellen ist offene Lehrfreiheit auf den neu errichteten Universitäten getreten und den emsigen Fleiß der Mönche im mühseligen Abschreiben der Manuscripte hat mehr als genügend die neu erfundene Kunst: mit beweglichen Typen zu drucken, ersetzt."

„Auch sind die Klöster Wohlthätigkeitsanstalten," entgegnete der Abt.

„In denen die Administratoren sich mästen,"

rief Ulrich, „und die Armen nur die Brosamen vom Tische der Herrn empfangen.“

„Klöster wie sie sein sollten,“ versetzte der Abt, „sind die heiligen Zufluchtsstätten der Frömmigkeit. Das beschauliche Leben der Mönche ist mehr wie jedes andre geeignet religiöse Gesinnungen zu verwahren und durch Beispiele und Lehren zu verbreiten.“

„So war es,“ erwiederte Ulrich lebhaft, „in jenem goldenen Zeitalter, als die christliche Religion noch in ihrer Reinheit in den Gemüthern lebte und unter Verfolgungen und namenlosen Leiden ihrer Bekenner, mit der wunderbaren Kraft der Wahrheit über den Erdball sich verbreitete. Damals war noch das Mysterium eines geweihten Priesterstandes nothwendig, um in stiller Zurückgezogenheit den geheimnißvollen Schatz einer unsichtbaren Kirche zu bewachen; jetzt dagegen ist es anders. Offen stehen allen Gläubigen die Gotteshäuser der Kirchen, nichts hindert sie in der heiligen Sympathie eng verbundener Gemeinden das Licht der Offenbarung zu empfangen und ihre Herzen zu Gott zu erheben. Der Priesterstand kann also nur noch die Bestimmung haben, als Lehrer und Vorsteher für religiöse Erhebung zu wirken. Dazu aber genügen wenige Priester in einer Gemeinde, wozu also die Masse von Mön-

chen, diese eingepferchten glattgeschorene Hammelheerden, die für den Tisch des Herrn sich mästen, von der Dummheit gefüttert werden und die Kirche als ihren Weideplatz betrachten?"

„Gegen solche Ausfälle Euch Rede zu stehen, halte ich unter meiner Würde," sprach der Prälat, „übrigens ist Euer gepriesener Doctor Luther nichts mehr als ein grobsinnlicher Mensch. Um seine Sinnlichkeit zu befriedigen, eifert er gegen das Cölibat und nahm eine Nonne zum Weibe."

„Eure Mönche und Kirchenfürsten," eiferte Ulrich von Hutten, „ziehen es vor, unnatürlichen Lastern zu fröhnen, Buhlerinnen und Concubinen zu halten oder Frauen und Jungfrauen im Beichtstuhle zu verführen. Das Cölibatgesetz ist das Patent, das solche fromme Böcke anstellt im Paradiesgärtlein des Haus- und Ehestandes guter Christen; dort sieht man sie die Blumen benagen, die sie warten und verpflegen sollten."

„Das sind die räudigen Schafe unter der frommen Heerde," rief der Prälat, „ich habe nichts dagegen, wenn Ihr sie verdammt; denn ich verdamme sie selbst. Aber ich appellire an Euer Rechtsgefühl, daß ihr Ausnahmen gestatten werdet." —

„So wenig," entgegnete Ulrich von Hutten, „daß die Sittenverderbniß der Prälaten und Mönche,

wie ich in Italien beobachtet habe, als Regel gelten muß. — Das Cölibat ist ein päbstliches Polizeigesetz — hineingelogen in die Satzungen der Kirche, um zu herrschen. Hat der Priester keine Familie, als seine Mutter, die Kirche: so bildet diese einen Staat im Staate, ewig fremd allen bürgerlichen und reinmenschlichen Beziehungen. Die Kirche entmannt ihre Sänger, warum nicht ihre Mönche?" —

Herr von Rosen bemerkte ungern, daß der Abt von Kempten sich durch Huttens scharfe Bemerkungen verletzt fühlte. Um dem Gespräch eine Richtung zu geben, die weniger unangenehm war, fragte er den Prälaten, ob es gegründet sei, daß der Ablaßkrämer Tezel sein Wesen im Gebiete der Abtei getrieben habe.

„Leider," sprach der Abt seufzend, „ich enthalte mich in schuldiger Obodienz jedes Urtheils darüber, aber vertheidigen könnte ich bei Gott dieses Unwesen nicht."

„Friede sei mit Euch, Mann Gottes!" rief Ulrich von Hutten lebhaft, „beim Himmel! das sind Gesinnungen, die mich mit dem Priesterstande versöhnen könnten, gäbe es viele so ehrenwerthe Ausnahmen von der allgemeinen Verworfenheit desselben."

„Lassen wir jede Persönlichkeit auf sich beru-

hen,“ sprach der Graf von Ladron, übrigens ist es unbegreiflich wie der Pabst sich eines so verächtlichen Werkzeugs bedienen konnte, dessen moralische Verworfenheit den schlechten Handel nur noch schmachvoller machen mußte. — Er ist Dominikaner-Mönch, wie ich höre.“

„Allerdings,“ entgegnete Hutten, „nur ein schlechtes Subjekt konnte diesen Sündenhandel unternehmen und so frech und öffentlich treiben, wie dieser Mensch. Er bedient sich der schändlichsten Mittel, um das Volk zu betrügen. In Inspruck sollte er schon einmal gesäckt und ersäuft werden; aus Fürbitte angesehener Prälaten wurde indeß seine Strafe in ewiges Gefängniß verwandelt. Aber es gelang ihm zu entspringen. Nun wanderte er nach Rom, fand dort Gnade und Abolition vor dem Angesicht des Pabstes Leo X. indem er sich erbot durch den Ablaßhandel große Summen in den päbstlichen Schatz zu liefern. Der Pabst, der als Verschwender berüchtigt genug, immer Geld brauchte für seine Maitressen und Nepoten, benutzte den Vorwand, zum Ausbau der Peterskirche eine Beisteuer zu bedürfen, und schrieb auf's Neue den Ablaß aus, der ursprünglich erfunden war zur Förderung der Kreuzzüge von der gesammten Christenheit eine Abgabe zu erpressen, und beauftragte den Erzbischof von

Mainz, der auch Bischof von Magdeburg war, mit der Haupterhebung dieser lästerlichen Abgabe unter der Bedingung den Tezel als Untererheber anzustellen. Der Erzbischof ernannte noch dazu den sittenlosen Mönch zum Ketzermeister und gab ihm so doppelte Gewalt über Seele und Leib der Menschen, die er verderblich genug anwendete. — So ausgerüstet mit den entsetzlichsten Waffen durchzog er Sachsen, bis ihn Luther durch Anschlagen und Vertheidigen der bekannten Theses gegen den Ablaßkram, und die Studenten von Wittenberg durch öffentliche Verbrennung seiner Vertheidigungsschrift von dort vertrieben. Seitdem soll er sich in die hiesige Gegend gezogen und unter dem Volke viel Zulauf gefunden haben."

„Gott bewahre unsere gute Stadt," rief Herr von Rosen, „für solchem Zuspruch! Aus Rücksichten für den Volkswahn könnten wir ihm den Zutritt nicht versagen. — Doch — hilf Himmel! — was ist das? — welch ein Getümmel! was drängt und wogt daher? was will das Volk? wie stürzt es sich so wild über die Schranken der Rennbahn! — Gott sei uns gnädig!" —

„Lupus in fabula!" rief Ulrich von Hutten, „beim Himmel er ist es — der Abgesandte der Hölle — der Ablaßkrämer Tezel!" —

„Tandem bona Causa triumphat! Endlich

Sieg der guten Sache!" jubelte im Stillen der Jesuit. — „Er erscheint — wie ich ihm geboten habe, am Tage des Festes — und das Volk ist unser. So lange die Massen noch in Dummheit und Geistesfinsterniß sich erhalten lassen, hat die Aufklärung einzelner Freigeister wenig zu sagen!"—

Nur der Prälat hatte diese Worte gehört! „Triumphiret nicht zu früh, mein Bruder," sprach er, „eine große Erfahrung macht jetzt schon unsere Zeit: — „Das Licht der Aufklärung ist — nach Gottes Willen — unaufhaltsam, wie das der Sonne!"

Jetzt war die Scene höchst bewegt. Auf den Tribünen, der Laube des Rathhauses, den Altanen und Dächern und an allen Fenstern ließ sich ein Drängen nach den Vorderplätzen — eine Spannung und Unruhe bemerken, welche das Aeusserste fürchten ließ. Man wußte kaum, wohin sich das Auge zuerst wenden sollte. Die Aufregung im Volke ließ einen Aufstand besorgen, ehe die Ursach der Bewegung klar geworden war. Dort, die lange Straße herab regte sich schwerfällig und langsam eine ungeheure Carosse, deren buntgeschnitzter Kasten auf vier Rädern, die einem Frachtwagen abgeborgt zu sein schienen, feststand. Auf

sechs Säulen ruhte der lederne Himmel, dessen geschweiftes Dach einer gedrückten Thurmspitze mit einem goldnen Kreuz darauf glich. Die Vorhänge, von rothem mit Gold befranzten Tuche, waren ganz aufgezogen. Unter diesem Baldachin saß ein hagerer glattköpfiger Mönch mit der braunen Kutte eines Kapuziners angethan. Gegen ihm über, auf dem Rücksitz standen zwei große Kasten, deren Bestimmung sich noch nicht unterscheiden ließ. Chorknaben und dienende Laienbrüder standen theils hinten auf dem breiten Trittbrette, theils saßen sie vornen auf dem geräumigen Kutscherbock. Vier derbe Ackergäule, von schwerfälligen Bauern geführt, schienen Mühe zu haben, diese polternde Maschine auf dem unebenen Straßenpflaster fortzuziehen. Der Mönch spendete Segen mit einer Handbewegung rechts und links auf das Volk, das niederkniete, wo nur irgend Raum und das Gedränge nicht allzugroß war. Das Landvolk zog, Psalmen singend, hintendrein. Die Glocken der Klöster und Kirchen wurden geläutet; doch verhallte fast das Getümmel und Getön im ungeheuern Lärm eines Gezänks unter den Junkern auf der Rennbahn und das Volksgeschrei darüber. Die wunderlichste Begleitung aber jenes Mönchs bildete eine Anzahl Ritter in voller alterthümlicher Rüstung, aber mit gesenktem Speer ohne Feder=

schmuck auf den geschlossenen Helmen und mit verhüllten Schildern einherreitend. Seltsam genug trugen sie über der Rüstung das graue Büßergewand eines Mönchsordens.

Im Vordergrunde aber ging es wild her. Die Junker waren darüber in Streit gerathen, wer unter ihnen die meisten Ringe abgestochen habe. Da waren einige Ringe von den Lanzen in den Sand geflogen und die solche abgestochen hatten, wollten sie mitzählen. Das wollten Andre wieder nicht gelten lassen. An eigentlichen Kampfrichtern fehlte es. Die Herrn vom Rathe schrieen dazwischen, wurden aber nicht gehört. Die Frohn- und Steckenknechte des Raths durften sich gar nicht in den Streit mischen, sie hätten Schläge bekommen. Grieswärtel waren auch nicht da. Die feine adlige Sitte war längst gewichen von den rohen Junkern jener Zeit. Sie überhäuften sich untereinander mit Schmähungen und den rohsten Schimpfreden. Von diesen kam es zu Thätlichkeiten. Ein Glück war es, daß die Streitenden keine scharfen Waffen auf dem Kampfplatze hatten mitbringen dürfen; es würden dann viele zu Tode gekommen sein. So setzte es nur blutige Köpfe; denn der stumpfen Lanzen bedienten sie sich als Stöcke und als diese brachen, griffen sie einander mit den Fäusten an und warfen sich gegen-

seits von den Pferden. Es war ein ganz gräulicher Tumult, indem die wild gewordenen Pferde, zum Theil Zügellos und ohne Reuter sich zwischen den Ringenden und oft am Boden liegenden, umhersprangen. Man kann sich nichts entsetzlicheres denken, als diesen Lärm im Gegensatz mit dem nahenden Zuge der frommen Fanatiker, und der Entrüstung der aufgeklärten Männer auf den Tribünen über das heillose Unwesen im Pfaffenthum, Volksleben und Junkerswesen. Dazu die grenzenlose Aengstlichkeit und Verwirrung der drei Mädchen, die aufgestanden waren und sich aneinander schmiegten wie ein Häuflein verwirrter Schäfchen.

„O Gott — Otto von Schwarzenberg ist auch dabei!“ rief Bärbchen und umklammerte in steigender Seelenangst die Freundin, „wie ich für ihn zittere!“

„Wenn du für ihn zitterst, so liebst du ihn,“ entgegnete Kunigunde leise, „Gott weiß allein welche Angst ich für Stephan hege!“

„Es ist eine empörende Scene,“ sprach Anna, „geeignet jedes Gefühl des Wohlwollens für Menschen, die sich so roh benehmen, auszulöschen.“

„Stephan,“ entgegnete Kunigunde schüchtern, „ist ja nur der abwehrende Theil. Junker Schwarzenberg hatte ihn zuerst angegriffen.“

Und so war es auch. Mit einer bewunderenswerthen Gewandtheit tummelte er sein Roß. Jedem Schlag, der treffen sollte, wußte er auszuweichen oder abzupariren. Wer ihn mit den Fäusten angriff, den packte er mit einer riesigen Kraft vor die Brust und warf ihn rücklings aus dem Sattel zu Boden. Die Raubjunker hielten zusammen. Ihre wildere Kraft hatte den Aufgang zur Treppe erkämpft. „Dir, Stephan, gebührt der erste Dank,“ schrieen sie, „dem Ritter Otto von Schwarzenberg der zweite!“ entgegnete er und sprang vom Pferde, indem er diesen seinen niedergeschlagenen Gegner vom Boden aufhob. — „Jetzt auf,“ schrie er, „dort stehen die Preißjungfrauen! — o wären sie selbst der Preiß!“

Ein Graf von Montfort, ein schöner gebräunter Italiener mit gebogner Nase und dunklen großen Augen hatte bisher unbeweglich auf seinem hohen schwarzen Rosse gehalten. Erst wie der Streit entschieden war, ritt er heran und sprach mit einer siegenden Hoheit, daß keiner einen Widerspruch wagte: „mir gebührt der erste Dank von Fräulein Anna. Wer etwas dagegen hat, den fordere ich auf Tod und Leben!“

„Ich mache nur Anspruch auf den Dank, den Kunigunde von Rosen ertheilen wird,“ sprach Stephan und trat einen Schritt zurück.

„Und ich,“ erklärte Otto von Schwarzenberg, „verlange keinen anderen Dank als aus den Händen der Fräulein Barbara von Frundsberg.“

Die Mädchen errötheten, als sie vernahmen, daß die drei Ritter sich so vertragen hatten. Und so vereinigt, von keinem verhindert, erstiegen sie jetzt die Stufen und knieten nieder mit entblößten Häuptern vor den Preißgeberinnen. Diese aber sahen sich vergebens und höchstbetroffen nach den Edelknaben um, die auf sammtnen Kissen die Siegerpreise einen gold- und silbernen Lorbeerkranz, zum ersten, eine goldene Rose zum zweiten und ein silbernes Veilchen mit einem Diamant in der Mitte zum dritten Dank gehalten hatten.

Gleich beim Beginn des Tumults waren die Knaben davon gesprungen und loses Gesindel im Volke hatte die Kleinodien geraubt.

„Ich habe nichts als die leere Hand!“ sprach Anna, „und zeigte sie ihm offen hin.“

„O könnte ich sie einst die meinige nennen,“ rief der Graf von Montfort mit dem Feuer der edelsten Begeisterung, indem ers wagte die ihm dargebotene Hand zu küssen.

Anna — die weiße Rose erglühte — sie verneigte sich tief und sprach leise aber fest — „mein Vater hat über meine Hand zu gebieten.“

„Und Ihr, Anna? — o wie lange habe ich

Euch im Stillen geliebt und bewundert?“ sprach der Graf mit einer Stimme, die von der Macht des Gefühls gedämpft war.

„Auch ich habe Euch bemerkt,“ entgegnete Anna. —

„Und seid mir gewogen?“

„Graf Montfort,“ versetzte sie feierlich.

„Ein Gefühl, das für das ganze Leben entscheidet, sollte nie aus Wallungen des Wohllebens entstehen. Wahre Liebe darf nur auf Achtnng sich gründen. Um diese zu gewinnen, müßte ich Euch länger kennen. Hat mein Vater nichts dagegen, so erlaube ich Euch, ein Jahr lang mir zu huldigen. Dann möget Ihr wieder fragen, ob ich Euch liebe? — Erhebt Euch!“

Gleichzeitig hatte Otto von Schwarzenberg vor Barbara sich auf ein Knie niedergelassen. — „Die leere Hand,“ sprach sie schalkhaft lächelnd, „wenn damit gedient wäre? — mehr hat ein armes Mädchen nicht zu vergeben! —“

„O köstlich,“ rief Schwarzenberg, indem er lebhaft aufsprang und Bärbchens zarte kleine Hand mit der seinigen umschloß und an seine Lippen zog, „und wenn ich nun bäte: gebt mir die Hand fürs Leben; werdet mein Bräutchen, meine Gattin! —“

„So würde ich antworten: recht gern, Herr Ritter, denn schon längst habe ich Euch wohl leiden mögen.“

„O Himmel und Wonne,“ rief der Ritter fast laut aufjauchzend vor Entzücken, „so liebst du mich, Engel?“

„Und wie?“ lächelte Bärbchen schalkhaft.

Der Ritter aber benutzte in der Trunkenheit seiner Seele den Augenblick der allgemeinen immer wilder werdenden Aufregung und zog das holde Mädchen in seinen Arm. Indem er ihr einen Ring an den Finger steckte, schmiegte sie sich vertrauend und innig an seine Brust. So unbeschreiblich glückselig schaute sie zu ihm auf und er auf sie nieder, daß beiden die so ungeheuer bewegte Außenwelt entschwand. Kaum hatten sie noch so viel Besonnenheit, um vor den tausend Zeugen nicht den Verlobungskuß zu geben und zu empfangen.

Weniger harmlos war das Zusammentreffen zwischen Stephan und Kunigunde.

„Der Dank ist fort,“ sprach sie in gränzenloser Verwirrung.

„Ich weiß es,“ entgegnete er in tiefer leidenschaftlicher Erbitterung, „aus dieser Hand habe ich Dank nicht zu erwarten — vom undankbaren Herzen keine Liebe. Aber dennoch verlange ich

diese Hand, auch ohne Liebe! — Hier ist die Schleife! löse sie ein. Folge mir! —"

„Entsetzlicher! wie unglücklich muß ich Euch verändert finden?" rief sie. „Wo ist der Edelsinn, der einst mein Herz gewann?"

„Verzweifelte Liebe! .... —" sprach er befangen.

„Ich weiß es, aber Liebe, selbst hoffnungslose, gibt den Himmel. In Eurer Brust wohnt jetzt eine ganze Hölle! mir grauet vor Euch!"

„Ha — weil ich ein Ehrloser bin!"

„Seid ehrenwerth, so wird man Euch ehren!"

„Zu spät! mein Loos ist geworfen! — ich bin einmal verdammt für diese und für jene Welt!"

„Stephan — Entsetzlicher — Gott lebt noch! Mensch! verzweifle nicht! —"

„Gott hat mich verlassen! — Menschen haben mich ausgestoßen — du mich verworfen! — Soll ich nicht verzweifeln — nun dann — sei du mein Engel — rette du mich — folge mir — jetzt im Getümmel entführe ich dich unbemerkt! — werde mein Weib — gieb mir den Glauben an Gott wieder, das Vertrauen auf mich selbst! — Gieb mir ein Lebensziel und sei es noch so fern — eine Hoffnung — einen Himmel, sei es Jenseits oder hier! eine leergebrannte Seele ist ja so trostlos — ein Mensch ohne Hoffnung so vernichtet! O Kuni-

gunde — ich beschwöre dich um Gottes Barmherzigkeit willen, werde mein Weib! —"

Damit hatte er sie leidenschaftlich umschlungen und wild an sich gepreßt. Einen Augenblick fuhr es ihm durch den Kopf, die halb Ohnmächtige jetzt mit Gewalt davonzutragen. Aber dieses Mal noch gab er der leisen Mahnung einer bessern Stimme in seinem Innern Gehör. Er ließ die Absicht der Entführung fallen.

„Furchtbarer — laß mich!" rief sie außer sich und rang sich von ihm los.

„Ha, jetzt habe ich's — was ich will," — sprach er gepreßt von einer neuen unsinnigen Idee ergriffen. „Sieh hier diese Schleife — hier den Ring — mir hast du dich damit verschrieben — verlobt. Du bist meine Braut; sollst theilen meine Schande, oder ich theile deine Ehre mit dir."

„Mensch — wohin ist dein Edelmuth entwichen? ich wage Berufung an dich selbst! —"

„Es giebt eine Gränze für jede menschliche Natur," sprach er mit einem gemilderten Klageton, „die der Schmerz nicht überschreiten darf, ohne in das Ungeheuere — in die weiten leeren Räume des Nichts und der Vernichtung hinausgestoßen zu werden. Dort aber bemächtigen sich die höllischen Geister der menschlich gewesenen Seele

und sie gehört dem Teufel nun an. — O Kunigunde — die gefallenen Engel waren ja auch einst im Himmel. Aber Gott hat sie ausgestoßen und verdammt. So trug auch ich einmal einen Engel in meiner Brust — jetzt aber bin ich ein Ausgestoßener, ein ewig Verdammter! — Keinen Theil habe ich mehr an Gott — auch nicht mehr an dir! — Leb wohl, Kunigunde! — ich werde mit mir kämpfen, deinen Frieden nicht wieder zu stöhren. Gott weiß, ob ich es lassen kann; denn ich bin einmal der Hölle der wildesten Leidenschaften verfallen."

Sein wilder Schmerz war so weich geworden, daß seine Augen sich mit Thränen füllten. Es war ihm, als schäme er sich dieser weicheren Gefühle und müsse ihnen entfliehen. So zog er sich zurück und verlor sich in das Getümmel der Menschen.

Indeß war der Zudrang des Volks so stark geworden, als der Mönch Tetzel aus dem Wagen gestiegen war, und sich mit seinen beiden Ablaßkasten in die Mitte der Rennbahn begeben hatte, daß das Volk ohne Scheu auf die Tribünen des Adels und die Laube des Rathhauses drang. Ulrich

von Hutten hatte Mühe, sich durch das Gedränge hindurch zu arbeiten.

„Fräulein Kunigunde!“ rief er, ihren Arm ergreifend, „Euer Herr Vater hat mich beauftragt, Euch durch das Rathhaus heimzuführen. Die beiden Herrn werden Fräulein Anna und Barbara begleiten. —“

Willenlos ließen die Mädchen sich führen und alle drei Paare erstiegen eine, seltsam genug, außerhalb der Giebelseite des Rathhauses angebrachte steinerne Seitentreppe mit offenem Geländer, die zu den oberen Gemächern des alten gothischen Gebäudes führte. —

„Siehst du?“ höhnte Selbitz dem unglücklichen Stephan zu, den er anhielt und umdrehte, „dort führt der glückliche Bräutigam die glückliche Braut heim, und dich armen Narr lassen sie lachend hier am Knochen der Verzweiflung nagen!“

„Glücklich?“ grollte Stephan. „Ha — menschliches Glück ist bald gebrochen! — Weißt du, was ich beschlossen habe?“

„Eine Thorheit ohne Zweifel!“

„Nein — eine Tollheit! sie soll meine Schande theilen; oder ich theile ihre Ehre. — Sie soll mit mir tanzen, öffentlich als meine Braut; oder ich entführe sie und dann werde sie mein Weib — sei es mit Gewalt!“

„Beides — Goldjunge. — So gefällst du mir! — Du fängst an, ein Mann zu werden.“

„Lange genug war ich Knabe, stand unter der Vormundschaft eines zu weichen Herzens. Nun aber bin ich Mann geworden. Ich muß handeln — glücklich werden, oder untergehen.“

„Mensch,“ sprach eine weiche sanftklingende Stimme; aber dabei so eintönig und graunvoll flüsternd — „du bist auf dem Wege ein großer Verbrecher zu werden. Schau dort hin — kauf dir einen Ablaßbrief und jede Sünde, die du begehen mußt, um eine ehrbare Jungfrau zu verderben, wird dir vergeben sein.“

Mit einem Grauen ohne Gleichen blickte Stephan sich um nach dem Sprecher; es war der Jesuit, der geisterbleich an ihm vorüberschlich.

Ergriffen von dieser Mahnung und erbittert durch den Glauben an Kunigundens Untreue, begab sich Stephan in die Weinstube der Herberge zur Krone, wo sich nach und nach auch die übrigen Junker einfanden.

Die meisten derselben hatten sich Ablaßbriefe erkauft. Darauf pochend, waren sie jetzt zu jedem Frevel bereit; der Mönch Tezel aber trieb noch stundenlang in der Rennbahn sein heilloses Gewerbe,

ohne daß einer von den aufgeklärten Herrn vom Rathe oder nur einer von den Herrn des Bundes dawider Einsage zu thun gewagt hätte.

Alle Verhältnisse waren so gespannt, die Gemüther so erhitzt und erbittert, daß sich für die folgende Nacht entsetzliche Ereignisse und wild bewegte Scenen befürchten ließen.

Der Geächtete.

Geschichtlicher Roman

aus

dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts.

Von

H. E. R. Belani.

Zweiter Theil.

Frankfurt am Main.

Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.

1836.

„Wer erlangen will Lob und Ruhm,
Der schlaf' nicht in seinem Eigenthum,
Und in Faulheit nicht jubilir,
Ehrenfreudigkeit, wachtbar und rund,
Treu, männlich, mit Herz, Hand und Mund,
Denn aus der faulen Rott' und Art
Nie Keiner zu einem Ritter ward."

Aus dem Lied eines Ulmer Meistersänger.

Erstes Kapitel.

Mummenschanz. — Die wilden Männer. — Ueber den Landfrieden und den schwäbischen Bund. — Ulrich's von Hutten Humanität. — Der Ablaßkrämer auf dem Trinkgelage. — Der Mönch ladet Kunigunden zum Tanze. — Wilde Aufregung der Junker. — Der Mönch schleicht auf verbotenen Wegen. — Stimmung auf dem Tanzsale. — Der Fackeltanz. — Die gezwungen Tanzenden. — Getümmel, Feuerlärm, Raub der Sabinerinnen.

Abends in der Herberge zur Krone war wildes Gelärm. Unten, die halb unterirrdischen Trinkstuben waren mit tobenden Gästen überfüllt. Oben aber auf dem ungeheuer weiträumigen Tanzboden, dessen niedrige Decke von dicken Pfeilern unterstützt war, wogten und drängten sich in gespenstischem Dämmerlicht einer schwachen Beleuchtung gar seltsam vermummte Wesen. Dort war das abenteuerliche Treiben des altdeutschen Mummenschanzes, das wenig Aehnliches hatte mit der heitern geistvollen Laune der italiänischen Maskenlust. Ein solcher Mummenschanz trug weit eher den Charakter des Trübsinns und schwerfälligen Ernstes, von einzelnen Ausbrüchen einer wilden Lustigkeit schwillend unterbrochen. Der Tanz damaliger Zeit

war ein langsames feierliches Bewegen ohne alle Grazie, die der deutschen Schwerfälligkeit versagt war. Die Stadtpfeifer bliesen dazu mit vollen Backen wunderliche geschnörkelte Melodien, die fast wie Kirchenlieder klangen. Die Vermummung war barock, ohne Geschmack, von der abenteuerlichsten eigensinnigsten Laune eingegeben. Die italiänischen Gesichtslarven sah man nur selten; desto häufiger eine wunderliche Einhüllung der Gesichter bis auf die Augen. Man stellte weniger gewisse Charaktere dar, als sinnlose, fast kindische Verkleidungen. Wie ließ es sich anders erwarten von einem Zeitalter, das sich damals in Deutschland noch in der Kindheit der Laune beginnenden Kultur befand? Nur einige ächt deutsche Charaktermasken hatte die gemüthliche Laune des Volkswitzes hervorgerufen — es war der Pickelhäring, ein hagerer Pritschenmeister mit weißem Gesicht, einer eisernen Pickelhaube und weißer Flanellkleidung, der Hanswurst, eine plumpe Nachbildung des italiänischen Arlequino, der Schalksnarr mit der Gugel oder Schellenkappe und dem Narrenkloben u. a. m. Von der Maskenfreiheit schien man damals einen etwas ausgedehnten Begriff zu haben. Man hielt Alles für erlaubt, was nicht gradezu verpönt war. Oft wurden die Späße am meisten belacht, die den ehrbaren Ritterfräulein, welche selten oder noch nie

von ihrer Spindel und dem Webestuhle hinweg in das öffentliche Leben gekommen waren, die meiste Röthe auf die Wangen trieben.

Längst waren die Gäste versammelt, da zog eine wilde Schaar durch den Saal. Es waren Männer in knapp anliegender Lederkleidung, mit Thierhäuten so verhüllt, daß die Kopfbedeckungen und Schädel der Hirsche, Bären, Wölfe und Büffelochsen ihnen selbst als Helme dienten, während die rauhen Felle ihnen als Mantel über die linke Schulter und den Rücken herabhingen. Gürtel von Eichenlaub oder Schilf, lange Bärte von Moos und künstlich von Eichenborke nachgebildete Keulen, die in ihrem Innern kurze breite Schwerter oder Streithämmer heimlich verborgen enthielten, gaben ihnen das Ansehen alter Germanen aus der grauen Vorzeit. So zogen sie durch den Saal und die angränzenden Trinkstuben, ohne an der eigentlichen Lustbande mit Theil zu nehmen. Finster und dreist schauten sie alle die jüngeren Frauen und Mädchen in's Antlitz. Waren einige vermummt durch verhüllende Tücher, durch Schleier oder venetianische Halsmasken, so wußten die wilden Männer mit ihrer schauderhaften Neugier sie so zu umstellen und in die Enge zu treiben, daß sie sich auf die barsche Einladung eines schrecklichen Stelzfußes — der mit einem Eberkopfe auf dem Haupte

und dem borstigen schwarzen Fell eines solchen Thiers umhangen, entsetzlicher anzusehen war, als alle Uebrigen — enthüllen mußte.

„Hölle und Teufel, sie ist nicht hier!“ sprach dieser endlich zu einem großen und schlanken Vermummten, der, mit einem Pantherfell umhangen, minder schrecklich aussah, als die übrigen, und mehr einem jungen Herkules, als einem alten Teutonen aus den Urwäldern Germaniens glich.

„Nicht hier?“ sprach der Angeredete dumpf und grollend. „Sie soll hier sein. Ich habe es geschworen, nicht länger der Narr eines listigen Weibes sein zu wollen. Sie soll mit mir tanzen und wenn sie wahnsinnig würde! Ha — dort steht ihr Vater am Schenktisch! Von ihm werde ich Kunigunden zum Tanz fordern. Er darf sie mir nicht versagen; oder, bei allen Teufeln, wenn ich wild werde .....“

„So schlagen wir allen den Weißköpfen vom Rathe die Schädel ein,“ ergänzte der Stelzfuß hohnlachend. — „Recht so, Bruder! und indeß wir hier todtschlagen nach Herzenslust, schleicht der Buhle deiner Braut in ihr Kämmerlein — und du bist geprellt um's Blümlein Wunderhold, das ein Andrer bricht und dich auslacht.“

„So stürmen wir ihr Haus,“ rief der junge Held mit dem Pantherfelle.

„Damit die Bürger mit allen Glocken stürmen und wir, wie in einer Mausefalle, gefangen werden;“ warnte der Stelzfuß. Keine Uebereilung, du Tollkopf. Laß mich nur sorgen: ich schaffe dir die Braut auf den Tanzplatz und du bringst sie dann weiter, ehe der Hahn krähet!“

So ließ Stephan sich dann bewegen, mit hinunter in die im Kellergeschoß befindlichen Trinkstuben zu gehen, wo Selbitz die weitere Entwickelung dieses schrecklichen Drama vorbereiten wollte.

„Bei Gott,“ rief Herr Ulrich von Hutten in der Nebenstube, indem er sich gegen die anwesenden Rathsherren wendete, „es ist doch eine gräuliche entsetzliche Frechheit, daß diese Strauchdiebe sich hier in anständige Gesellschaft mischen.“

„Und ihre wilde scheusliche Vermummung! — Ihre Frechheit gegen die Frauen!“ riefen Andere.

„Ihr Glück, daß sie den Saal verlassen haben, wir hätten sie sonst hinausleuchten wollen mit blutigen Köpfen, wir Ritter vom Bunde,“ sprach Herr von Hoheneck, eine wahre dickleibige Falstaffigur, die sich jetzt hinter dem Weinkruge erhob, wo sie bis dahin, während der Anwesenheit der wilden Junker, verschanzt gesessen hatte.

„Ich glaube wenigstens,“ erklärte Ulrich von Hutten, „daß ein edler Rath es sich selbst und den anwesenden Frauen schuldig sei, solche zügel=

lose Gäste auf dem Tanzboden nicht ferner zuzulassen. Eine starke Wache vor die Thür gestellt, würde diese und andere Unbill leicht verhindern."

Die Rathsherren sahen einander bedenklich an und zuckten die Achseln.

„Nicht wieder herauflassen!" riefen mehrere Stimmen.

„Wer sich roh beträgt," sprach Ulrich von Hutten, „hat die Gunst, in der Gesellschaft ehrbarer Frauen zu weilen, für immer verwirkt. Und Ihr, edle Herren vom Rathe, habt die Pflicht gegen Eure ehrliebenden Gäste, sie gegen jede Gemeinschaft mit solchem ehrlosen Raubgesindel zu schützen."

„Ihr kennt die Gründe," entgegnete Herr von Rosen äußerst betroffen, „die uns zwingen, gegen so gefährliche Menschen glimpflich zu verfahren."

„So ist es," sprachen die übrigen Rathsherrn. „Oder," fügte Herr von Rosen hinzu, „habt Ihr Herren vom schwäbischen Bunde die Macht und den ernsten Willen, unsere Handelsherren auf den Straßen gegen die Erpressungen dieser Junker an Geleitgelder, Zoll und Schatzung zu sichern? Seit länger als drei Jahrhunderten sind die oft erneuerten Reichsgesetze gegen Landfriedensbrecher

gegeben; aber was haben sie geholfen? Seit **1227** sind mehr als einmal Bündnisse zusammen getreten, um aller Wegelagerung, Zoll- und Geleits-Erpressung ein Ende zu machen; aber die Eifersucht zwischen den Fürsten und Städten, Prälaten und Edelleuten, durch widerstrebende Interessen geweckt, machte das Bundesheer den Privatfehden und selbstsüchtigen Zwecken der Fürsten dienstbar; ungeheuere Summen mußten die Städte aufbringen und beisteuern und ihre gerechten Klagen wegen Bedrükkung ihres Handels durch Zoll und Geleit blieben unerhört. Der ewige Landfrieden, den Kaiser Maximilian (**1495**) zu Stande brachte, hat eben so wenig, als das darauf errichtete Reichskammergericht zu Worms, den reichsunmittelbaren Adel des Schwabenlandes hindern können, durch aufgedrungenes Geleit oder Zollerpressungen den Handel der Städte zu drücken, und wenn es die angesehenern Familien noch mit einiger Mäßigung treiben, so sind die ärmern Junker, die außer ihren festen Burgen oft keine Hufe Landes besitzen, gemeine Räuber geworden, die wir Städte alle Ursache haben, schonend zu behandeln, weil Ihr Herren entweder nicht die Macht oder den Willen habt, uns dagegen zu schützen. Könnt Ihr es uns verargen, Ihr edlen Herrn vom Bunde, wenn wir Bedenken tragen müssen, Eurem Begehr zu ent-

sprechen und den Junkern die Rückkehr auf den heutigen Mummenschanz zu untersagen?“

„Nicht im Mindesten, Ihr edlen Herren vom Rath,“ sprach der Graf von Ladron, „wem der Geldbeutel näher am Herzen liegt, als die Ehre, wer mehr Krämerseele als Kriegerseele hat, kann nicht anders handeln. Uns aber bleibt es billig unbenommen, uns aus einer Gesellschaft zurückzuziehen, die ehrlose Wegelagerer betreten dürfen. Anna! Barbara! Frau Tochter! wir gehen fort von hier.“

Frau von Frundsberg erhob sich so gleich und gab dem Grafen, dem Vater ihres ersten Gatten, den Arm. Seufzend folgte Bärbchen und mit ernster Billigung Anna dieser Aufforderung. Diese Letzten hatten nicht getanzt; aber der Graf von Montfort stand ihr in einiger Entfernung gegenüber, und so oft sie ihre Augen aufschlug, begegneten sie den feurigen Blicken der seinigen. Bärbchen dagegen hatte ohne Ruhe und Rast mit Herrn von Schwarzenberg getanzt und ihr kindlicher Frohsinn war einer tiefer glühenden Lust gewichen, denn sie fühlte sich angeweht vom geistigen Hauch der Liebe des schönen, edelgebildeten Mannes. Beide Herren boten Frundsbergs Töchtern ihren Arm und entfernten sich mit dem Grafen und ihrer Stiefmutter. Herr von Rosen

glaubte sie wegen seiner Verhältnisse nicht beglei- ten zu dürfen. „Da aber meine Frau und Toch- ter noch zu Hause sind," sprach er entschuldigend, „so wird es meinen hohen Gästen nicht an Bewir- thung fehlen in meinem Hause."

Mehrere vornehme Edle mit ihren Frauen und Töchtern entfernten sich ebenfalls; andre hingegen hatten nicht Lust, um eines Phantoms von Ehre willen eine so seltene Lustbarkeit aufzugeben, und desto wilder tobte nun nach und nach der Mummen- schanz, je mehr man sich befreit fühlte von der Gegenwart so hoher Gäste, die auf feine Sitten und Ehrbarkeit hielten.

„Wie bin ich froh," sprach Ulrich von Hutten zu dem Rathsherrn von Rosen, „daß Euer herz- liebes Töchterlein, Fräulein Kunigunde, nicht gegen- wärtig ist. Mir ahnet, daß es noch Unruhen gibt in dieser Nacht; jedenfalls wird bei den nächtlichen Lustbarkeiten dieser Art Anstand und Sittlichkeit zu oft verletzt, um von ehrbaren Jungfrauen mit Anstand besucht werden zu können. Ich hoffe, ihre Unpäßlichkeit wird nicht von Bedeutung sein?"

„Frauenzimmer-Krankheiten, was haben sie auf sich?" lächelte der alte Rosen, „sie kommen und gehen wie ihre Launen, ohne andre Spur zu hin- terlassen, als etwas bleiche Wangen."

„Mein Gott, also doch würklich krank? ich bin höchst besorgt für das theure Leben!“

„Einbildung oder Eigensinn!“

„Glaubt das nicht,“ entgegnete Ulrich, „sie ist ungemein zart organisirt. Seit gestern befindet sie sich in einer Aufregung ihres ganzen Nervenlebens, die ich für die Vorzeichen einer schweren Krankheit halten muß. Ich wüßte doch nicht, daß irgend etwas auf ihr Gemüth so eingewirkt haben könnte....“

„Ja, im Vertrauen gesagt,“ versetzte Herr von Rosen mit dem Ausdruck der tiefsten Bekümmerniß, es hatte sich ein Unglück ereignet gehabt, das billig Familiengeheimniß bleiben sollte; indeß Ihr, als mein kräftiger Eidam, so Gott will, müßt es ja doch einmal erfahren. Einer jener entsetzlichen Wegelagerer hatte vor einem Jahre das arme Mädchen auf der Wallfahrt nach Mariahilf entführt gehabt....“

„Entführt? Wer?“ schrie Ulrich auf, mit dem Ausdruck des höchsten Schmerzes.

„Leider, ja, der verrufenste von Allen, jener schreckliche Stephan Hausner; allein, noch ehe er sicher Krähen erreichte, hat er sie freiwillig zurückgebracht — unverletzt und ohne Lösegeld zu fordern.“

„Unverletzt?“ jubelte Ulrich auf. „Gelobt sei Jesus Christus! und das war jener Stephan

Hausner? der junge Mann mit den edlen, wenn auch zerrütteten Gesichtszügen? — Herr von Rosen, ich erkläre in feierlichster Bewegung des Gemüths: das war ein edler Zug von dem jungen Manne, um so edler, je stärker die Leidenschaften in seinem verwilderten Gemüthe toben mögen."

„Ihr seid auch ein gutmüthiger Phantast, lieber Freund," lächelte Herr von Rosen, klopfte ihm scherzend auf die Schultern; „man kennt schon den Edelmuth solcher Stegreifritter. Ich habe mich schon einmal darüber ausgesprochen. Es war Politik, nichts als Politik, die Herren wollen es mit dem edlen Rath in Kaufbeuren, der ihnen jährlich eine Lustbarkeit gibt und sonst noch manche Vortheile zufließen läßt, nicht verderben, und darum mußte er wohl oder übel, wollte er sich nicht alle Spießgesellen auf den Hals ziehen, mein Kind ungefährdet entlassen, sobald es sich auswies, daß sie eines Rathsherren Tochter von Kaufbeuren sei."

„Wie doch selbst redliche und verständige Männer die tiefe Wahrheit nicht erkennen wollen," rief Ulrich von Hutten, „daß in der menschlichen Natur Gutes und Böses, und bei übersprudelnder Kraft oft die höchsten Tugenden mit den größesten Fehlern sich in wunderbarer Mischung finden. Nimmt man die höchst seltenen Ungeheuer der

Menschheit aus, die als wahre Phänomene in der psychischen Welt erscheinen und alle Berechnungen der Seelenkunde durchkreuzen, so ist in der Regel kein Mensch so verdorben, daß er nicht mindestens eine gute Seite des Charakters habe. Verbrechen aus Leidenschaft können auch die edelsten, trefflichsten Menschen begehen; Verbrecher aus Leichtsinn oder Charakterschwäche sind nicht selten die gutmüthigsten Seelen von der Welt und aus irrigen Lebensansichten können sogar tugendhafte Menschen sich zu Verbrechen hinreißen lassen, die das Gemüth jedes ruhigen und besonnenen Bürgers empören müssen. Ich fühle mich zwar nicht berufen, den Teufels-Advokaten zu machen; aber ein inneres Rechtsgefühl und eine mir angeborne Humanität drängt mich, es auszusprechen, daß diese Wegelagerer zwar Verbrecher gegen die Reichsgesetze sind; daß aber die Quelle ihrer Verbrechen tief gewurzelte und von ihren Vorfahren ererbte Vorurtheile sind. Indem sie vermeintliche Rechte üben, haben sie ihr sittliches Gefühl noch nicht ganz aufgegeben. Mehr ist es die rohe sinnliche Lebensweise solcher Menschen, die heftige Leidenschaften in ihnen aufregt und das sittliche Gefühl immermehr untergräbt. Die Meisten derselben sind daher auch wohl sittlich Versunkene. Aber desto anziehender ist auch unter ihnen die Erscheinung eines

Mannes, dessen edlere Natur sich aus dem Schlamm der Gemeinheit emporkämpft, und sich, wenn auch fortgerissen von Leidenschaften und Wahn, wenigstens in einzelnen großen Zügen bewährt. Ich mögte diesen jungen Mann näher kennen. Wie toll er es auch treiben mag, er befindet sich wahrlich in einem psychischen Rausch, in einem gestörten und verwilderten Seelenzustande. Ich kann die Ueberzeugung nicht aufgeben, daß er noch moralisch gerettet werden könnte und dann Großes leisten würde.“

Herr von Rosen begnügte sich, ungläubig die Achseln zu zucken. Es fehlte ihm an Geist, sich von der Richtigkeit dieser Ansicht zu überzeugen, die mit seinen eigenen flachen Lebens-Erfahrungen so sehr im Widerspruch stand. Gern hätte er die Bemerkungen seines Gastfreundes widerlegt, allein er fühlte sich dazu nicht gewachsen und hatte zu dem eine heilige Achtung vor der Gelehrsamkeit seines berühmten Gastes, um den Muth zu haben, ihm zu widersprechen.

In einem Nebengemach des Kellergeschosses saßen die Raubjunker an beiden Seiten einer langen Tafel und zechten. Ihre Vermummung durch Thierhäute gab den wilden Gesellen ein noch wil-

deres Ansehen, das bei dem flackernden Lichte einer vom Deckengewölbe an einer Kette herabhängenden Lampe sich zum Grausigen und Fratzenhaften steigerte. Junker Hausner, in sein Pantherfell gehüllt, saß am oberen Ende der Tafel. Sein Kopf war auf die eine Hand gestützt, die er vor die brennende Stirn hielt, welche ihn schmerzte. Unberührt stand vor ihm der Weinkrug. Am Gelärm und Getobe nahm er keinen Antheil; bei den wildesten Scherzen und dem tollsten Lachen seiner Gefährten verzog er den Mund nicht zum Lächeln. Eine bittere, schmerzliche Empfindung hatte sich seiner Seele so bemächtigt, so daß er für die ganze Außenwelt gefühllos geworden war. Seine lustigen Gefährten hatten versucht, ihn durch Neckereien aufzuheitern; aber drohend, wie ein Leu, hatte er sich aufgerichtet, finster im Kreise umher geschauet und gerufen: „In des Teufels Namen, laßt mich in Ruhe, oder es setzt blutige Köpfe!“ Düster und schweigend blickte er dann wieder vor sich hin. Lange hatte sich Keiner an ihn gewagt. Da stolperte Selbitz vom andern Ende der Tafel herbei und rückte traulich und zudringlich an seine Seite.

„Höre, Brüderlein!“ raunte er ihm zu, „bei Gott ist kein Ding unmöglich; bei'm Teufel noch weniger. Ich weiß ein Pflaster auf deine Herzenswunde. Ich lasse dir dein Mädel zum Tanz ein=

laden und wette Kopf und Kragen, sie wird erscheinen, und — juchhe! — mit dir tanzen."

„Du — einladen?" sprach Stephan, den Kopf erhebend, und warf einen Seitenblick der Verachtung auf den Vertrauten; „du kommst mir vor, wie ein Esel, der die Laute schlagen will."

„Das Wie? sei meine Sorge;" versetzte Selbitz, „genug, sie wird erscheinen, wenn ich sie in deinem Namen einladen lasse; jedoch bedarf der Bote eines Zeichens, daß er von dir Auftrag habe. Gib da, die Schleife."

Nach einem kurzen Bedenken nestelte Stephan die blaue Schleife los von seinem Gollor und überreichte sie Selbitz.

„Du haftest mir mit deinem Leben dafür," sprach er drohend; „du weißt, was das bedeuten will, wenn ich drohe."

„Heiliger Satanas!" rief Selbitz mit komischem Erschrecken, „ich kenne keinen Mann, bei dem Wort und That so eins ist, wie bei dir, mein Junge; aber dir zu dienen, wage ich mein Leben. Gib her!"

Nun versank Stephan wieder in sein voriges Dahinbrüten; Selbitz aber setzte sich an die Seite des hagern, klatzköpfigen Mönchs, der aus der Kappe seines Ordenskleides Würfel und Karten zog und vor sich auf den Tisch legte, neben einen

Haufen Ablaßzettel, die er dem hinter ihm stehenden Gotteskasten abgeborgt hatte.

„Weh! über euch lose Gesellen!“ rief er aus, „daß ihr Geld und Gut verpraßt hinter dem Weinkruge, ohne das Heil eurer Seele zu bedenken. Nehmt Würfel und Karten und spielt gegen mich, um die Gnade Gottes und Sündenvergebung zu gewinnen. Wisset, ihr Sünder! allhier gewinnt Jedermann; denn so ihr euer Geld verspielt, gewinnt der Gotteskasten und ihr habt damit ein dem Herrn wohlgefälliges Werk gethan, das euch im Himmel einst gut geschrieben werden wird; so ihr aber den Treffer habt, so zahlt euch die Kirche den Gewinn in guten Ablaßzetteln aus und ihr habt abermals Sündenvergebung und die ewige Seligkeit gewonnen. Wer wäre mehr dergleichen bedürftig, als ihr, die ihr die wahren Sündenböcke der Welt seid.“

„Vater Tetzel!“ sprach Selbitz und klopfte ihm vertraulich auf die Schultern. „Was bedürfen wir eurer papiernen Seligkeit; macht nicht der Wein schon selig?“

„Ein Vorschmack der ewigen, mein Sohn,“ entgegnete der Mönch mit frommem Augenverdrehen. „Wie bald verfliegt ein Rausch hier auf Erden; nun aber denkt euch die ewige Seligkeit, als wäret ihr immer betrunken, ohne jemals nüch=

tern zu werden, ohne Kopfschmerz, ohne das Geld zu versaufen und immer wieder neu auffüllen zu müssen. Bei der heiligen Mutter Maria, so ein Ablaßzettel ist für die menschliche Seele wie ein Stückfaß Wein für den Leib. In der Hölle leidet ihr den ewigen Durst der Verdammten; dort wird fürchterlich eingeheizt und die Teufel geben euern Seelen Heringe, tausend Millionen Schock Heringe zu essen, und keinen Tropfen Wasser oder Wein: welche Noth und Pein! Aber im Himmel, da schwimmen eure Seelen in lauter Wein, und trinken Wein, immer Wein und noch mehr Wein und sind hunderttausend Millionen Jahre besoffen! Ha! welche ewige Glückseligkeit, ihr Jungens! seht diesen Ablaßbrief, er ist eine Anweisung auf einen ganzen Himmel voll Wein. Wer setzt ein? zwei Groschen! Einen Himmel voll Wein, bedenkt ihr Leute, was ist der Himmel für ein weites Faß! Oho! welche Glückseligkeit! Zwei Groschen auf die ewige Seligkeit betrunkner Seelen! Setzt ein! setzt ein!"

Bei diesen heillosen frömmelnden Lästerungen klapperte der schreckliche Mönch mit den Würfeln im Becher und blickte gierig umher nach den Händen der Junker, die Einer nach dem Andern ihre Silberlinge vor sich auf den Tisch legten.

„Hört, Vater Tetzel," sprach Selbitz, indem

er sich dichter an ihn heranschob; „dort oben sitzt Einer, der fragt euch den Teufel nach dem ewigen Weinrausch, dem kann nur geholfen werden durch die Seligkeit der Liebe.“

„Auch damit kann ich dienen,“ rief der Mönch, „daß der Himmel von Engeln bewohnt ist, wer weiß das nicht? Engel aber sind schöne Mädchen, das hört man täglich von jedem Liebhaber sagen, der sein Mädchen einen Engel nennt. Dieser Ablaßbrief also ist ein wahrer Ammonspfeil, der euch die Glückseligkeit einer ewigen Liebeslust im Himmel aufschließen wird. He da! zwei Groschen eingesetzt; und tausend Millionen Dutzend der schönsten Mädchen, wahre Liebesengel, werden gewonnen sein.“

„Junker Stephan!“ raunte ihm Selbitz zu, „fragt euch, bei Sankt Satanas! nach allen hübschen Mädchen nichts; nur in Eine ist er verliebt, und wollt ihr ihm Seligkeit verschaffen, nun wohl, so schließt euern Ablaßkram in den Kasten und schafft ihm sein Mädchen zur Stelle.“

„Ist es eine Sünde, die er begehen will,“ fragte der Mönch, „will er eine reine Jungfrau verführen, eine ehrbare Tochter entführen oder ein züchtiges Weib schänden? ist so etwas dabei im Spiele?“

„Ja, wenn Sankt Satanas hilft!“

„Oho! schwere Sünde! kann sie ihm Gott vergeben, wenn er keinen Ablaßbrief kauft.“

„Er wird ihn kaufen, wenn Ihr nur helfen wollt, daß die Sünde gelinge! er wird den großen Ablaßbrief für die schwersten Todsünden mit einer Mark löthigen Silbers bezahlen, wenn Ihr nur die Hand dazu bieten wollt, daß sie gelinge!“

„So möge geschehen zur Ehre Gottes, das heißt zum Heil der Kirche,“ seufzte der Mönch; „wer die Macht hat, Sünden zu vergeben, hat auch das Recht, zum Sündigen zu verleiten. Indem ich die Sünde vergebe, mache ich sie ungeschehen. Ich sehe also nichts Arges dabei, dem Junker sein Mädchen zuzuführen, so ich es vermag. Sagt also an, wie soll ich's beginnen?“

Mit dem Gefühl der tiefsten Entrüstung hat der Verfasser diesen Charakterzug jener Zeit hier niedergelegt. Es ist empörend, aber auch warnend gegen eine gewisse Richtung unserer Zeit, zu sehen, wohin die sophistische Entsagung der sittenverderblichen Lehre von der Gnadenwahl am Ende führen muß und darum glaubte der Verfasser die Mittheilung dieser Scene nicht unterdrücken zu dürfen.

Uebrigens sprach von jetzt an Selbitz so leise gegen den scharf hinhorchenden Mönch, daß kein Dritter durch das Getöse der Zechenden seine Stimme vernehmen konnte. Heimlich steckte der

Ritter dem Mönch die blaue Schleife zu und dieser entfernte sich, mit einem teuflischen Hohnlachen auf seinen hageren, gelben Gesichtszügen.

Um diese Zeit saß Kunigunde in ihrem Closet. Es war dort so still und heimlich beim Dämmerlichte einer Lampe. Ihr selbst war so wohl und weh in der Einsamkeit. Die Stille nach einem so geräuschvollen Tage hat etwas unbeschreiblich Wohlthuendes für ein solches Gemüth. Die Seele des Mädchens war jetzt so heimisch und weh, wie ein schlummerndes Kind, das sich in den Schlaf geweint hat. Vor ihr aufgeschlagen lag ein Gebetbuch. Sie hatte darin gelesen; aber nur Anregung zu einer sanften religiösen Resignation gefunden. Das waren ja ohnehin alles so ganz entschiedene Seelenzustände für welche die Gebete Trostgründe enthielten; in ihrem Gemüthe war Alles noch unentschieden, Liebe lag noch im Kampfe mit der Pflicht, Wohlwollen mit dem Abscheu, Hinneigung mit dem Entsetzen. Was hatte sie erlebt an diesem Tage? — Wie war ihr Ideal zerronnen und doch wieder wie ergreifend, hinreißend und aufregend war die Wirklichkeit an die Stelle der Träume getreten. Ihr ganzes Seelenleben, wenn es sich durch ein Bild andeuten ließe, glich dem

leisen Zittern, dem bebenden Rauschen der Blätter einer Silberpappel im Mondlichte. So bebte auch ihr Herz, so zitterten ihre Nerven. Der Entschluß, den Mummenschanz nicht zu besuchen, hatte ihr wohl einige Selbstüberwindung gekostet; denn immer heißer, wenn auch nicht ohne Aengstlichkeit, zog ein tiefes Gefühl mit magischer Gewalt sie den Anblick des Mannes zu suchen, den sie liebte und fürchtete zugleich. Es war ihr zu Sinne, wie im Schwindel, der den, dem Abgrunde nahestehenden, mit dem Drange sich hinabzustürzen ergreift. Noch eben war ihr Besonnenheit genug geblieben, um zu ahnen, daß sie verloren sei, wenn sie sich seinem Zauberkreise nicht entziehen würde. Wohl hatte sie die Zerrüttung seines Gemüths erkannt und von einem unbeschreiblichen Grauen vor seiner Wildheit war sie ergriffen; aber in ihrer Unschuld hatte sie die Hoffnung nicht aufgeben können, daß ein mildes Wort aus ihrem Herzen gesprochen ihn beruhigen werde; deshalb machte sie sich fast Vorwürfe, daß sie dem Zuge ihres Herzens nicht gefolgt war und die Gelegenheit ihn zu sehen und besänftigen vermieden hatte; aber eine Stunde der Einsamkeit ebnete diese Wellen des Gemüths. So weit war sie jetzt mit sich selbst im Reinen, daß sie sich glücklich pries und dem Himmel dankte, der Versuchung, den

entsetzlichen Geliebten noch einmal zu sehen, widerstanden zu sein.

Da öffnete sich leise, nur sehr wenig die schwere Eichenthür ihres Gemachs und ein Stimmchen wisperte herein: „Botschaft von Eurem Herrn Vater, gnädiges Fräulein! — der Beauftragte, ein Mönch, will sich nicht abweisen lassen; er müsse Euch selbst sprechen — so sei es des Herrn Befehl.“

„Ein Mönch?“ — fragte Kunigunde verwundert — „mein Vater sendet keinen Mönch zu seiner Tochter!“

„Wenn auch der Vater nicht“ — sprach ein bleicher hagerer Mönch, indem er die Zofe zur Seite schob und mit frecher Zudringlichkeit ins Gemach trat — „doch der, von dem die heilige Schrift sagt: du sollst Vater und Mutter verlassen und dem Manne anhangen.“

„Ich habe gegen keinen Mann solche Verpflichtungen“ — entgegnete Kunigunde leise und bebend und wurde bleich! —

„Gegen Einen, der Euch zum Wahrzeichen diese Schleife sendet“ — sprach der Mönch und hielt ihr boshaft lächelnd die blaue gewässerte Bandschleife vor Augen.

„Was kann er wollen von mir — der Unglückliche?“ — fragte Kunigunde und starrte entsetzt

und mit fast irrsinnigen Blicken auf jenes Zeichen ihres Bündnisses mit dem Versunkenen.

„Du sollst mit ihm tanzen meine Tochter in Christo“ — sprach der Mönch mit sanfterer Stimme — „sein Gemüth ist verwildert, weil man ihn wie einen Ehrlosen behandelt hat. Er heischt von dir Rettung aus dieser Seelennoth einer an Wahnsinn gränzenden Verzweiflung, daß du mit ihm tanzest, und zwar öffentlich, um durch deine Ehre ihm die seinige wieder zu geben.“

„O wie gern thäte ich das!“ — rief Kunigunde schmerzlich aus — „dürfte ich dem Zuge meines Herzens folgen; aber was würde mein Vater dazu sagen?“ — „Du sollst Vater und Mutter verlassen und dem Manne folgen — den Gott dir gab“ — sprach der Mönch mit tiefem Prophetenton.

Kunigunde schüttelte schmerzlich den Kopf; doch hatte das Wort sie ergriffen.

„Die Stimme des Herzens ist Gottes Stimme,“ fuhr der Mönch fort; „des Schicksals Ruf ist Gottes Ruf! — Folge, folge! — oder beim Himmel — seine Seele ist verloren und du wirst es dereinst vor Gottesgericht zu verantworten haben.“

„Aber das Aufsehen — die Schmach!“ —

„Wer Recht thut scheuet Niemand!“ —

„Meine Mutter — mein Vater — o Mann Gottes habt Erbarmen mit einem armen Mädchen in seiner Todesangst — bei Gott — — nein — nein — ich vermag es nicht!“

„Nun wohl — dann aber treibt Ihr ihn aufs Aeußerste. Der Skandal, den Ihr vermeiden wollt, wird dann noch größer werden. Er hat geschworen, Euch öffentlich seine Braut zu nennen — Ring und Schleife vorzuzeigen, sich zu berühmen, daß er mit Euch schon als Mann und Weib gelebt habe, wenn ihr nicht sogleich erscheinen und mit ihm tanzen würdet!“

„So wären seine Worte“ — rief Kunigunde empört — „so tief wäre der Mensch versunken?“ —

„Wohin kann Verzweiflung führen?“ —

„Zum Mord — ich würde es ihm verzeihen; aber diesen Untergang alles sittlichen Gefühls — diese empörende Rohheit — nie hätte ich sie ihm zugetrauet!“

„Diese Schleife in meiner Hand und noch Zweifel, an der Wahrheit meiner Sendung?“ —

„Ja“ — sprach Kunigunde — in tiefster Seele wehmüthig — „es war schon unedel dieses Vermächtniß eines kindlich-dankbaren Gemüths in solche Hände zu geben; warum sollte der Mann, der einmal der Rohheit verfallen ist — nicht noch weiter gehen? — Und doch um desto mehr unmög-

lich, je entsetzlicher der Mann geworden ist, dem ich meinen Ruf opfern soll; o beschwört ihn — bittet ihn bei Allem was dem Menschen — auch dem Gefallenen — noch heilig ist; daß er mir — (und ihre Stimme wurde dabei so gepreßt, daß sie kaum noch vernehmbar blieb) — daß er mir einen Mörder sende und meine Ehre schone!"

„Ihr könnt ja verkleidet und vermummt erscheinen" — sprach der Mönch, den die rührende Schönheit des fast verzweifelnden Mädchens milder gestimmt hatte — „ich werde sorgen, daß er dann sich zufrieden stelle ohne öffentlich Eure Ehre Preis zu geben. Schon Eure Nähe wird besänftigend auf sein Gemüth wirken und dann, wenn sich seine Wildheit gelegt haben wird, ist er viel zu zartfühlend gegen Frauen, um Eure Enthüllung zu verlangen."

Noch einen Augenblick schwankte Kunigunde. Dann rasch entschlossen rief sie: — „Es sei! — ich werde erscheinen im grauen Gewande einer Pilgerin, wie er mich zum ersten Male sah; zum Kennzeichen mit einer ähnlichen Schleife am Hute. Ich werde mit ihm tanzen; aber ich verlange, daß er Maskenfreiheit achte und mich nicht zwinge zu reden, oder mich zu enthüllen!"

„Ich verheiße es in seinem Namen," sprach der Mönch, „nur müßt Ihr sogleich auf dem Tanz-

boden erscheinen, denn jeder Augenblick steigert seine Wildheit. Gelobet sei Jesus Christ! Amen!"

Damit machte der Mönch das Zeichen des Kreuzes und zog sich zurück. Kunigunde verneigte sich, ohne sich entschließen zu können dem entsetzlichen Mönch, nach der damaligen Sitte frommer Christen, die Hand zu küssen. Kaum war sie allein, so stürzten Thränen aus ihren Augen. Sanft weinend sank sie in den Armsessel vor dem in einer Nische stehenden Bilde der Mutter Maria nieder und erst als sie sich gestärkt fühlte und ihr Gemüth wieder sich gehoben hatte, rief sie die Zofe und gab ihr den Befehl, eine italiänische Halbmaske und das Pilgerkleid aus der Garderobe zu holen.

Der Mönch war Tetzel gewesen.

„Sie wird kommen," rief Tetzel in die Trinkstube stürzend. Er war gehetzt vom bösen Gewissen und erhitzt vom Laufe. Rasch goß er einen Krug Wein hinab in die Kehle.

„Stephan, Stephan!" rief Selbitz und stolzte hinauf nach dem obern Ende der Tafel, wo dieser saß, schüttelte den erwachenden Träumer: „Horch auf, Stephan, sie wird kommen!"

„Sie wird kommen?" sprach dieser und strich

sich über die heiße Stirn; „wie? — Kunigunde?“

„Ja — Mensch mit der verlornen Seele,“ rief Jener, „deine Kunigunde wird erscheinen, dein Liebchen! oben auf dem Tanzsaal — in der Kleidung einer Pilgerin — worin du sie zuerst sahest! — Hier, die Schleife zurück! Sie selbst mag sie einlösen von dir.“

Ein heiterer Glanz zog sich über sein Antlitz. „Und freiwillig wird sie kommen,“ rief er, „aus Liebe, ohne Zwang, ohne Drohung?“

„Ohne Zwang — Gewalt wenigstens ist nicht angewendet!“

„O ich Glücklicher,“ jauchzte er auf, „so liebt sie mich dennoch; so that ich ihr weh mit Unrecht, verlor ihre Achtung! — o wie werde ich das wieder gut machen? Ungefährdet möge sie heimkehren! — Ich will nicht mein Glück auf Kosten des ihrigen fördern! Genug wenn einer von uns untergeht. — Sie soll ihren Verhältnissen nicht entrissen werden, wenn sie auch wollte. Ich müßte mich selbst verachten, könnte ich so ruchlos sein, ihr Vertrauen zu mißbrauchen.“

„Ha, ha, ha — nun wird unser Held sentimental!“ lachte Selbitz und die andern Gesellen lachten mit.

„Lacht nicht!“ donnerte Stephan und zog

sein kurzes Schwert aus der Keule von Eisenbanden — „oder bei allen Teufeln, ich richte hier ein Blutbad an! Warum lacht ihr Buben — ich will es wissen?"

„Weil ein Ehrloser" — rief Selbitz im bittern Spott der tiefsten Ironie — „ein verhöhnter, verachteter Wegelagerer, an die reine aufopfernde Liebe eines hochmüthigen Fräuleins glauben kann! — Ha, ha Bruder — Herz, laß dir von dem Glatzkopf dort erzählen, was sie zum Kommen bewog?"

„Nun — du verdammter Sendling der Hölle — rede!" fuhr ihn Stephan wild an.

„Nichts konnte sie bewegen," sprach der Mönch, „als die Besorgniß, daß Ihr Mißbrauch machen würdet mit dem Besitz dieser Schleife und Euch eines vertrauteren Verhältnisses mit ihr berühmen würdet, als wahr ist."

„Wahre Liebe ist hochherzig und vertrauend," sprach Selbitz, „mißtrauende Liebe ist — allemal — Lüge!"

„Ha — bei Gott," rief Stephan — „ich fühle es wohl. Wahnsinn würde es sein', an reine Beweggründe der Liebe zu glauben, wenn so schmähliche vorliegen. Also aus Furcht, daß es ihr Schande machen werde, wenn sie mit einem Verachteten tanzt, will sie erscheinen — so viel Liebe

hat sie nicht für mich, mir meine Schmach zu erleichtern, die sie mit mir tragen müßte, wenn sie wahrhaft mich liebte? — liebt sie mich nicht, so muß sie mich fürchten. Wer aber mich fürchtet, der haßt mich. Menschen, die mich hassen, dürfen keine Schonung von mir erwarten. Hölle und Teufel, bin ich mir selbst nicht der Nächste? Kann ich mich anders vom Untergange retten als, indem ich sie zwinge, eine Leidenschaft zu erhören? — Auf Brüder! so laßt uns handeln, wie einst die alten Römer, da die Sabiner sie Räuber schalten und ihrem friedlichen Werben die Töchter zu Gattinnen nicht geben wollten!" Horcht auf: „„der Sabinenraub!"" sei unsere Losung! —" —

„Kennt jeder die Weisung, die ich ihm gab?" fragte Selbitz.

Ja, riefen die Gesellen und rüsteten sich zum Aufbruch!

„Sind die Knechte mit den Pferden bereit?"

„Sie haben eben gesattelt."

„Fluch Eurer That" — schrie jetzt der Mönch dazwischen — „die Todfeinde auf Eure Häupter, verdammt sind Eure Seelen, wenn Ihr nicht zuvor Euch Ablaßbriefe kauft!"

„Das wird später geschehen!" versicherte Selbitz.

„Habt Ihr denn Zeit alsdann auf der Flucht? Ihr Schelme! wollt Ihr den Gotteskasten betrügen, um die Mark löthigen Silbers, die Ihr mir verheißen?“

„Wenn du von hier abziehst Mönchlein“ — erklärte Selbitz — „so werden wir im nächsten Walde dich als getreue Schuldner erwarten und zahlen bei Heller und Pfennig. Wir wollen dich eben so ehrlich behandeln, wie du deinen Gotteskasten behandelst und der Pabst die Christenheit — verlaß dich darauf du Glatzkopf!“

Laut lachten die Junker, warfen ihre Wildhäute über die Köpfe und Schultern und drängten sich in stürmischer Eile hinaus durch das niedrige Pförtlein der Trinkstube.

„Eine schöne Bürgschaft!“ sprach der Mönch vor sich hin, indem er seinen Ablaßkasten aufhob, „so ehrlich wollen sie zahlen, wie ich bin und der Pabst gegen die Christenheit handelt! Oho! wenn nur nicht ein Spitzbube den andern betrügt. — Will doch mein Sündenkrämchen auf die Kammer der freundlichen Wirthin tragen. Sie liegt schon im Bett und erwartet dort wohl schon ihren geistlichen Tröster. Ha ha ha!

In Liebchens Arm
Ist's weich und warm.
Wenn der Sturm erwacht
Und der Donner kracht!

Das sprach er summend nach einer alten Kirchenmelodie — dann schlich er fort, ein enges Trepplein hinauf, indem er scheu und vorsichtig lauernd umherschaute, und wie er sicher war, summte er heiter!

„Fuchs und Pater
Schlang' und Kater
Machen leise
Die Liebesreise.
In Liebchens Arm
Ist's weich und warm!"

Nach einer Pause, während welcher er gehorcht hatte, schob er leise sich fort im engen Gange und klopfte endlich an eine Kammerthür. „Bst — Liebchen!" rief er: „deinen Alten brennt der Kopf, wir sind ganz sicher für diese Nacht!" „Wer ist da?" fragte innen eine weibliche Stimme: „der Sünden- und der Gnadenbringer in einer Person!" zischelte der Mönch. „Aber Gottes Gebote — mein Gewissen! meine Seelenangst!" stöhnte es von Innen zurück. „Frau" sprach er: „beruhigt Euch! mit mir könnt Ihr wohl sündigen, denn ich absolvire Euch wieder. So macht auf — im Namen des heiligen Vaters,

und der Apostel Petrus und Paulus — macht auf — ich bringe eine kleine Sünde und einen großen Ablaßbrief!"

Oben auf dem Tanzsaale hatte sich eine ängstliche Stimmung der anwesenden Gäste bemächtigt. Unbestimmte Gerüchte, daß die Junker Arges im Schilde führten, hatten sich verbreitet. Der Tanz hatte aufgehört. Die Frauen waren in die Nebenzimmer geflüchtet, oder hatten sich auf die entferntesten Bänke an den Wänden zusammengedrängt. Vor ihnen standen die Männer; freilich ohne Waffen, doch für jeden Fall zum Schutz der Frauen entschlossen. Plötzlich hörte man Gepolter auf der Treppe und wildes Getön. Selbitz's hart auftretender Stelzfuß war leicht zu unterscheiden. Die Thür wurde aufgerissen. Das draußstehende Volk stürzte herein. Ungewöhnliche Helle wurde sichtbar. „Feuer, Feuer!" schrieen einige Stimmen erschreckter Frauen im Saale. Den Pfeifern blieb der Ton im Halse stecken. „Musik — Musik!" donnerte eine Stimme zum Saale herein. „Musik!" schrieen heißere Kehlen nach. Aufs neue erschallten die Pfeifen, Pauken und Becken; aber von steigender Angst gehetzt, unter schrillenden Mißlauten. — Ein dicker Qualm zog durch die geöff-

nete Thür herein und erstickender Pechgeruch füllte die niedrigen Räume. „Es brennt doch!“ riefen Einige zitternd! „Es brennt nicht — es sind Fackeln!“ schrieen Andere und ein grotesker Fackelzug wogte herein und bewegte sich schwerfällig nach dem Rhitmus der Musik.

„Ah! ein Fackeltanz!“— „entsetzlich!“ — „Die Junker!“ — „wie grausig!“ — „wie gefahrvoll!“ — „man leide es nicht!“ — „Wer kann es hindern?“ „Gott bewahre dieses Haus!“ — „Wem zu Ehren? — wer hält Hochzeit?“ — „Nur bei fürstlichen Beilagern ist ein Fackeltanz üblich!“ — „Was soll das hier?“ — Solche halb unterdrückte Ausrufungen ließen hier und dort, von allen Seiten, sich hören. Zuletzt lähmte der Schrecken alle Zungen, und der Fackeltanz bewegte sich durch den Saal.

Die wilden Männer mit ihren Thierhäuten, Keulen und Pechfackeln mit Gürteln von Eichenlaub und Schilf und Bärten von Moos gewährten bei dem grellen Fackellichte einen Anblick so entsetzlich und schauerig wild, daß unter den anwesenden Frauen keine war, die nicht zitterte und selbst die Männer ein unheimliches Gefühl nicht überwinden konnten.

„Rascher, rascher!“ schrie Selbitz — und immer wilder raseten Musik und Tanz. Dabei

ging der Weinkrug unter den Tanzenden im Kreise herum und keiner that stärkere Züge, keiner war wilder, als Junker Stephan — der überhaupt in steigender Wuth alles Menschliche von sich abgeworfen zu haben schien. Es war, als hätten alle die Strauchjunker ein für allemal mit dem Leben sich abgefunden und tanzten jetzt den Todtentanz ewiger Vernichtung.

So war die Scene grausig bewegt, als die Volksmasse an der offenen Saalthür sich theilte und eine graugekleidete Pilgerin mit einer blauen Schleife am Hute eintrat — gefolgt von einer Dienerin.

„Sie ist es“ — rief Stephan — und zog sie in die Mitte des Kreises, den der Fackeltanz bildete. Hier stürzte er nieder zu ihren Füßen auf die Knie, küßte ihre Hand und umschlang die halb Ohnmächtige, hob sie empor und so wirbelte er wild mit ihr im Saale herum. Indem er die Schwebende trug, schwang er die Fackel um ihren Kopf.

Nun ruhte er einen Augenblick, drückte sie fester an sein Herz, das heftig pochte. „Willst mein Weib werden Liebchen? fragte er fast athemlos, soll ich ehelich werben um dich?“ — Sie schüttelte den Kopf. — „Kennst du die Schleife hier an meiner Brust“ — fragte er dringender —

„und hier das Ringlein?“ Sie schüttelte noch ängstlicher den Kopf; aber schwieg und zitterte noch mehr in seinem Arm. „Nicht, nicht?“ rief er wild aufbrausend, „so verleugnest du Liebe und Treue! ich aber bin nicht gekommen um aufs Neue der Narr einer Weiberlaune zu sein. Mein, mein, mein sollst du werden, und sollte die Welt darüber in Trümmer fallen — mein Weib — auf Hohenkrähen! Halloh Gesellen, frisch auf — es gelte den Raub der Sabinerinnen!“

In diesem Angenblicke erhob er die Pilgerin auf seinen linken Arm, warf die Fackel auf den Boden und zog das in der Keule von Eisenbande verborgen gewesene Schwert. „Des Todes“ — schrie er — „wer mich aufhält,“ und damit stürzte er dem Eingange zu. Gleich darauf hob ein zweiter der Räuber — es war einer der beiden Freidinger — die Dienerin auf seinen Arm. Diese stieß einen gellenden Schrei aus: „Hülfe, Hülfe! — Vater! Rettung!“ und war dann still, denn eine grausige Ohnmacht hatte sie bewußtlos gemacht.

„Hilf Heiland, das war Kunigundens Stimme“ — schrie Ullrich von Hutten!

„Entsetzlicher Frevel!“ — rief Herr von Rosen — „nein, nein, sie blieb ja daheim!“

„Und doch sie war es!“ rief Hutten ganz außer sich, „und zertrat mit schrecklicher Kraft

einen Schemel, um sich der Beine desselben als Waffe zu bedienen. So stürmte er hintendrein. Aber Schwerter blitzten ihm entgegen — „Feuer! — Feuer! — Hülfe, Hülfe, Feuer!“ schrie Alles, und Flammen prasselten durch den Saal, er achtete es nicht, immer nach, hinter drein. „Haltet, rettet!“ schrie er sich heißer. Das Gedräng wurde furchtbar. Alles stürmte, über einander her, dem Ausgange zu und machte jede Verfolgung unmöglich! Aber Ulrich war allen voran, den Räubern auf der Ferse. In den Straßen war alles wild bewegt; Feuer hier, Feuer dort, schrie die Menge. Die Trommeln rasselten durch die Stadt. Bald ertönten die Sturmglocken. Flammen schlugen aus den Fenstern des Tanzsaals. Dort am Thore brannte ein Haus; da wieder eins. Man kann sich nichts Wilderes, Entsetzlicheres denken. Die grelle Beleuchtung, die grotesken Gestalten der Vermummten, die fliehenden Junker mit den halbtodten Mädchen, die sie davon trugen, mit wallenden Thierhäuten bedeckt. Blitzende Schwerter, Geschrei, Verfolgung! Alles in rasender Eile, gespenstisch sich fortwälzend hin in die dicke Finsterniß der Nacht, dem Ausfallpförtchen zu, wo die Rosse standen und die Knechte den Wächter erschlagen hatten. Eben war Stephan im Begriff mit seiner schönen

Beute sich auf sein schwarzes Roß zu schwingen. Die Wildheit des edlen Thiers erschwerte und verzögerte das Aufsteigen. In diesem Augenblicke erreichte ihn Ulrich von Hutten. „Ha, Räuber,“ schrie er, „meine Braut, laß sie los!“ „Meine Braut Elender!“ zürnte Stephan. „Mein Leben für ihre Ehre, tödte mich, aber laß sie frei!“ rief Ulrich und umklammerte das Mädchen, das er nicht loslassen wollte. — „Schlagt ihn todt den Rasenden!“ donnerte Selbitz, und mit Streithämmern und Schwertern schlugen sie ihn zu Boden. Und fort ging es, fort wild und brausend hinaus, und durch die Nacht donnerte der Hufschlag der entsetzlichen Reuter. In der Stadt aber prasselten Flammen.

Zweites Kapitel.

Der Ritter und seine Dame. — Verliebtes Wesen und sonderbare Ueberraschung. — Freidingers seltsame Brautfahrt. — Kunigunde im Thurm auf Hohenkrähen. — Das Traumgesicht. — Die Felsenwüste. — Der fanatische Schloßpriester. — Stephans Schwermuth und Tiefsinn. — Komplott der beiden Freidinger. — Der muthige Mönch. — Grausiger Kampf. — Kunigunde erscheint. — Erschütterung des Gewissens. — Himmel der Liebenden.

Endlich hatte Junker Stephan das Ziel der Wünsche einer entzügelten Leidenschaft erreicht. Vor ihm auf dem Sattel schwebte das ohnmächtige Mädchen, das von seinem Arm umschlungen, vom schnellen Nachtritt wieder warm und belebt wurde. Seine Gefühle, so lange die erste Aufregung dauerte, glichen einer wilden Siegesfreude. Jauchzend in der Seele galoppirte er dahin über die weiten, stillen Räume der Wiesengründe, die sich nach den Gebirgen hinaufzogen. Sein ungarisches Roß vom edelsten Blute war unermüdet im Lauf, den schwerfälligen Gäulen seiner Begleiter weit voraus geeilt. Die Bewegung war sanft, rasch und leicht, und da die trefflichen Hufe des herrlichen Thiers unbeschlagen waren, so streifte es unhörbar, wie ein gespenstischer Nachtvogel über den weichen Boden dahin.

Bei der langen Dauer eines solchen Rittes, der wenig Erschütterung für den Körper darbot, mußte sich nach und nach die wilde Aufregung seines Gemüths wieder ebenen. Warm schlugen ihre Pulse nahe an den seinigen. Die zarte elastische Fülle ihres Körpers fühlte er ruhen und leben in seinen Armen. Heißer wallte sein Blut; aber ihr Schweigen wagte er nicht zu unterbrechen; ihren stillen Schmerz nicht zu stören. Und nun erwachte in ihm selbst das Bewußtsein der Schuld. „Was wird sie denken von deinem Frevel? was wird sie sagen? wenn du sie anredest?" Mit diesem Gedanken trat dann wieder die frühere Vorstellung von ihrer hohen weiblichen Würde vor seine Seele. Er schämte sich jetzt seiner That, so wie überhaupt der Niedrigkeit der Gesinnung, die in seinem edleren Naturell nur das Ergebniß einer so ungeheuer leidenschaftlichen Aufregung sein konnte. Sein Schamgefühl steigerte sich bei ihm, bis zu einer Verwirrung und Verlegenheit, die es ihm unmöglich machte, sie anzureden.

Hut und Maske waren ihr entfallen; aber sie barg ihr Antlitz an seiner Brust und die Dunkelheit hätte ihn ohnehin gehindert, aus ihren Gesichtszügen zu lesen, was sie jetzt fühlte und dachte. Erst wie der Wald erreicht war und der bergan-

steigende Pfad ihn nöthigte langsamer zu reiten, fiel ihm zunächst auf, daß ihr Körper in dem Jahre der Trennung bedeutend an Fülle und Kraft gewonnen hatte. „Der meinige," sprach er zu sich selbst, „hat sich abgezehrt im Liebesgram. Ihre Gefühle können also nicht so liebend, ihre Sehnsucht kann nicht so stark gewesen sein, als die meinige." Ueberhaupt — bemerkte er jetzt — wo ist das Sylphiden-Leichte, die Anmuth ihres Wesens? Sollte es möglich sein, daß die Zunahme an Körperfülle ihr den höchsten Liebereiz der Weiblichkeit genommen hätte? — Wo ist das Ideal, das meiner Seele bis jetzt vorgeschwebt hat? — in meinen Armen ruhet es nicht. Oder wäre ich so verwildert, daß ich das zarte, duftige ihrer Erscheinung nicht mehr herauszufühlen vermöchte? — wäre meine Liebe vielleicht sinnlicher geworden, indem sie ihre Seele aufgegeben hat? — Auch die ihrige, möglich! — gewiß hat ihre Liebe, wie ihr Leib, mehr Körper gewonnen. Wie sollte ich mir sonst ihre Ruhe erklären? Sie zittert nicht mehr. Kein Beben, kein Klopfen ihres Herzens! Und dieses Anschmiegen! kindliches Vertrauen kann es nicht sein, gegen den Mann, der das ihrige eben erst so fürchterlich gemißbraucht hat. Was sonst? Liebe? so, wenn sie mich liebte, wenn sie mit ihrer Engelsseele meinen ungeheuren Frevel

vergeben hätte und wäre nur in hingebender Leidenschaft resignirt mir ganz anzugehören! — O Wonne des Gedankens, Himmel des Gefühls!"

Und mit diesem Jubelruf im Herzen drückte er sie fester an seine Brust, und wärmer schmiegte sie sich ihm an.

„Kannst du vergeben und vergessen?" hauchte er leise und bebend vor Gefühl in ihr Ohr. Sie nickte fast schelmisch lächelnd mit dem Kopf, indem sie zu ihm aufblickte; aber im tiefsten Dunkel des Waldes konnte er diese seltsame Aeußerung ihres Gefühls nicht so deutlich sehen, um dadurch überrascht zu werden. Doch erwachte damit stärker das sinnliche Element seiner Leidenschaft.

Noch glühender drückte er sie in seinen Arm und nahte seine Lippen den ihrigen. Wie warm ihr Hauch, wie schwellend ihre Lippen! Und nun seufzte sie tief auf, ihr Busen wogte höher; da wagte er den Versöhnungskuß und nun schlang sie ihren Arm um seinen Nacken und wollüstig glühend sog sie sich fest an seinen Lippen.

Ein sonderbares Gefühl, das ihn jetzt durchzog! Es war nicht das Beben der Wonne, nicht mehr das Walleu des heißen Bluts, nicht der Rausch der Lust. Je mehr sie glühte, desto mehr fühlte er sich abgekühlt! War es das Unweibliche ihres Benehmens, das seine edlere Natur anwi-

derte? Ach! sein Ideal war zerronnen! für die geistige Liebe, diese Sinnengluth, und wie sah er sich getäuscht?! O der Traum einer schöneren, höheren Liebe, wie war er zerflossen in schaler Wirklichkeit! dieses in einander Ergießen der Seelen, dieses Zusammenwogen der Gefühle, dieses entzückende Ueberströmen des Nervengeistes, wo war es geblieben? Ihm fröstelte die Haut. Von ihren Lippen hatte er sich losgerissen; denn Alles gewährend war ihr Kuß doch unbefriedigend für sein Gefühl! — O nur noch einmal, seufzte er, die glückselige Täuschung meiner schönen, erstorbenen Liebe. O vielleicht, wenn sie redet, erwacht wieder ihr geistiges Leben. War ich doch in die Gemeinheit und Niedrigkeit des Weltlebens versunken — wie sollte das schwache Weib sich oben erhalten haben. „O nur das Wort Liebe," rief er, „wird uns beide veredlen. O sag an, sprich es aus mein süßes Mädchen, liebst du mich denn wirklich so sehr."

„Warum sollte ich Euch nicht grund-seelengut sein lieber Herr," sprach sie, „Ihr seid ja ein so scharmanter und schmucker Junker!"

Hölle und Teufel, welch ein Blendwerk, rief er aus; denn mehr diese Worte, als der fremde Ton der Stimme hatten ihm verrathen, daß es nicht Kunigunde, nicht die Geliebte seiner Seele

war, die er entführt hatte. Empört darüber, daß er ein fremdes Mädchen geküßt hatte, verletzt durch die Gemeinheit ihrer Gesinnungen, hatte er sie vom Pferde gestoßen und hörte nicht ihr Schreien und Weinen und stachelte den Rappen zu den wildesten Sprüngen immer tiefer hinein, durch Nacht und Gestrüpp, in den Bergwald hinauf.

Nun also war Alles verloren. O Schmach! o entsetzliches Weh! so hatte sie ihn aufs Neue überlistet! O die Schlange, aalglatt war sie fast seinen Händen entschlüpft, aufs Neue ihn betrogen! War sie noch das Ideal? war sie es werth so geliebt zu sein? — „O nein, nein!“ rief er aus, „die Welt versteht mich nicht und wird mich nie verstehen. Großer Gott, welche Menschen! wie schlecht, wie niedrig in ihrer kalten, engherzigen Selbstsucht! O ich hasse diese Welt, ich hasse alle Menschen, auch Sie, auch Sie! so zerrissen ist damit auch noch der letzte Gefühlsfaden, der mich an die Menschheit knüpfte. Ich stehe allein auf der Welt! grausig, entsetzlich allein. Ich hatte zum Thier mich erniedrigt; aber Thiere haben noch Gefühl, ich fühle nichts mehr! Ich stehe jetzt, dämonisch erhaben, über der Menschheit, ich will sie zertreten!“

Mit dem Grauen des Tages hatte er die Höhe seiner Burg erklommen. Sein zitterndes, todt-

müdes Roß überließ er dem greisen Burgwart. Finster, ohne zu grüßen, durchschritt er die Hallen der Burg. Seine Fußtritte tönten durch die schauerliche Einsamkeit der Gemächer, die nur ein schwacher Schimmer der Morgendämmerung trübe erhellte, und mit einem Schauder vor sich selbst, warf er sich, entkräftet, und wie vernichtet, aufs Lager.

Kunigunde hatte, um ihre Ehre nicht öffentlich preisgegeben zu sehen, es, wie wir wissen, nicht ablehnen können auf dem Mummenschanz zu erscheinen. Für einen Augenblick wohl, war mit dem Vertrauen auf Stephans Edelsinn, der Muth erwacht; allein eben so schnell wieder gesunken, als die Zofe das Pilgerkleid brachte und nun zum Werke geschritten werden sollte.

Lehne, ihre vertraute Dienerin, sah die Unruhe und Aengstlichkeit ihrer Herrin, deren Beziehung zu dem Junker sie schon kannte. Mit der listigen Schalkhaftigkeit eines Kammermädchens schlug sie darauf Kunigunden vor, die Rollen zu tauschen, und diese ergriff in ihrer jetzigen Stimmung mit Begierde das vorgeschlagene Auskunftmittel als die einzige Möglichkeit ihr Beruhigung zu geben. Das Mädchen war von ihrer Größe

und Gestalt, nur stärker und gedrungner. Sie mußte feierlich geloben nicht zu reden, es geschehe auch was da wolle. Dann ließ sich hoffen, daß Stephan seinen seltsamen Wunsch mit ihr zu tanzen, für erfüllt halten konnte, ohne daß sie sich genöthigt sehen würde, ihre Ehre Preis zu geben oder wenigstens ihr Anstandsgefühl zu verletzen. Je verwerflicher und verletzender ihr Stephans Aufforderung und besonders dessen unzarte Drohung erscheinen mußten, um so erlaubter hielt sie die kleine List, die sie bald eine Nothwehr, bald eine billige Strafe für den Verwegenen nannte. Um jedoch für den Fall, daß er die Täuschung entdecken sollte, ihn beruhigen zu können, ehe er im Zorne ihr Geheimniß Preis geben würde, wagte sie es nicht zurückzubleiben. Sie folgte ihr in der damals besonders ausgezeichneten Tracht einer Dienerin.

So war es denn gekommen, daß Stephan die Zofe entführt hatte im Wahne, es sei die Geliebte und daß Paul von Freidinger, eine breitschultrige Kraftgestalt mit schwarzem, krausem Bart, Kunigunden ergriffen hatte, statt der Dienerin.

Schon unterweges auf dem Rosse begann er mit ihr zu kosen.

„Ihr irrt Euch Junker,“ sprach sie entschlossen, ich bin Kunigunde von Rosen.

„Alle Teufel, Stephan's Braut?“ fragte dieser erschrocken.

„Junker Stephan,“ entgegnete sie liebreich. „Er würde jede Unbill, die mir widerführe, zu rächen wissen.“

„Hoho! mit dem ist nicht zu spaßen,“ grollte Paul.

„So würdet ihr wohl thun, Junker, mich zurückführen zu lassen,“ versetzte sie. „Junker Stephan würde es Euch Dank wissen, ihm ein Verbrechen erspart zu haben.“

„Ja, mit dem Streithammer an den Kopf!“ murmelte er.

„Ihr würdet wenigstens sicher sein, daß ich mich nicht bei ihm über Eure Unart beschwerte..“

„Ihr werdet mich doch nicht unglücklich machen wollen, holdes Fräulein,“ sprach er ironisch lächelnd, „mich mit meinem besten Freunde entzweien?“

„So reitet wenigstens langsam,“ bat Kunigunde, indem sie hoffte, dadurch es möglich zu machen, von den Nachsetzenden ereilt zu werden.

„Ei wie gern,“ versetzte er mit schwerfälliger Galanterie, „dann gewinnt keiner mehr als ich durch die längere Dauer Eurer Gesellschaft.“

„Ich danke Euch, Junker,“ sprach sie mit

gewinnender Freundlichkeit, „Ihr führt mich doch nach Hohenkrähen?"

„Haltet Ihr mich für solchen Esel, Fräulein, der dem Müller den vollen Kornsack zuträgt und für sich selbst mit Disteln zufrieden ist? Das Schloß meiner Väter liegt auf dem kalten Steine. Es heißt das Haus Freiendingen."

„Heiliger Gott! dorthin?" schrie sie auf, und jetzt erst erkannte sie die ganze Größe der Gefahr; bis dahin hatte immer noch ein tiefer Glaube an Stephans Edelsinn ihren neubelebten Muth aufrecht erhalten; jetzt aber, bei der Aussicht in die Gewalt und Gefangenschaft eines so rohen Menschen gerathen zu sein, war sie wie vernichtet.

Junker Paul war eine derbe Natur, wild und roh, aber wenn er bei guter Laune war, nicht ohne eine Art von schalkhafter Gemüthlichkeit.

„Ei, holdes Frauenbild," sprach er neckend, „meint Ihr, daß der alte Paul auf Haus Freiendingen eine ehrsame Hausfrau nicht eben so lieb und werth halten würde, als Junker Stephan, der freilich einen weichern Bart haben mag zum Küssen, wie ich alter Gesell? Oder wähnt Ihr, Haus Freiendingen sei minder luftig als Hohenkrähen. Liegt es auch nicht so hoch auf dem Felsen, so ziehen doch lustig alle Winde durch die eingefallenen Wände und hat der Zimmermann auch die

Gemächer kaum über Mannshöhe gebauet, so schauet doch überall freundlich der Himmel herein und breitet sein blaues Dach über unser Brautbettlein von Waldmoos und Thierhäuten aus. Regnet's und schneit's, so deckt Euch mein Mantel, und hungert uns beiden, so zehren wir von der Liebe, oder ich reite hinaus auf die Landstraße und fange mir ein paar Bauern ein, die, wenn wir sie nicht braten und verschmausen wollen, sich mit Brod und Fleisch auslösen müssen. Seid also nur fröhlich und guter Dinge, edles Jüngferlein, mit dem ehrlichen Paul auf Freiendingen wird es sich so übel nicht hausen lassen."

„Entsetzlich! schrecklich! habt Erbarmen!" rief sie aus.

„Nun zaget nicht allzusehr, holde Maid," lachte Herr Paul, „zum Trost sei es Euch gesagt: Haus Freiendingen hat zwei große Mängel, weßhalb sich alle jene Naturfreuden dort so recht nicht genießen lassen wollen. Erstlich sind die Keller verfallen; es hält sich also darin kein Wein. Zweitens sind Gräben und Mauern verfallen; es hält sich mithin das Haus nicht gegen den Feind. Ohne Wein aber kann der Mensch nicht fröhlich sein; ohne eine feste Burg ist auch der ehrlichste Mann keines Jungfernraubes sicher. Darum hausen alle wir Gesellen, die weder feste Burgen noch gute

Weinkeller haben, bei dem Hausner Junker auf Hohenkrähen. Dorthin also werde ich Euch führen!"

„Gelobt sei Jesus Christus!" rief Kunigunde beruhigter. Von zwei Uebeln war ihr das kleinste zu Theil geworden. Sie athmete freier und schöpfte wieder Hoffnung.

„Nun, nun," brummte Paul vor sich hin, „man wird doch auch um die schöne Helena sich bewerben dürfen? Uebrigens fragt es sich noch, wer größeres Recht an Euch hat, holdselige Maid — der Entführer oder der frühere Liebhaber.

„Recht? — ein Recht auf meinen Besitz hat Keiner von Euch!" rief Kunigunde entrüstet.

„Ei wohl!" entgegnete er, „ereifert Euch nicht, holdselige Jungfrau, wenn Leute unseres Schlages vom Rechte reden, so meinen sie immer das Recht des Stärkern."

In der folgenden Nacht erst war Kunigunde auf Hohenkrähen angekommen. Paul von Freidinger und seine Begleiter hatten bedeutende Umwege gemacht, und da sie vom Tage überrascht wurden, im Gebüsch sich verborgen gehalten, bis die Dunkelheit ihnen gestattete, vorsichtig weiter zu ziehen.

Dieses lange Zusammenbleiben mit dem schönen

Mägdlein, das er mit dem linken Arm umschlungen halten mußte, weil es vor ihm auf dem Sattel saß, hatte auf das Gemüth des Freidinger Junker einen tiefen, wunderlichen Eindruck gemacht, den er vergebens im komischen Unmuth abzuschütteln sich bemühte.

„Es ist doch sonderbar," murmelte er unvernehmlich vor sich hin; „nun haben wir unsere vierzig Lebensjahre auf dem Nacken, schon manches Dirnlein geherzt, aber noch nie empfunden, was jetzt uns so wunderlich bewegt. Hm, — hm — nur im Spaß habe ich da den Gedanken hingeworfen, dieses Mägdlein auf Haus Freiendingen als mein eheliches Gemahl heimzuführen und nun kann ich den seltsamen Gedanken, der sich wie Pech und Kletten an meine Seele häckelt, nicht wieder los werden. Es wär' doch hübsch, von so weißen Händchen im Barte gekrauet zu werden, oder von den feinen rothen Lippen den Weinkrug kredenzt zu erhalten. Meiner Seele — und habe ich denn nicht mehr Recht an diesem lieblichen Frauenbilde, als der trotzige Stephan? — Oho, mein Junge, wer das Kreuz hat, der segnet sich; wer die Braut geholt hat, der führt sie heim. — Recht erzdumm ist es, daß unser altes Stammhaus so verfallen ist, daß es weder eine anständige, noch eine sichere Wohnung einer entführten Jungfrau gewähren

kann. Nun muß ich sie dennoch, wohl oder übel, auf Hohenkrähen führen und dann — ja Prosit mit deiner eignen Liebesbrunst — dann du alter Dummkopf bringst das Täubchen dem Falken in den Horst.“

„Dumm — dumm — meiner Seele! aber da habe ich einmal einen gescheuten Einfall gehabt — den ersten vielleicht in meinem ganzen Leben — so daß ich mich selbst bewundern muß. Erstlich sorgen wir dafür, daß wir erst zur Nachtzeit Einkehr halten auf Hohenkrähen. Dann bringen wir das gute Kind auf das freundliche Thurmgemach, das die hübsche Aussicht auf die kahlen Felsen der Teufelsmauer gewährt. Wir sprechen dann dem Junker vor, ich hätte mir ein fremdes Weibsbild zu meinem Vergnügen aufgefangen und mitgebracht. Er kann nichts dawider haben, daß ich sie selbst verwahre und wird die Geschichte bald vergessen haben; denn sein Kopf ist wirr und wüst von eitlen Liebesgedanken. Der Thurmwart und Burgvogt werden es leicht glauben, daß es nur eine Person geringen Standes ist; denn so viel verräth die Kleidung einer Dienerin. Im Nothfall werden jene mit ein paar Krügen Wein taub und blind gemacht; damit er etwa Nachts auf der Runde nicht die Klagelieder Jeremiä der gefangenen Prinzeß hören möge. Der furchtsame Burg=

pfaff aber wird durch Drohungen stumm gemacht. Uebrigens, zur Anwendung von Gewalt — denke ich, wird sie es nicht kommen lassen. Bin doch, bei meiner Seele, ein wohlgemachter Mann, der Knochen hat wie ein Stier und Fäuste, womit er zehn solcher Dirnlein zu Brei drücken könnte. — Sapperment aber — wenn sie mich nun liebte — hättest doch das Herz nicht, alter Tropf, ihr nur den Mund zu verstopfen und die Hände zu binden! Donner, es ist doch ein dummes Ding mit der verdammten Gutherzigkeit, die man sich noch schwerer abgewöhnen kann, als das Weintrinken. — Aber warum sollte sie nicht in mich verliebt gemacht werden können? — ist sie doch ein Weib — und habe ich mein Leb'stage noch kein Weib umarmt, das nicht am Ende verliebt geworden wäre."

„Also laß nur die Ohren nicht hängen, alter verliebter Gauch," schloß er sein Selbstgespräch, mit Schlauheit und Geduld kann der Mensch endlich Berge versetzen. Uebrigens — im äußersten Falle — fürchte ich den jungen Eisenfresser nicht. An Kraft, wenn auch nicht an Gewandheit, bin ich ihm weit überlegen und im Nothfalle muß mein rothhaariger Bruder mit zuschlagen. Weiß Gott! ich bin ein gutmüthiger Mann; aber machen sie mich wild, so habe ich den Teufel im Leibe."

Und wie der Morgen heraufdämmerte, da saß ein trauerndes Mägdelein auf hölzernem Schemel, den Kopf in die Hand gestützt, im öden grauen Thurmgemach.

Ihr Muth war gesunken. Freidinger selbst hatte sie hier eingeschlossen, indem er ihr freundlich zuredete, sich die Zeit nicht lang währen zu lassen, denn an Essen und Trinken solle es ihr nicht fehlen.

„Entsetzlicher Mensch!“ rief sie aus, „soll ich einmal gefangen sein, o, so führt wenigstens Stephan hierher; denn sein Edelmuth kann nicht dulden, daß ich so unwürdig behandelt werde.“

„Holdselige Jungfrau!“ sprach er, „Ihr habt wohl nie vom Harem des Großtürken gehört; welcher fremde Mann sich gelüsten ließe, nur seine Nase da hinein zu stecken, dem würde der Hals abgeschnitten werden. Ich würde es bei meiner Seele nicht besser machen; denn ich bin ein gutmüthiger Mann, der aber den Teufel im Leibe hat, wenn er wild gemacht wird.“

Kunigunde hatte die ganze Reihe qualvoller Seelenzustände durchlebt. Ermattet von Schmerz, war sie endlich eingeschlafen.

O welch ein milder Tröster ist doch der Traumgott dem unglücklichen Gefangenen! — Oft ist er

der einzige. Je trostloser sein Wachen, desto freundlicher sein Schlummer. Auf die Ueberspannung folgt Abspannung und diese gibt Ruhe. Alles in der Natur hat ein Bestreben, das verlorne Gleichgewicht wieder zu gewinnen; so auch die menschliche Seele, die oft in Träumen das Glück wieder findet, das ihr die Wirklichkeit versagt.

So hatte Kunigunde sich wieder zurückgeträumt in das große stille Haus ihrer Eltern. Sie war noch ein Kind der Unschuld; so spielte sie mit Blumen und Täubchen. Alles war in ihrer Seele so klar, so duftig und durchsichtig geworden. Da fielen Blätter von ihrer Rose und das Kind weinte so herzlich, daß ihr die klaren Perlen durch die langen Wimpern drangen und nun auf einmal war es Licht um sie her geworden — ein wunderbares, glänzendes Licht, das, ohne zu blenden, das Auge entzückte — und alle Himmel schienen ihr geöffnet zu sein. Eine wunderliebliche Sphärenharmonie, wie von tausend, vom Hauch des Windes bewegten Horsten, hallte wieder — Engelsköpfe, wunderlieblich, mit goldenem Lockenhaar und weißen Taubenflügeln lächelten ihr zu, wie heitere Kinderseelen und schwebten im Kranze um ein Bild, das erst wie ein purpurglänzender Punkt, dann immer näher schwebend, sich vergrößerte und nun in die Lichtgestalt der hehren Jungfrau mit dem Jesus-

Kindlein auf dem Arme übergegangen war. Das träumende Kind glaubte auf sein Knie sinken zu müssen; aber der Schlaf hatte ihre Glieder gefesselt. Doch tönte es in ihr Ohr — mit einer Stimme, so sanft, wie ferne Flötenklänge.

„Weine nicht, arme Seele! der Lenz bringt ja neue Rosen; auf die Nacht folgt das Licht; auf den Sturm der milde Regen; und durch Feuer wird das Gold geläutert! — aber nur drei magische Worte führen die menschliche Seele durch Winter, Nacht und Sturm und Feuer — sie sind wie lichte Engel, die den Reinen durch's Leben leiten; sie ebnen den Dornenpfad im Erdenwallen, öffnen den Himmel einer höhern Glückseligkeit, geben Erhebung im Unglück, Trost im Leiden und Frieden im Kampf — die schönste Mitgift des Himmels sind sie für das weibliche Leben. Sie heißen: Glaube, Liebe, Hoffnung!“

Damit zerrann die Lichtgestalt der heiligen Jungfrau, Kunigunde erwachte und sah sich im Kerker.

Schrecklicher Wechsel! — aber rosig glühend strahlte das Morgenlicht durch das Fensterlein des Thurmgemachs, und sie glaubte an Gott, daß er die Unschuld nicht verlassen werde; sie liebte ihren Vater im Himmel und die schöne Welt, die ihr jetzt verschlossen war, und hoffte, daß, wenn

auch nicht diesseits, doch jenseits des Erdenwallens, ihr Leiden sich mildern würde.

In dieser Stimmung trat sie an's Fenster. Es war klein und vergittert in der Tiefe einer dicken Mauer. Nachdem sie es geöffnet hatte, fühlte sie sich wunderbar bewegt durch den Anblick eines Bildes von der einfachsten Erhabenheit. Die dunkle Kerkermauer bildete dazu einen Rahmen, der die magische Wirkung dieses Lichtgebildes noch heben mußte. Die ganze Landschaft von beschränktem Gesichtskreise war eine Felsenwüste — eine trostlose Oede zu jeder andern Zeit; jetzt aber duftig gefärbt und beleuchtet durch die darüber hingehauchten, gedämpften Lichtstrahlen der Morgensonne. Dabei waren es aber nur die Spitzen und Mauerkronen der grauen Felsenriesen, die aus dem Thale heraufragten und auf einem Meere von Wolken und Nebel zu schwimmen schienen. Unten lag es noch bergetief. Dort hinabzuschauen, war der Gefangenen nicht vergönnt. Sie konnte daraus die Höhe ihres eigenen Standpunkts ermessen, und das Gefühl, von der Welt abgeschieden zu sein, mußte sie ergreifen. Aber es war kein trostloses Gefühl. Je erhabener der Standpunkt, desto näher dem Himmel!

Ein Hauch der Poesie hatte sich über das Bild ergossen. Selbst die erhabene Stille desselben för=

derte die Einkehr ihres Gemüths. Ihr Auge schwamm in Thränen. Sie betete.

Wie die Rose, die sich eben entfaltet hat, so leicht der Sturm nicht entblättert, und wie der Regen ihrem Duft nur frischere Würze zu geben vermag: so scheint das jungfräuliche Leben für die Tage seiner Entfaltung gleiche Gunst vom Himmel gewonnen zu haben.

So war das reine Gemüth des jungen Mädchens die Lebensquelle geworden, woraus es in der schwersten Bedrängniß ihres jungen Daseins Milderung schöpfen konnte. Oder will man ein anderes Bild: es lächelte ihr der Himmel so freundlich zu, wie eine liebende Mutter, die dem weinenden Kinde kein Weh zufügen kann, ohne es zugleich liebevoll auf die Wangen zu küssen.

Ehe noch der rosige Duft von jenem Bilde, in dessen Anschauen Kunigunde versunken war, sich ganz verzogen hatte und das kalte Grau einer trostlosen Oede sich darüber hingeworfen, öffnete sich die Thür ihres Gemachs und ein Dominikanermönch von würdiger Haltung trat ein.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ sprach er.

„In Ewigkeit, Amen!“ entgegnete sie demuthsvoll mit einer Kniebeugung.

„Gott segne dich, meine Tochter in Christo,“ fuhr er fort, und machte das Zeichen des Kreuzes über ihr vorgebeugtes Haupt.

Nach dieser Begrüßung küßte sie dem Pater die Hand, und dieser führte sie auf eine steinerne Bank im Gemach, indem er sich an ihre Seite setzte.

„Ich heiße Laurenzius,“ sprach er, „mein heiliges Officium führt mich her zu Euch, meine Tochter; denn ich habe — wie ein Episcopat in partes Infidelium — die Mission übernommen, unter den Heiden und Gottlosen, die dieses Schloß bewohnen, das Wort Gottes zu predigen. Ich bin Hauskaplan auf Hohenkrähen, Kraft meines Amts gehalten, den Gefangenen Glaubenstrost zu bringen. Darum bin ich hier. Küsse das heilige Kreuz, meine Tochter. Der Friede Gottes sei mit dir!“

Kunigunde dankte mit bewegter Seele, küßte das ihr vorgehaltene Cruzifix und sprach: „Gott, der Allerbarmer ist, gnadenvoll gegen mich. Schon wurde mir ein himmlisches Traumgesicht, das mir Trost, Hoffnung und Erholung brachte. Euch, würdiger Vater, wollte ich demüthig gebeten haben, mir es auszulegen.“ Und nun erzählte sie dem Mönch ihren Traum!

„Gesegnet bist du, meine Tochter, eine Geweihte des Herrn,“ rief der Mönch mit begeisterten Blikken, „die heiligste Mutter Maria hat dich gewür-

digt, dir zu erscheinen. O wisse, Jungfrau, zu hohen Ehren und himmlischen Dingen bist du ausersehen. Du selbst wirst eine Heilige des Himmels werden; aber eine hohe Mission ist dir auferlegt. Du sollst Glauben erwecken in der Seele eines Abtrünnigen; sollst durch Liebe auf sein Gemüth wirken und endlich entsagen mit der Hoffnung auf die Dornenkrone der Märtyrerin — in der Blüthe deiner Jahre wirst du eingehen in den Himmel, wenn du entsagt haben wirst aller irdischen Liebe, der Welt und ihrer Freuden. Die Stille eines Klosters wird der gottgewählten Braut des Himmels ihren heiligen Schoß öffnen. Dort wird dein armes Herz den verlornen Frieden wieder finden, und der Abtrünnige wird dem Himmel wieder gewonnen sein und eingehen in das ewige Freudenreich, in welchen du als Heilige des Himmels eingehen wirst."

Es lag eine religiöse Poesie in diesem Bilderspiel. Ihre rege Phantasie wiegte sich gern in solchen legendenartigen Träumen. Nur beunruhigte sie der Gedanke an den Abtrünnigen. Ein Mensch ohne religiösen Glauben, war in ihren Augen etwas Entsetzliches.

„Wer ist der Abtrünnige?" fragte sie mit ängstlicher Spannung.

„Der Herr dieses Schlosses."

„Stephan!“ rief sie aus und verfärbte sich. „Ich hielt ihn,“ fuhr sie mit leiser Stimme fort und senkte ihr erröthendes Antlitz — „für verwildert aus Verzweiflung — ist er aber ohne Glauben an Gott, so gebe ich ihn und meine Hoffnungen auf. Er war einst ein edler Mann!“

„Als Mensch war er der Edelste, mild, hochherzig und keusch,“ sprach der Mönch, „aber was ist der Mensch vor Gottes Angesicht? — ein Wurm — ein Nichts! — Alles dagegen ist der rechtgläubige Christ. Nur die Seele eines guten Christen wird durch Seelenmessen aus dem Fegefeuer erlöset. Sie wird in den Himmel getragen auf dem Gebete der Priester; die seinige aber ist verdammt; denn er ist Ketzer, Neologe; er lästert den Pabst und seine Prälaten, geht nicht zur Beichte, betet kein Ave-Maria, führt keinen Rosenkranz, will von Fasten und Kasteien nichts wissen; — was hilft es ihn, wenn er als Mensch seinen Wandel gebessert hat; er muß dennoch zur Hölle fahren, wenn du ihn nicht rettest — durch Liebe zum Glauben, und durch den Glauben zu der Hoffnung auf die verlorene Seeligkeit!

In der fanatischen Rede des Mönchs lag viel Unsinn, das fühlte Kunigunde, ohne sich dessen deutlich bewußt zu sein; aber die Idee, vom Himmel selbst berufen zu sein, für das Heil einer

Seele zu wirken, hatte etwas Erhebendes für die romantische Stimmung ihres Gemüths. Eine sanfte Begeisterung war wie Rosenduft im Morgenlicht über ihr Antlitz gehaucht.

„Vater,“ sprach sie lächelnd, „dürfte ich ihn wohl sehen?“

„So es Gottes Willen ist, wirst du ihn sehen, meine Tochter. Gottes Hand ist stark genug, Schloß und Riegel zu brechen.“

„Versuche dann die Macht der Liebe, um seine Seele zu retten. Schon hat Gottes Zorn ihn erreicht. Er ist wahnsinnig geworden.“

„Wahnsinnig?“ schrie sie auf und sank ohnmächtig zu Boden.

Als nach geraumer Zeit ihr Bewußtsein wieder aufdämmerte, kniete der Mönch neben ihr und betete nach den Perlen des Rosenkranzes ein Ave-Maria nach dem andern.

„Wahnsinnig?“ fragte sie wieder und starrte ihn an mit einem so irren Blick, als sei sie selbst von einer Geisteszerrüttung befallen gewesen.

„Es ist die einzige Entschuldigung, die ich für ihn habe,“ sprach der Mönch, „sein jetziges Benehmen, sein ganzes Wesen ist ein Wechsel von Melancholie und Tobsucht — möge der Himmel

es ihm gnädig zu gute schreiben; sonst ist seine Seele verloren."

„O führt mich zu ihm, daß ich ihn erhebe, ihn beruhige," flehte Kunigunde.

Pater Laurentius schüttelte den Kopf. „Ist deine Mission, ihn zu bekehren, wahrhaft göttlichen Ursprungs," sprach er, „so wird die heilige Jungfrau Maria auch Mittel und Wege wissen, dich trotz Schlüssel und Riegel in sein Gemach zu führen. — Ich habe nur das Recht, für das Seelenheil der Gefangenen von Hohenkrähen zu sorgen, in ihre weltlichen Verhältnisse darf ich mich nicht einmischen; am wenigsten ihre Kerker öffnen."

„So beschwöre ich Euch wenigstens," flehte sie, „gebt ihm Kunde von meinem Hiersein. Ich bin Kunigunde von Rosen!"

„Ich darf nicht," sprach der Priester; „der Paul von Freidinger ist ein guter Christ, aber ein wilder Mensch. Da er mich nicht hindern konnte, seinen Gefangenen den Trost der Religion zu bringen, so hat er mir den Tod gedrohet, wenn ich ihre Anwesenheit dem Junker Stephan verrathen würde."

„Hilf Himmel!" rief Kunigunde fast verzweifelnd aus, „wie könnte ich seine Seele retten, wenn ich ihn nicht sehen und sprechen darf? Zeichen und Wunder geschehen nicht mehr auf

Erden; aber eine tiefe, innere Stimme sagt mir: Gott will es!"

„Gott will es?" sprach der Priester. „Ist es die Stimme der heiligsten Mutter Maria, die aus dir redet meine Tochter! o dann werde ich thun was Gott geboten, und sollte ich, wie mein Schutzheiliger, der heilige Laurenzius von dem wilden Freidinger auf einem eisernen Roste gebraten werden. Gottes Wille geschehe, in Ewigkeit Amen!"

Der Mönch schlug ein Kreuz und verließ das Gemach, welches hinter ihm verschlossen wurde.

Düster vor sich hinblickend und mit untergeschlagenen Armen stand Stephan auf der Plattform des Felsens, wo dieser über den jähen Abgrund herüberragt. Die Sonne war aufgegangen, hatte sich aber in Wolken gehüllt. Das ganze Felsenmeer, mit seinen Zacken und Abgründen, lag ausgebreitet vor ihm da in ein kaltes Grau gehüllt. Die Umfangsmauer der Burg war hier verfallen. Ein vertrockneter Vogelbeerbaum ragte darüber hinaus. Dort saß eine Nachteule, die sich verspätet hatte, von grauen Nebel-Krähen umflattert. Die Hintergebäude der Burg, die diesen Platz einengten, bestanden aus der schwarz geräu-

cherten Bäckerei und einigen verwitterten Vorrathshäusern und Kammern. Eine trostlose und zerrüttete Seelenstimmung, worin Stephan versunken war, hätte auf der weiten Erde keine ihr mehr entsprechende Stelle finden können.

Wer mit der Welt zerfallen ist, vom Leben nichts hofft, vom Himmel nichts erwartet, der blicke dort hinab in jene graue Felsenwüste, und das Gefühl: ein Verlorener zu sein, wird ihn mit Grabesschauer durchbeben! So war es Stephan ergangen. Gehaßt und verachtet von der Welt, liebte er ohne Hoffnung. Mit der letzten Möglichkeit, die Geliebte zu erringen, war ihm auch der letzte Haltpunkt im Leben zerfallen. Der Rausch war verflogen, der ihn in sinnliche Lust verstrickt hatte. Das Erwachen daraus, war grausig gewesen, wie das, eines Lebend-Begrabenen. Zum Unglück fehlte ihm auch der letzte Anhalt des Sterblichen, der Glaube an Gott. Sein erwachender Verstand hatte den Priesterwahn durchschaut, dessen Irrlehren zerrissen; sein Glaube war wankend geworden. Das reine Gotteswort kannte er noch nicht. Woran also sollte der Unglückliche sich halten? wer am Leben verzweifelt wendet sich ja so gern nach oben, wenn nur noch das leiseste, religiöse Gefühl in seiner Seele schlummert; aber er verzweifelt auch an

Gott, wenn dieses todt ist. Er ist dann ein Verlorner in der tiefsten, schaudervollsten Bedeutung des Worts.

So, dieser unglückliche junge Mann. Nur einen langen Blick warf er hinab in die Tiefe. Es war der Einzige auf seinen steinernen Gesichtszügen, der noch Ausdruck hatte; aber welch ein entsetzlicher Ausdruck war das? Er sprach die Sehnsucht aus, sich hinabzustürzen.

Einen Schritt trat er näher gegen den Abgrund; da — — — hörte er nahende Männertritte. Er verschob die Ausführung seines dunklen Vorsatzes; der Mensch will allein sein, wenn er so auf verbotenem Wege scheidet aus dem Leben. Es ist die letzte Mahnung des Gewissens, daß er Zeugen scheuet bei einer solchen That.

Der heran kam, war Paul von Freidinger. Bald folgte ihm auch sein rothhaariger Bruder, Hans.

„Was wollt Ihr hier?" rief Stephan ihnen entgegen, warum stört Ihr mich in der Einsamkeit?"

„Um dir zu berichten, daß ich glücklicher bin in meinem Fange, als du," entgegnete Paul.

„Kunigunden?" rief Stephan auffahrend.

„Nein, die Zofe!"

„Die ich abgesetzt habe im Walde. Narr, die behalt für dich selbst,“ grollte Stephan.

„Das war es eben, was ich verlangte,“ entgegnete Paul. — „Der Tod sei dem geschworen, der nur den Versuch macht, sie zu sehen. Ich bin eifersüchtiger, wie der Großtürk, und wüthend, wie ein Wolf.“

„Verschließ du deinen Schatz wie du willst, spöttelte Hans von Freidinger, angeführt wirst du doch, und das von Rechtswegen. Alle Weiber, die hier eingebracht werden, sind Gemeingut.“

„Sie gehören dem, der sie entführt hat,“ entgegnete Paul mit Heftigkeit. „Diese Dirne habe ich entführt; also hat Niemand etwas darein zu reden!“

„Höre Bruder, halb Part,“ rief Hans und hielt die Hand zum Einschlagen hin, „wir theilen! — Allein gelingt es dir doch nicht, deine Ansprüche zu behaupten. Wir beide aber sind stark genug, mit den kalten Eisen die verliebten Launen unserer Mitgesellen auszutreiben.“

Stephan hörte nicht. Verschlossen und in sich gekehrt hatte er sich abgewendet.

„Bruder!“ sprach Paul, nach einigem Besinnen: „dieses Mädchen kann ich nicht mit dir gemeinschaftlich besitzen. Jedes Andere, nur dieses nicht.

Aber mein Wort darauf, ich fange dir eine andere, so schön wie diese, und sollte ich mein Leben dabei in die Schanze schlagen müssen."

„Und warum nicht diese?" — fragte Hans gespannt.

„ Weil — weil — nun ja — weil ich beschlossen habe, sie als mein ehelich Gemahl bei mir einzuführen, nachdem ich unsere Stammburg wieder fest und wehrhaft gemacht habe. So lange denke ich sie hier im Thurm verschlossen zu halten."

„Eine gemeine Dirne? — eine Kammerzofe?" — rief Hans, „o Bruder Paul bedenke dein adliges Blut! erhalte den Stamm rein von jeder Mißheirath, beflecke unsern Stammbaum nicht, der von Karls des Großen Tafelrunde bis auf unsere Zeiten, nie einen solchen Schandfleck erlitten hat."

„Beruhige dich Bruder," sprach Paul leise und gepreßt, „wissen mußt du doch einmal darum; denn ohne deinen Beistand gelingts nicht. Schwöre mir zu schweigen." — „Bei der Großmutter des Teufels!" rief Hans lächelnd.

„Nein, nein — es ist barer, heiliger Ernst!"

„Nun dann bei Gott!"

„Schwöre bei den heiligen drei Königen von Cöln, denn Gott hast du oft genug gelästert!"

„Mensch, habe ich nicht gebeichtet und gefa-

stet, Ablaß gekauft und Absolution empfangen? bin ich dadurch nicht sündenrein geworden, wie ich es war am Tage meiner Geburt?“

„Darum glaubt dir doch kein Mensch, wenn du bei Gott schwörst.“

„Ich würde mir selbst einen solchen Schwur nicht glauben,“ lachte der Rothhaarige pfiffig. — „Nun dann schwöre ich bei den heiligen drei Königen von Cöln, bei Sankt Kaspar, Melchior und Balthasar, — daß ich dein Geheimniß treu bewahren werde. Nun aber rede — wer ist sie?“

„Kunigunde von Rosen!“ sprach Paul ganz leise.

„Hölle und Teufel! Stephans Geliebte?“ rief Hans.

„Dieselbe! mir war das Glück günstiger. Ich entführte die Herrin in der Kleidung der Dienerin. — Er — die Letztere, wähnend es sei die Geliebte.“

„Wenn er es erführe? — Mensch, du wärst verloren!“

„Du sahst ja Bruder — er ist tiefsinnig! er hört nicht, was wir reden; achtet auf nichts, was um ihn her vorgeht. Die Gefangene wird Niemand sehen, als ich — der ich den Schlüssel zum Thurm führe, und der Burgpfaff, dem ichs nicht versagen kann, ihr geistlichen Zuspruch zu

bringen; mag ich als guter Christ es nicht auf meinem Gewissen haben, das Heil ihrer Seele zu verderben.“

„Nun, dann wird Pater Laurenzius dich verrathen.“

„Dieser Pfaff? — bah! — er ist furchtsam wie ein Jude, ich habe ihn eingeschüchtert durch Drohungen. — Er wird schweigen.“

„Donner, da kommt er angeschlichen!“ rief Hans.

Er wird mir den Thurmschlüssel wieder abliefern wollen entgegnete Paul und ging dem Mönch entgegen.

„Apage!“ sprach Pater Laurenzius, indem er mit einer zurückweisenden Handbewegung an ihm vorüberschritt und sich dem Junker Stephan nahte, der aber seine Ankunft nicht zu bemerken schien; — „hebe dich weg Versucher! rief er Paul zu, wir aber erscheinen jetzt nach dem Willen Gottes und der heiligen Mutter Maria. Keine irdische Menschenfurcht soll uns abhalten diesem da zu verkünden, wen deine frevelnde Hand gefangen hält! Sie hat durch einen Abgesandten Gottes die heilige Mission empfangen, diesen Sün-

der, Ketzer und Abtrünnigen zu bekehren. — Junker Stephan ....."

„Schweig Pfaff!" donnerte Paul, „du siehst der Junker will nicht gestört sein!"

„Es ist die Stimme Gottes, die aus mir redet!" rief der Mönch mit dem Muthe einer höheren Inspiration, „der Herr ist mächtig auch im Schwachen. Stürze mich hinab in den Abgrund, wenn du zur Hölle fahren willst; aber du wirst mich nicht hindern zu verkünden, wen du gefangen hälst; denn Gott hat sie gewürdigt, das Heil seiner Seele zu retten."

Und wieder wendete er sich gegen Stephan: „Unglücklicher, verlorener Sohn der Kirche!" rief er, „so wisse denn, die Jungfrau ist erschienen, die dir das Heil des Himmels bringen wird. Die Gefangene, welche Junker Paul eingebracht hat, ist ...."

„Wirst du schweigen?" rief ihm Paul mit gepreßter Stimme zu und packte ihn heimlich, aber furchtbar drohend vor die Brust.

„Nur Todte schweigen," sprach der Mönch mit Ruhe und Erhebung, „in mir aber lebt der Geist Gottes!"

„Ja, Todte schweigen," höhnte der Rothkopf, der hinter ihm stand, „verstehst du Bruder?"

„Verstopft ihm den Mund," rief Paul und

preßte ihm ein Tuch vor das Antlitz. In demselben Augenblicke umfaßte ihn Hans von hinten mit beiden Armen, so daß er sich nicht regen konnte. — „Hinunter mit ihm, in die Tiefe,“ rief er, „pack zu Bruder, der da sieht es nicht!“

Durch diese Bewegung war sein Mund frei geworden. „Herr vergieb ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun!“ rief er, mit dem begeisterten Blick eines fanatischen Märtyrers, der für eine religiöse Idee bereit ist zu sterben, und Hans von Freidinger trug ihn über das Steingeröll der eingefallenen Mauer hinweg bis an den Abgrund. Noch immer stand Stephan mit untergeschlagenen Armen gegen ein Stück von den Mauertrümmern gelehnt, und blickte starr zu Boden, ohne das Getreibe der beiden Freidinger und die Gefahr des Mönchs nur zu bemerken; da in der höchsten Erdennoth gedachte der Mönch noch einmal seines Auftrags und schrie mit überlauter Stimme: „Im Namen Gottes, es ist Kunigunde von Rosen, die . . . . .“

Wüthend hatte ihm Paul den Mund verstopft, nur noch ein Augenblick schwebte zwischen ihm und dem Abgrunde. Der Mönch, in der Todesangst, hatte den abgestorbenen Baum umklammert mit einer so gewaltigen, krampfhaften Kraft, daß die Freidinger eher den Baum hätten ausreißen kön-

nen, als ihn losmachen. Der stille Kampf, auf der Schwindelhöhe des Felsens, gegenüber das Meer von grauen Klippentrümmern, in der Höhe die krächzenden Krähen, welche die Kämpfenden umschwärmten, vielleicht schon den zerschmetterten Leichnam zum Fraß erwarteten; es war grausig, schaudervoll!

„Halt!“ donnerte Stephan plötzlich dazwischen, der bei dem Rufe des geliebten Namens aus seiner trüben Versunkenheit erwacht war. — Mit einem Schwunge hatte er die beiden Brüder ergriffen, zu Boden geschleudert und den Mönch erretter.

„Wer nannte hier Kunigundens Namen?“ rief er, und stand wie ein siegender Herold auf dem Schlachtfelde, schön und edel in seinem Zorn. Doch der Mönch schlich sich davon, ohne zu antworten, und die beiden Freidinger erhoben sich vom Boden.

„Jetzt gilt es, den Kampf um die Braut!“ rief Paul wüthend. „Einer von uns beiden muß sterben; denn ich liebe Kunigunde von Rosen. Ich selbst verlange sie zum Weibe! Ich habe größeres Recht auf ihren Besitz, als du.“

„Elender!“ sprach Stephan, „was mir uner-

reichbar ist, wirst du nicht erlangen! — Schon diese Anmaßung ist ein ungeheuerer Frevel, der Züchtigung verdient. Geh! hole Waffen herbei! Wir wollen im ehrlichen Zweikampf den Spahn vertragen."

„Hier sind meine Waffen, Bube! schrie Paul und ballte beide Fäuste, „vertheidige dich Mensch oder ich werfe dich, wie ein Paket hinunter in den Abgrund!"

Damit rannte er blind, wie ein Stier, auf seinen Gegner ein, und würde ihn schon im ersten Anlauf vom Felsen gestürzt haben, wäre dieser nicht gewandter gewesen. Mit einer leichten Wendung gelang es ihm, den wuthblinden Menschen von hinten um zu packen, und ehe es dessen Bruder hindern konnte, trug er ihn an den Abgrund. „Sieh!" rief er, indem er ihn fast schwebend über die Tiefe hielt, „feiger Verräther! jetzt könnte ich dich hinabstürzen, wenn ich mich nicht schämte auf Bubenweise dich niederzuwerfen. — Lebe, und schäme dich deiner Frechheit!" Mit diesen Worten schleuderte er ihn zur Seite auf den Steinboden dahin. Dann wendete er ihm verächtlich den Rücken. Mit untergeschlagenen Armen blieb er stehen und starrte aufs Neue düster hinunter in die Tiefe.

„Auf Bruder!" rief Hans mit gedämpfter

Stimme, „jetzt oder nie!“ damit schlich er sich von hinten an Stephan heran, umklammerte ihn, so daß er die Arme nicht rühren konnte, und drängte ihn gegen den Rand des Felsens.

Aber Stephan war nicht so leicht fortzuschieben. Mit aller Kraft stemmte er sich mit einem Fuße gegen einen Steinblock, und „hilf, Bruder hilf!“ schrie der entnervte Hans von Freidinger, der den stärkeren Mann kaum noch halten konnte. „Es ist mein Tod, wenn er loskommt!“

„Ueberlaß ihn mir Bruder,“ sprach Paul, der sich in einer besseren Regung, der feigen Hinterlist eines solchen Angriffs schämte. „Laß mich ehrlich noch einmal mit ihm ringen. Ich bin kein Meuchelmörder!“

„Nicht um die Welt ließe ich ihn los!“ rief Hans. „Halt, im Augenblick ist er geliefert!“ „Oder du bist es Elender,“ entgegnete Stephan, und schüttelte ihn mit gewaltiger Kraft von sich ab. Dann stellte er sich dem andern Gegner entgegen und im nächsten Augenblick hielten sich beide umschlungen nach Art der Ringer.

Beide waren kräftige Gestalten. Mit geschwollenen Muskeln und der Anspannung aller Sehnen glichen sie römischen Gladiatoren. Immer näher drängten sie einander gegen den Abgrund. Plötzlich umpackte Stephan seinen Gegner mit Löwen-

kraft, und dieser klammerte sich an ihn an. „Hinab, hinab!“ rief Jener, „wir beide hinunter, ich will sterben und du sollst es!“

„Stephan, Stephan!“ schrie jetzt eine weibliche Stimme im Ton der höchsten Seelenangst und mit aufgelösetem Haar und flatterndem Gewande kam ein schönes Mädchen daher geflogen, hinter ihr her der Mönch, der da rief: „rette seine Seele, Gott will es!“ Betroffen ließen die Kämpfer von einander ab.

„Verdammt, Alles verrathen, Alles verloren!“ grollte Paul vor sich hin.

„Kunigunde?!“ rief Stephan mit einem nicht zu beschreibenden Ausdruck von Ueberraschung, Freude, Schmerz und Begeisterung, „ist es möglich! bist du es selbst? — o Kunigunde, du mein Engel!“ und damit beugte er das Knie und neigte sein Haupt. — „Dich sendet der Himmel; ich war sonst verloren!“ hauchte er wie hinsterbend und drückte ihre Hand, die sie ihm bewegt und schweigend gereicht hatte, an seine heißen Augen, welche jetzt wieder, seit lange, zum erstenmale von Thränen feucht geworden waren.

„Ja, Gott will es,“ sprach sie gerührt und begeistert zugleich von der frommen Idee, daß sie durch eine wunderbare Fügung Gottes das Werk-

zeug geworden war, den im Stillen noch immer tief geliebten Mann zu retten.

Der fanatische Mönch sah damit seine Sendung vollendet. Er überließ die weitere Entwickelung und die Rettung der Seele des Burgherrn der stillen Macht der Liebe und zog sich zurück.

Paul von Freidinger fühlte die Unmöglichkeit jetzt noch seine Pläne durchzusetzen. Er schämte sich seines Verraths am Jugendgenossen und Waffenbruder. Doch in rohen Gemüthern erweckt eine solche Beschämung oft erst den Groll, den sie besänftigen sollte. Solche Menschen beginnen zu hassen, den Gegenstand ihrer Kränkung. So war auch Paul von Freidingers Gefühl, als er den Kampfplatz verließ. Von Natur war er nicht bösartig; aber jetzt hatte ihn der Groll verhärtet.

„Geduld du wilde Seele!“ murmelte er vor sich hin, „die Stunde der Rache wird auch für dich noch schlagen! — aufgeschoben ist nicht aufgehoben! kann ich's nicht hindern, so werd' ich's zerreißen können.“ — „O!“ rief er, als er schon zwischen den engen Räumen der Gebäude sich hindurch gewunden und sein Gemach erreicht hatte, könnte ich Euch beide zerschmettert unten in der Felsenkluft liegen sehen, welche Wonne für

mein Rache glühendes Herz.“ Je mehr er im Stillen seinem Groll nachhing, desto tiefer glühte seine Wuth. „Ha!“ schrie er endlich, in das Gemäuer hinein: „Vernichtung, Verderben treffe — Bube dich!“

„Bu — be — dich! — Bu — be — dich! — hallte es schauerlich zurück aus dem Gewirr des grauen Burggemäuers, und zum erstenmale entsetzte sich der wilde Paul von Freidinger, vor dem Wiederhall des Echo! — Es war ihm, als hätte des Schicksals Stimme ihm zugerufen: „Bube dich! — Bube dich!“

Auch der rothhaarige Hans hatte in feiger Furchtsamkeit die Felsenplatte verlassen. In ohnmächtiger Wuth folgte er seinem Bruder, indem er überlegte, mit welchen schaudervollen Strafen er selbst an Stephans Stelle das Attentat auf sein Leben rächen würde. Kerker und Strang und Zerreißen mit glühenden Zangen zogen wie wirre und wüste Schrecken durch seine Phantasie. Er fühlte schon alle Pein solcher Marterstunden und eine grelle Todesfurcht trieb ihn aus einem Gemache in das andere, bis er endlich bleich und erdfahl im Antlitz, sich auf einen der Steinsitze am Fenster, im Gemach seines Bruders, ihm gegenüber niederließ.

Stundenlang saßen sie so da. Keiner wagte

zu reden. Ein Gewitter war indeß heraufgezogen. Es dunkelte im grauen Gewölk. Flammenblitze erhellten auf Augenblicke das düstere, gewölbte Gemach. Der Donner rollte unaufhörlich und so furchtbar, daß das Gemäuer der Burg zu zittern schien. Die ganze Natur war im Aufruhr. Regen strömte vom Himmel. Ein Hagelschauer schlug die Fenster ein. Der Sturm heulte durch die Hallen und gewölbten Gänge. Bis dahin hatte keiner von beiden ein Wort gesprochen. Aber beide Männer waren bleich und zitterten. Der Wind pfiff durch die zerschlagenen Fenster herein und wehte ihnen die Haupthaare ins Antlitz. Kain, nach dem Brudermord in der Wildniß, war nicht gräulicher anzuschauen, als diese beiden; da — auf einmal krachte ein furchtbarer Donnerschlag und erschütterte die Grundfesten der alten Burg. Es war ein Knätern und Rollen über ihrem Haupte, als ob Alles zusammenbrechen sollte. Durch und durch erschüttert, blickte Paul auf seinen Bruder und sprach feierlich: „Gott lebt!“

„Bruder — entgegnete dieser und erhob sich mit schlotternden Knieen: „Laß uns zur Beichte gehen!“

„Wir wollen beten!“ erklärte Paul, „Gottes Gerichte sind nahe, mich grauet Bruder!“

„Ich kann nicht beten!“ versetzte dieser, „der Mönch möge helfen!“

So hat auch der ruchloseste Mensch Augenblicke in seinem verlornen Leben, wo er sich gedrungen fühlt seinen Blick nach oben hin zu wenden.

Während dort die dämonische Macht im sittlich-entarteten Menschen ihr furchtbares Walten trieb, gleich der Nemesis in der griechischen Mythe, feierte hier, wo die Liebenden einander wieder gefunden hatten, der Engel in ihrer Brust einen reineren Triumph.

„Stephan, Stephan! so finde ich dich wieder?“ rief Kunigunde. „Hatte dich denn Gott verlassen, Unglücklicher!“

„Ja, hauchte er zurück, Gott hatte mich verlassen; denn mein Engel war von mir gewichen.“

„Nicht darum,“ sprach sie sanft, „Gott verläßt nur den, der ihn verläßt; aber wie konntest du deine edlere Natur so verleugnen, wie so roh und hart gegen mich verfahren?“

„Menschen hatten mich ausgestoßen; ich hatte die Achtung für mich selbst verloren; in meiner Versunkenheit hatte ich auch dich verkannt, und mit der Hoffnung hatte ich die Liebe und den Glauben an Gott verloren.“

„Ermanne dich!“ sprach sie mit der Weihe eines höheren Gefühls. Auch für deine Sünden hat unser Erlöser am Marterholz gelitten; auch dir, wenn du reuig einkehrst in dich selbst, öffnet Gott, der Allerbarmer, seinen himmlischen Gnadenschooß.“

„Ohne Liebe, ohne Hoffnung,“ sprach er wehmüthig, hat ja der Glaube keine Macht über ein menschlich-schwaches Herz!“

„Liebe, hoffe, und du wirst den Glauben finden!“ sprach sie mit Erhebung.

„O ich Unwürdiger!“ rief er, und hielt beide Hände vor das Antlitz, „wie darf ich lieben und auf Gegenliebe hoffen; da ich an dir so schrecklich gefrevelt habe!“

„Der Geist der Liebe ist milde und versöhnend,“ entgegnete sie, „zeige dich würdig meiner Liebe, sei wieder edel und hochherzig, wie du es warest; und mit voller Seele und der tiefsten Innigkeit werde ich dich lieben, achten und ehren, so lange ich lebe, ja, so es unseren unsterblichen Seelen vergönnt sein würde, ewig!“

„Kunigunde, was soll ich thun, was beginnen, um in der Achtung wieder würdig zu werden? — Du siehst hier einen ganz rathlosen Mann in seiner höchsten Seelennoth!“

„Du sollst hoffen; aber auf Jenseits, das Erdenleben hat keine Freuden mehr für uns.“

„Woher die Seelenkraft nehmen, wie den Aufschwung des Gemüths gewinnen, wenn ich des Gefühls entbehren soll, von dir geliebt zu sein? Du bist ja bereits eines Andern, ich selbst sah dich in seine Arme sinken, sah ihn kosen mit dir.“

„Ich bin nicht Braut eines Andern,“ sprach Kunigunde feierlich, „in Ohnmacht sank ich voll Schreck, als ich deine Wildheit sah, und ein Freund — Ulrich von Hutten — der einzige, der milde über dich urtheilte, fing mich auf; nie hat er gekoset mit mir, deine Eifersucht und der Schein hat dich verblendet.“

„Ach ich liebte in dir die edlere Natur, die ich erkannt hatte; ich werde sie wieder lieben, wenn du hochherzig und edelsinnig an mir handelst, wie damals. — Gieb den Raub zurück — öffne mir die Thore!“

„Was verlangst du? — mein Leben? — mehr als mein Leben!“ rief er aus, mit einem angreifenden Ausdruck von Schmerz und Erhebung, doch was ist das Leben, was ist Glückseligkeit gegen das Hochgefühl, deiner Liebe würdig zu sein? — — — die Thore sind dir geöffnet!“

„Mein theurer Freund,“ sprach Kunigunde mit schwärmerischer Innigkeit und drückte seine

Hand an ihr Herz, mit dem seelenvollsten Aufschlag ihrer schönen Augen; „o könntest du ermessen, was ich fühle in diesem Augenblick! Es ist eine Weihe der Kraft in mir wach geworden; ein religiöser Aufschwung, eine Romantik der Liebe, Gott weiß es; aber ich fühle die Höhe der Kraft in mir, an Edelmuth dir nicht nachzustehen; ein religiöses Gefühl, ein Geist der ewigen Liebe ruft mir zu: verlaß ihn nicht, sei ferner sein Schutzgeist; geleite ihn als sein Engel durch's Leben, auf daß die bösen Geister der Hölle nicht wieder Macht über ihn gewinnen! Alles kleinliche Bedenken im Erdenleben ist von mir abgefallen; ich stehe hier auf Gottes Ruf und spreche feierlich: sei tugendhaft und glücklich, du Freund meiner Seele, und ich werde dich nicht wieder verlassen!"

„O — o! — Himmel — Gott — Kunigunde!" rief er mit erhobenen Armen und stürzte nieder auf seine Kniee — es war ein Wahnsinn der Freude, der erst allmählig in eine religiöse Begeisterung sich auflösete. Seine Hände schlossen sich; seine Augen voll Thränen erhoben sich hinauf gegen die fliehenden Wolken — majestätisch rollete der Donner — er betete.

Von dieser Stunde an hatte sich das Verhältniß der beiden Liebenden zart und duftig, wie eine Alpenrose auf einsamem Felsengipfel gestaltet. Was in der menschlichen Seele von den edelsten Lebenskeimen schlummert, die Liebe weiß sie zu entfalten. Stephan fühlte, was sie ihm geopfert hatte, Ehre, Reichthum, Eltern, Freunde und ein glückliches Stillleben — und seine Liebe war wie die Anbetung einer Heiligen geworden. Aber auch sie empfand, daß der Mann ihrer Liebe durch Zartsinn und Edelmuth des Opfers eines ganzen Lebensglücks werth war. Das gab ihren gegenseitigen Gefühlen eine Innigkeit und Zartheit, die keinen Sturm der Leidenschaft, keine Trunkenheit schwelgender Küsse aufkommen ließ. Mit Vergißmeinnicht-Augen — so still und innig — schauten sie einander an, und wenn ihre Hand in der seinigen lag, so vergaßen beide mehr zu wünschen, mehr zu hoffen. Vergangenheit und Zukunft erlosch dann vor ihren Blicken wie eine freundliche Landschaft, in einer milden Abenddämmerung. Die Gegenwart war ja, wie der Stern der Liebe am dunklen Himmel, für sich schon erheiternd genug.

Und doch war ihr duftiges Liebeleben nicht ohne stilles Weh. Es kam eine Zeit heran, wo Stephan mehr Unruhe zeigte als vorher. Ungünstige Nachrichten über Kriegesrüstungen gegen Hohenkrähen

waren ihm zugegangen. Die Meuterei seiner Knechte drohte jeden Augenblick auszubrechen. Die Feindschaft seiner Waffengefährten, der beiden Freidinger, verrieth sich immer mehr durch Verstimmung, Zurückhaltung und Bitterkeit in jeder ihrer Aeußerungen. Mit Sorge sah Stephan einer unheildrohenden Zukunft entgegen. Je mehr seine Liebe für Kunigunde seine ganze Seele durchdrang und ihn veredelte, um so mehr Vorwürfe machte er sich, daß er das geliebte Mädchen in sein vielleicht grauenvolles Verhängniß mit hinabgerissen habe. Dann warf er sich schnöde und lieblose Selbstsucht vor und beschwor in erhöhter Seelenstimmung das geliebte Mädchen, daß es zu ihren Angehörigen zurückkehren und ihn allein sein Schicksal tragen lassen möge. Doch Kunigunde war nicht stark genug, den Mann im Unglück zu verlassen, dessen reiches Herz und edler Sinn immer schöner hervortrat — aber sie vermochte auch, besonders in einsamen Stunden, ein unbeschreibliches Heimweh nicht zu unterdrücken, das immer häufiger sie hinzog nach dem Söller auf der Abendseite der Burg, von wo aus das geöffnete Felsenthal die freie Aussicht in die offnen, mit zahllosen Dörfern und Städten besäte Landschaft gewährte, worin ihre Heimath lag.

Dort saß sie wohl manche Stunde und hatte,

verloren im Weh süßer Rückerinnerungen, den Kopf auf die Hand gestützt. Oft glaubte sie die Thürme von Kaufbeuren zu sehen; aber das war wohl nicht möglich; Hügelzüge lagen noch dazwischen; aber dorthin trug sie die aufgeregte Phantasie, im Geiste kehrte sie dann zurück in das liebe Vaterhaus. Da sah sie den ehrwürdigen Alten auf seinem hohen Lehnsessel sitzen, daneben ihre Mutter mit der Spindel in der Hand, das Schlüsselbund an der Seite tragend, in der Würde einer frommen Matrone. In Gedanken kniete sie nieder, um den Segen für ihre romantische Liebe zu erflehen; aber ein unbeschreiblicher Schauder ergriff sie, wenn sie des Abscheus gedachte, den beide oft genug gegen das verruchte Leben und Treiben des wilden Hausner geäussert hatten. Und nun füllten Thränen ihre schönen Augen; sie neigte ihr Haupt und flehte im leisen Selbstgespräche mindestens um Vergebung eines Schrittes, zu dem sie durch des Schicksals Ruf und ihres Herzens Stimme, aus den reinsten, sittlichen und religiösen Beweggründen sich hingezogen gefühlt hatte. Aber — o Schmerz! — o namenloses Weh! — die theuern Alten wendeten ihre ehrwürdigen Häupter ab von der verlorenen Tochter und Thränen perlten auch in ihren ergrauten Wimpern. Nur aus Liebe konnten sie ihr nicht fluchen; aber die alten Herzen waren gebrochen; wie welk

gewordene Halme sanken sie mit den Häuptern zusammen und waren todt.

Mit einem Aufschrei erwachte Kunigunde aus solchen trostlosen Phantasiegebilden. Da trat Stephan ein und fragte erschreckt und besorgt, was ihr fehle?

„O, es ist nichts, mein Lieber!" sprach sie lächelnd durch Thränen, „nichts als ein krankhaftes Spiel der Phantasie; aber du, mein theurer Freund, erscheinst mir jetzt oft bekümmert. Warum erleichterst du dein Herz nicht, indem du mich mittragen läßt, was dich drückt."

„Geliebte Seele!" sprach er und zog sie sanft an seine Brust, „warum soll ich dir ein Geheimniß daraus machen, was du doch bald erfahren mußt. Der Bund hat viel Kriegsvolk aufgebracht, um Hohenkrähen in die Asche zu legen. Soll ich nicht zittern, dich, mein Alles, mein heiligstes Kleinod mit in mein Verderben gerissen zu sehen? Sie wollen dich befreien, Kunigunde — mich tödten. Das mögen sie — was ist das Leben ohne Liebesglück! — aber befreien können sie dich nicht. Dein Wort geb' ich dir zurück — du bist frei."

Kunigunde fühlte, daß sie dem Schwanken ihres Gemüths, das sie hierhin und dorthin zog, ein Ende machen müsse, wollte sie nicht in sich selbst vergehen. Ein Augenblick der Erhebung sollte

sie ewig binden — dann wähnte sie — sei ja mit einem Male alles Heimweh zu Ende. Es sollte die Pflicht der Gattin hinzutreten, um ihrer Liebe die Kraft und das Recht zu geben, auszuharren mit dem Mann ihrer Wahl, durch jede Windung eines dornenvollen Lebens.

„Mein Stephan," sprach sie in schöner Begeisterung mit der innigsten Weichheit der Stimme. „Jetzt, wo die Stunde der Prüfung naht, ist es wohl Zeit, daß ich dein Gemüth beruhige. Soll der Priester uns ewig binden? — ich bin bereit."

„O Kunigunde!" rief er, und schloß das sich ihm inniger anschmiegende Mädchen fester in seine Arme, „welche Himmel hast du mir geöffnet, und ich darf nicht eintreten. Gott gib mir Kraft, mir selbst die Pforten meiner Glückseligkeit zu verschließen. Nein, Geliebte, die Wolke drohet, die über meinem Haupte schwebt. Soll ich es dulden, daß ihr Wetterstrahl auch dich mittreffe? Nein — o nein — mag die Eiche zertrümmert werden, das Blümlein an ihrer Wurzel möge blühen nach wie vor; — doch trauere nicht, mein Herz. Glaube, liebe, hoffe — fromme Seele! wird einst der Sturm beschworen, die Aue wieder hell — dann o — dann — wie Gott will! — werden wir Hand in Hand durch das stille Leben wallen und — glücklich sein!"

Drittes Kapitel.

Belagerung von Hohenkrähen. — Die Stimmung der Liebenden. — Heranziehen der Landsknechte. — Landsknechtslieder. — Vater Frundsberg. — Gegenwehr. — Ulrich's Siegerfahrt. — Angriffsplan. — Die Arkeley. — Die Batterie auf dem Felsen. — Aufwiegelung und Rebellion der Knechte auf Hohenkrähen. — Paul's Verwundung. — Kampf gegen Stephan. — Kunigunde als versöhnender Engel. — Kapitulation. — Das Fest der Weihe. — Die Trennungsstunde.

Eines Abends, am Sankt Laurentiustage, stand Kunigunde einsam auf dem westlichen Söller der Burg vor dem geöffneten Fenster. Versunken in leise Wehmuth, mit einem ganz eigenen ahnenden Gefühl schaute sie hinaus in die duftige Ferne der Abendlandschaft. Vor ihren Augen wallte ein Thränenschleier. Aber der freie, herrliche Gottesgarten beruhigt so gern bewegte Gemüther. Nach einer Weile sah sie Staubwolken aufwallen, da wo zwischen den zerrissenen Bergen die Fernsicht auf das flache Land sich öffnet. „Wenn sie jetzt heranzögen, dich zu befreien?“ — der Gedanke fiel ihr schwer auf's Herz. — „Nein, es mag die Heerde eines nahen Dorfes sein,“ sprach sie beruhigter zu sich selbst. „Himmel! dort blitzt es wie Waffenglanz! — Nein, es ist der Silberstrom im Wiederglanz der Abendsonne. — Aber diese seltsamen Gestalten, die wie dunkle Schattenbilder dort her-

auftauchen über den Horizont und auf dem Goldgrunde des Abendhimmels sich bewegen? — Heilige Maria! — es sind Krieger — geführt von Frundsberg — von meinem Vater vielleicht — Gott, Gott! — sie wollen mich retten!"

„Zu spät — ach, zu spät!" rief sie mit hell ausbrechendem Schmerze aus, und sank auf den nächsten Sessel, indem sie ihre Augen mit den Händen bedeckte. — Zum erstenmale war ihr die Möglichkeit der Rückkehr in die gewohnten stillen Verhältnisse ihres Hauses so nahe und lebhaft vor die Augen getreten, daß sie im unbeschreiblichen Schmerz fast einige Reue empfand über ihre Hingebung an eine Liebe, welche die Welt verdammen mußte. Doch da gedachte sie des geliebten Mannes, seines Edelmuths, seiner Herzensgüte und ihres hohen Berufs, den Versunkengewesenen durch Liebe, Glaube und Hoffnung wieder aufzurichten, und sie selbst richtete sich auf und gewann wieder Ruhe und Freudigkeit für ihren dornenvollen Berufsweg — wie sie die Pflicht, ihm das gegebene Wort zu erfüllen, jetzt nannte — durfte sie ja doch hoffen, daß es diesen Dornen auch nicht an Rosen fehlen würde!

Bei diesen Gedanken lächelte sie vor sich hin, und wie Stephan, besorgt über den Eindruck des Anblicks einer heranziehenden Heeresmacht auf ihr

Gemüth, herantrat; da glänzte sie ihn an mit so milden, freundlichen Blicken, daß er sich zu ihr herabbeugte, sie sanft auf den Mund küßte und ihr in den weichsten Tönen der Liebe sagte: „Mit diesem Blick ist ein Engel in meine Seele gezogen. Gottesfrieden ruhet auf meinem Innern. Menschen können ihn nicht stören. Gott wird uns helfen.“

„Ja,“ entgegnete Kunigunde, „vertrauen wir auf ihn, denn eine feste Burg ist unser Gott!“

Unten aber wurde mit jeder Stunde die Scene bewegter. Erst einzelne Reuter kamen vorsichtig und zögernd dem Bergpaß herauf, schauten in das weite Thal hinab, starrten die Burg an, die wie ein Adlerhorst in den Lüften thronte und kehrten dann wieder um. Nicht lange nachher erschienen einige Rotten Landsknechte mit ihrem Rottmeister an der Spitze und erstiegen mit Leichtigkeit die Berge an den Seiten des Passes. Sie waren leicht bewaffnet mit dem kurzen Spieß und der Armbrust. Nach ihrer Kleidung und der Geschicklichkeit im Bergsteigen zu urtheilen, gehörten sie zum Tyroler Aufgebot der oberländischen Knechte.

Nachdem sie die Höhen des Bergpasses besetzt hatten, schallte ein lustiges Durcheinandersingen in den Felsenwindungen des Thalweges herauf. Bald

darauf wurde der eigentliche Vortrab eines größseren Heeres sichtbar — breitschulterige Gestalten, bunt und wunderlich ausstaffirt, wie es eben die Laune eines Jeden eingegeben haben mochte. Auf den Köpfen trugen einige die Eisenhaube, andere den Spitzhuth, auf der Schulter den Knebelspieß, die Hellebarde oder den Morgenstern — eine Art von, mit Stacheln versehenen Streitkolben. Hintendrein schleppten die schwerer gewappneten Doppelsöldner ihre Hackenbüchsen nebst Kraut und Loth, die Pulverflasche auf dem Magen tragend, den breiten kurzen Degen auf den Rücken geschnallt; Viele im Goller von Büffelleder, Andre sogar im eisernen Brustharnisch einherschreitend. Das war ein Fähnlein frommer Landsknechte, die den Vortrab bildeten.

Voran schritt der Fähndrich, ein hochgewachsener, grader Gesell in voller Mannskraft mit seinem thurmhohen Fähnlein, das er im Winde flattern ließ. Er war mit Schleifen und Bändern wunderlich genug herausgeputzt. Ein handliches Schwert hing ihm zur Seite, die beiden Spiele standen unter seinem Befehl und das Getön der tonnengroßen Trommel und der scharfe Pfeifenklang hallte durch die Berge. Da gebot der Hauptmann — ein breitbärtiger Krieger — ausgezeichnet durch einen stattlichen Federbusch auf der Eisenhaube

— sein donnerndes: „Ruhe!" — „Still — da — still — halt's Maul, Gesell!" schrie der Eine dem Andern zu, und allmählig schwiegen Trommler und Pfeifer und der wilde verworrene Gesang und das wirre Gerufe verhallte und Alle konnten jetzt die Stimme ihres Hauptmanns vernehmen.

Der Hauptmann war stehen geblieben und die Landsknechte zogen sich um ihn herum und bildeten einen sogenannten Ring, in dessen Mitte der Hauptmann, der Fähndrich mit dem Fähnlein und die beiden Spielleute standen.

„Lieben Freunde und Mitgesellen," sprach der Hauptmann, in dem treuherzigen Tone jener alten Zeit, „da liegt nun das von Gott verdammte Krähennest, das uns unser Kaiser und Herr auszunehmen befohlen hat. Weiß Gott, wie das möglich sein wird; aber was schiert es uns, darüber uns den Kopf zu zerbrechen. Wir haben den Vater Frundsberg an der Spitze der Hauptmacht; der aber hat Gott im Herzen und den Teufel im Leibe; laßt uns ihm zu Ehren das schöne neue Lied von Frundsbergs Zier und Ehre singen, das uns ein frommer Landsknecht und ehrsamer Meistersänger gar schön gereimt hat. Es geht nach der Weise des ein und dreißigsten Psalms: „In dich hab' ich gehoffet, Herr!"

Und nun begann der bärtige Kriegsmann aus

der breiten gewölbten Brust mit einer tiefen volltönenden Stimme vorzusingen:

„Georg von Frundsberg,
Von großer Stärk',
Ein theurer Held,
Behielt das Feld
In Streit und Fehd'
Die Feind' besteht,
In aller Schlacht,
Er legt, Gott, zu dir Ehr' und Macht.“

Und im gewaltigen Chorus wiederholte das ganze Fähnlein den frommen Gesang. Man hätte es dem weichen Beben der Stimme fast anhören können, daß das Loblied der wackeren Kriegsgesellen für ihren Vater Frundsberg aus der Tiefe treuer Gemüther heraufgequollen war.

Endlich schloß das Lied:

„Der Kaiser Ehr'
Hat er g'macht mehr;
Ihr Land und Leut'
Beschützt all'zeit
Mit großer G'far
Er sieghaft war;
Ganz ehrenreich,
Man find' nicht bald, der ihm gleich.“

Das Lied hatte die grundehrlichen Gesellen nach ihrer Art begeistert. Die Arkebusire knallten aus ihren schweren Hackenbüchsen Freudenschüsse in die Luft. Die andern schrieen und schwuren ihrem

lieben Vater Frundsberg blind zu folgen, und wenn er ihnen gebieten sollte, sich an dem Felsenneste da drüben die Köpfe einzurennen.

„Halloh! Ein Meistersänger! — Still, ein Meistersänger!" riefen da plötzlich die weiter zurück Stehenden. „Hört ihn — es ist der Ulrich von Hutten — er soll uns auch ein frommes Liedlein singen zu Ehren unseres lieben Landsknechts-Vater."

Und ein nicht mehr ganz junger Mann von kränklichem Ansehen, aber mit schönen, geistreichen Augen und einem feinen Lächeln um den Mund, den nur ein schwaches Bärtlein zierte, trat bescheiden in ihre Mitte, nahm die langhälsige Laute von seiner Schulter und sprach mit einer leisen, fast demüthigen Stimme: „Liebe Gesellen, Ihr hegt da einen Irrthum, der mich gar sehr über alle Maaßen ehrt; denn ich bin bis daher noch nicht so hoch betrauet worden, in die ehrsame Zunft der Meistersänger, dergleichen zu Nürnberg und Augsburg blühet, aufgenommen zu werden. Ich verstehe weder das Bar *) mit seinem Gesätze **) und seinen Stellen ***) schulgerecht zu ordnen, noch jedem Gesätze den Abgesang ****) anzuhenken, nach dem anmuthigen Wechsel der klingenden und stumpfen

*) Lied. **) Strophen. ***) Antistrophen. ***) Meseda von anderem Versmaaß.

Reimen *), kurz, die ganze Tabulatur **) ist mir fremd und vor den ehrsamen Merkern ***) möchte ich schlecht genug bestehen; aber, lieben Freunde, weß das Herz voll ist, das geht der Mund über. Der Vogel singet, wie ihm der Schnabel gewachsen ist zum Singen, und so Ihr es mir vergönnet, werde ich Euch das neue Lied vom tapferen Frundsberg vorsingen.“

Solche erbauliche und bescheidene Vorrede möchte in unsern Zeiten ziemlich überflüssig erscheinen, ja wohl lächerlich klingen; allein dazumal gab es im freien Gemeinwesen der Söldnerzunft gar kecke Gesellen, die jedem Unberufenen auf den Mund geschlagen haben würden, der es ohne Weiteres gewagt hätte, sich mit dem geringsten Schein von Anmaßung überheben oder hervorthun zu wollen. Erst als Herr Ulrich die Erlaubniß der kleinen Kriegsgemeine empfangen hatte, begann er nach einem kurzen Präludiren auf der Laute im Ton der „verschlossenen Helmweise,“ die allen gar wohl bekannt war, zu singen:

„Gleichwie Herr Görg von Fronsperg g'west
Der Hochberühmpteste und Best
Kriegsobrister, so in mancher Zeit
Gelebt in vielen Landen weit,

---

*) Weibliche und männliche Reime. **) Gesetze der Meistersängerei. ***) Kunstrichter.

Der allen andern gelegen ob,
Als noch bezeugt sein Preiß und Lob:
So ist Fronsperger gleicher G'stalt
Mit seinen Werken über neu und alt u. s. w."

Es ist kaum möglich, die Wirkung dieses einfältigen Liedleins auf die treuherzigen Kriegerseelen zu beschreiben. „Wir wollen ihn sehen," riefen sie, „ja, unseren lieben Vater sehen! Wir sind nicht schlechter, als die Andern, in deren Mitte er reitet." Und nun kehrten sie um, trotz alles Rufens und Scheltens ihres Hauptmanns; denn sie wollten ihren lieben Vater sehen, besonders, da sich das Gerücht verbreitet hatte, er sei siech geworden und habe sich heim begeben müssen; in welchem Falle sie gewiß auch auseinander gelaufen sein würden; denn so viel galt der Mann und sein Werth den Kriegsleuten jener Zeit. Die Subordination war dazumal eben so strenge nicht, daß eine solche Umkehr, wo kein Feind stand, für ein großes Verbrechen gegolten hätte. So ein Regiment Landsknechte hatte als freie Söldnergemeinde ihren Obristen und Hauptleuten Gehorsam gelobt; doch nur unter dem stillen Vorbehalt: wenn sie es selbst für recht und billig halten würden. Jetzt aber waren sie durch die starken Gefühle kräftiger Naturmenschen hingezogen, ihren lieben Feldobersten zu schauen, und hielten es eben nicht für nothwendiger, früher

in das Thal vorzudringen wie der übrige helle Haufen, der da aus dem flachen Lande herauf noch nachgezogen kam.

Bald war dieser erreicht. Langgedehnte Staubwolken wälzten sich gegen das Gebirge herauf. Es war eine buntbewegte Masse jener phantastischen seltsamen Gestalten, die wir schon oft genug geschildert haben. In der Mitte dieser frommen Landsknechte ritt Vater Frundsberg auf seinem geduldigen Maulesel, breitschultrig und bequem zusammengesunken, den treuen Knebelspieß auf der Schulter tragend. Seine beiden Trabanten schritten langbeinig, und Alle überragend nebenher.

Da brachte der rückkehrende Vortrab, dem der Fähndrich mit dem Fähnlein gefolgt war, damit dieses wenigstens nicht verlassen bleiben sollte, den halben Haufen der ohne Ordnung fortschreitenden Knechte, in einige Verwirrung. Es entstand ein Gedränge in dem hier sich verengenden Felsenpaß, und die Rückkehrenden verkündeten die neue Mähr' vom Ehrenliede, das Herr Ulrich von Hutten gesungen auf Vater Frundsberger, den Nachonmenden. Da endlich brach der Jubel aus und ksie riefen ihrem vielgeliebten Feldobristen ein vieltausendstimmiges Vivat, das brausend, wie Meereswogen über die endlose Menschenmasse dahin rollte und immer wieder sich erneuete, wenn sich der

eine oder der andere Haufen schon ausgeschrieen hatte. Aber einen fast komischen Kontrast mit dieser seltsamen Huldigung bildete das Schelten und Dreinschlagen des alten Herrn, der sich ereiferte über die sonderbare Art ihn zu ehren, indem man seinen Befehlen ungehorsam wurde und ihn so lebhaft umdrängte, daß sein langohriges Thier nicht fortschreiten konnte. Endlich mußte er doch selbst darüber lächeln, und wie sich denn allmählich der Knäul entwirrte und der Zug durch den Felsenpaß weiter hinauf wogte. Da sang er denn auch mit einer gemüthlichen Ironie sein selbst verfaßtes Leibliedlein, im „neuen Ton von Mailand" vor sich hin, welches wir mittheilen wollen, da es mehr als Alles seine eigene, fast schwermüthige Gemüthsstimmung verrieth.

Es lautete, kaum den Nächstgehenden vernehmbar:

„Mein Fleiß und Müh'
Ich nie hab g'spart
Und allzeit g'wart
Dem Herren mein,
Zum Besten sein
Mich geschickt hab' drein;
Gnad, Gunst verhofft;
Doch G'müt zu Hof verkehrt sich oft u. s. w.

Wir werden das ganze Lied noch später hören, wie der mit dem Alter immer stärriger und ehr-

geiziger werdende alte Herr vielleicht gerechtere Ursach hatte über Undank zu klagen als jetzt, da er nur darüber grollte, daß er gegen die Heckenreiter zu Feld ziehen mußte, anstatt, wie er meinte, der Kaiser ihn wohl besser hätte verwenden können, wenn er ihm für den siechen und gichtbrüchigen Antonio de Leyra, den Oberbefehl über die Besatzung von Pavia anvertrauet hätte.

Es fing schon an dunkel zu werden, als endlich der lange Troß von Weibern und Buben, Hunden und Saumrossen durch den Gebirgspaß heranzog.

Diese trieben das Gesinge und Gelärm noch viel toller, als das eigentliche Regiment der Landsknechte. Den hochbepackten Weibern und Buben schritt gravitätisch voran der gestrenge, bärtige Kriegsmann, den alle fürchteten, wie den „Gott sei bei uns.“ Er hatte den Blick eines Frohnvoigts, einen seltsamen Kopfschmuck mit zwei Eulenflügeln, statt des Federbusches am Hut; trug weit aufgeschlitzte Aermel, ungeheuere, bis auf das Knie gehende Pluderhosen, den kurzen breiten Landsknechtsdegen quer vor den Magen geschnallt, in der Rechten den Federspieß; ringsumher viel Gesindel mit mancherlei Küchengeräth, Flaschen und Lebensmitteln beladen.

Dem allgemeinen Drange, auf dem Marsche zu singen, hatte auch dieser strenge Befehlshaber des Trosses nachgegeben; aber er sang, im Gefühl seiner Würde:

„Ich bin der H...nweibel genanndt,
Weil ich hab' unter meiner Handt
Hinden hernach einen Haufen groß,
H.... und Buben nennt man den Troß,
So darumb gehalten werde, daß
Sie kochen, wäschen und etwas
Den Knechten vom Gezeug nachtragen,
Denn man nicht Alles führt auf dem Wagen;
Die halt ich z'sammen in einem Haufen,
Daß sie nicht in die Ordnung laufen,
Doch behalt ich die hübschen bei mir,
Die andern laß ich nicht hinfür,
Daß sie nicht machen Unordnung
Undern Knechten, auf alt und jung
Ich z'sammenhalt, daß sie nicht lauffe
Ins Lager und umsonst einkaufe,
Raumen, was sie finden do,
Speiß und Getränk, Holz, Heu und Stroh,
Daß den Knechten kein Mangel kumb,
Der Ursach werd' ich gehalten drumb."

Und mit klarer Stimme sang der Troß der Weiber und Buben:

„Wir H.... und Buben in den Kriegen
Halten und warten nach Vermügen

Unserer Herrn, wie Buben lauffen,
  Heimtragen, was man ist kauffen,
Geschwind mit Fütterung und Einschenken,
  Auch haben wir Essen und Trinken,
Sonst sind wir H... fast von Flandern,
  Geben einen Landsknecht um den Andern,
So sind wir auch nützlich dem Heer,
  Kocheu, fegen, wäschen wer
Krank ist, dem warten wir dann aus,
  Wir zehren auch gern nach der Strauß,
Das man beim Spinnen nicht viel findt.
  Wir H...n nnd Buben sind ein Gesind,
Ob wir schon werden übel geschlagen,
  So thun wir's mit einem Landsknechtswagen,
Vor uns ist aufheben wohl;
  Wann man raumen und graben soll,
Braucht man uns, das Holz darzutragen,
  Thun wir's nicht, so werden wir geschlagen."

So war es das wunderlichste Gereime und Gesinge, womit dazumal die treuen Landsknechte und ihr seltsamer Anhang sich die Zeit vertrieben auf ihren langen und beschwerlichen Heereszügen.

Die Knechte oben auf der Burg und die beiden Freidinger Brüder spotteten den Heerschaaren unten im Thalgrunde. Ihr Krähennest, wie die so höhnend die Burg zu nennen pflegten, lag so hoch, daß das Getreibe da unten dem ergötzlichen

Spiele eines Völkleins daumenhoher Bergmännlein glich. Sie warfen, wie lose Buben, Steine hinunter und schrieen: „Hihi! Erdmännlein!“ und die unten schrieen: „Hihi! Krähennestlein!“ Nur schwach, kaum hörbar drang der Ton der Stimmen hinauf oder hinunter; aber in jener Zeit, wo der persönliche Muth im Kriegswesen noch so vieles entschied, pflegten die Gemüther sich vor jedem Angriff durch Scheltworte zu erhizzen, um dann mit Wuth in den Kampf zu rennen, wodurch oft genug die Stelle des wahren Muths ersetzt werden mußte.

Stephan dagegen ordnete mit Besonnenheit die Vertheidigung der Burg. Durch Kunigundens Liebe war er wieder zum vollen Selbstbewußtsein gelangt. Der einzige Zugang zu der Burg, ein Felsensteig, der sich wie ein halbes Schneckengewinde, steil und schmal an den abschüssigen Felswänden herauf zog, hätte schon durch Steinwürfe von oben hinreichend vertheidigt werden können. Der Burgherr ließ daher Felsenstücke und große Steine auf der Umfangsmauer der Burg anhäufen. Diese durften nur über den Rand derselben hinab gestoßen werden, um die Anstürmenden zu zerschmettern. Das einzige Burgthor war von festem Eichenholz und mit Eisen beschlagen, zu dem mit einem Fallgatter versehen. Zu größerer

Vorsicht aber, besonders um zu verhindern, daß von den Knechten; denen er nicht trauen durfte, keiner zum Feinde überging, ließ er das Thor inwendig so sehr mit Steinen verlegen, daß dessen ganze Wölbung damit ausgefüllt wurde. Der ungeheuer tiefe Brunnen wurde untersucht und gereinigt. Die Vorräthe wurden nachgesehen und geordnet; Waffen wurden vertheilt, die Spieße und Schwerter geschliffen; die eisernen Falkenets und Hackenbüchsen vom Rost befreit, geladen und in die Schießscharten gelegt. Kurz, es gab eine Menge von Beschäftigungen für die Junker und Knechte, die sie in den ersten Tagen in beständiger Thätigkeit erhielten; das beste Mittel gegen Meuterei, wozu besonders Hans von Freidinger durch boshafte Einflüsterungen die Knechte zu verleiten suchte.

Auch Kunigunde, seitdem sie einmal ihr Lebensloos unwiederruflich gezogen hatte, übernahm mit Besonnenheit und reger Geschäftigkeit die Sorge für das Hauswesen, führte die Aufsicht über Küche und Keller, Back- und Brauhaus, und sorgte dafür, daß die arbeitenden Knechte gut und reichlich mit Speise und Trank versehen wurden. Dergleichen erkennen auch die rohesten Gemüther dankbar. Kunigunde waltete wie ein versöhnender Engel in der unheimlichen Burg, zwischen dem wilden,

kriegerischen Getreibe roher Gesellen. Die Achtung aber, welche sie für dieses holde Fräulein hegten, war so groß, daß es nur zu erscheinen brauchte, um jedem Ausbruch von Rohheit, Völlerei, Würfelspiel und Schlägerei sogleich ein Ende zu machen.

Unten im Lager befanden sich aber kluge und erfahrne Kriegsleute, die, ehe sie einen Angriffsplan entwarfen, die militärische Lage des Orts und die Gegend mit kundiger Sorgfalt in Augenschein genommen hatten. Damit ging der dritte Tag hin, nachdem am zweiten das Lager eingerichtet, das Heer gemustert und die Artillerie eingetroffen war. Am Abend jenes dritten Tages wurde in Herrn Georg von Frundsberg Gezelte ein Kriegsrath gehalten, wozu sich außer dem zweiten stattlichen Heerführer Herrn Georg von Lichtenstein, die versuchtesten Hauptleute eingefunden hatten.

Man sprach hin und her und das Ende von dem vielen Gerede war die einstimmige Meinung, daß die Feste mit Sturm nicht zu nehmen, und weil sie nach der Aussage der Landleute wohl versehen sei mit Lebensbedarf, auch nicht durch Hunger zur Uebergabe gebracht werden könne. Herr Georg von Lichtenstein war derselben Meinung, doch versprach er sich einige Wirkung von den

guten Gestücken, die auf Befehl des Kaisers von Inspruck und Landau herbei geschleppt werden sollten.

Der Gestückmeister Linhard Taucher, der seinem Geschütz vorausgeeilt und schon angekommen war, fühlte sich geschmeichelt dadurch, daß seine Stücke in diesem Strauß den Ausschlag geben sollten und vermaß sich hoch und theuer mit guten Eisenkugeln den ganzen Fels in tausend Kochstücke zu schießen, so daß das alte Krähennest von selbst herabfallen werde.

„Lieben Freunde," sprach Georg von Frundsberg ohne Rückhalt, in seiner ehrenfesten Ernsthaftigkeit, „mit Großsprecherei und Maulreißen wird hier nichts ausgerichtet. Könnt ihr die Gestücke nicht so hoch richten, daß ihr damit die Mauern brecht, oder die Häuser einwerft, die darüber hinausragen; so werden sie uns nicht mehr nützen, als die langen Spieße der Doppelsöldner, oder die kurze Wehr der frommen Landsknechte. Was haltet ihr davon Meister Matern, Eure Einsicht hat sich vor Padua trefflich bewährt, deß geb ich Euch hiermit ehrenhaftes Zeugniß mein wackerer Kriegskumpan."

Damit schüttelte er dem ehrlichen Büchsenmeister Matern treuherzig die Hand. Dieser aber dankte und sprach: „Wohl habt Ihr Recht edler

Herr, daß die Gestücke keine Felsenbrecher sind; aber es sind auch die schweren Karthaunen und die langen Feldschlangen keine Handröhre, die man auf ihren Laffeten nach Belieben in die Luft richten könne, um die argen Krähen da oben von ihrem Felsennest herunter zu schießen. Ich wenigstens unterstehe mich nicht nur einen Schieferstein auf jenen Dächern des Krähennestes, geschweige denn eine Mauer dort oben damit einzuwerfen. Habt Ihr gesehen lieben Freunde und Herren, wie heute mit Tagesanbruch die Wolken zogen an den Bergen und das Haus Hohenkrähen noch darüber hinausragte, gleichsam auf den Wolken schwebte, welcher Meister von der Artillerie möchte nur dort hinauf schießen können; muß man sich doch das Genick fast ausrenken, will man nur hinan schauen."

„Wir werden wenig Ehre einlegen vor diesem Krähenneste," sprach verstimmt Herr Georg von Frundsberg.

In der Ecke des Zelts saß auf einem niedrigen Feldstuhle der uns wohl bekannte Sänger.

Er schien in Träumereien versunken zu sein und wenig geachtet zu haben auf die Gespräche der braunen Kriegsgesellen; denn seine Hand ruhte lässig auf den Saiten einer Laute, welcher er ganz leise einige Klänge entlockte.

Unser Meistersänger, bemerkte der Lichtenstei=

ner, könnte uns vielleicht bessere Kunde geben von den Zugängen der Burg; denn er ist mit seinen Saiten schon höher gestiegen als alle die bewehrten Männer, um seiner schönen Helena in Troja einige zierliche Reimlein zu singen. Noch tief in der Nacht hörten die Knechte von unten in der Höhe seine klare Stimme und seine Lautentöne. Was gilt es, gelahrter Herr und Meister, Freund Cupido hat Euch besser unterrichtet, wie man zu Liebchens Fensterlein gelange dort oben, als uns Gott Mars, der sonst die Wege zu schönen Frauenbildern wohl zu finden weiß

Ohne, wie es schien, diese Rede zu beachten, griff Herr Ulrich von Hutten, denn der war es, lauter in das Saitenspiel. Dann erhob er seine Stimme und sang nach einer beliebten Landsknechtsweise:

„Soll ich Euch Kunde bringen
Von meinem luft'gen Singen
So hört Ihr lieben Freunde
Der Landesknechtsgemeinde
  Was sich hat zugetragen
  Bei meinem kühnen Wagen.“

Wohl banget dort voll Graus
Mein Lieb im Felsenhaus,
Mich zog hinauf zur Höhn
Ein sehnsuchtsvolles Wehn;

Und wie ein flinkes Gemslein
Stieg ich bergan allein.

Dort jenseit, wo die Klippe
Wie 'n riesiges Gerippe
An Waldeshöhen hängt,
Und sich der Felskamm längt,
Dort wähnt' ich sey 's zu wagen
Ihr meine Lieb' zu klagen.

Ich stieg wohl auf den Bergwald —
Hoch oben weht' die Luft kalt —
Das konnte noch nicht hindern
Und meine Gluth nicht mindern,
Nach Stunden langem Steigen
That sich die Sonne neigen.

Da steh' ich ganz allein
Auf wüstem Felsenrain;
So schau ich von der Höh'
Bis ich die Burg erseh
O Jubel — o Gewinn
Ein Felsenpfad führet hin! —

Denkt Euch: ein Hühnenroß
Trägt auf dem Haupt' das Schloß
Und auf dem langen Rücken,
Was muß ich da erblicken? —
Den Sattel, wie ein Dach,
Von Stein, so steil und jach.

Und auf der Schwindelhöhe,
Da seh' ich's Nest der Krähe;
Wohl führt ein Steig dorthin.
Nur Gemsen kennen ihn.
Ich klettr' und rutsche weiter,
Wie auf 'ner Felsenleiter.

Ich steige wie ein Häher;
Das Schloß kommt immer näher,
Ich bin auf gleicher Höh,
Als ich es vor mir seh'.
Das Fenster sah ich blinken —
O könnt' ich Lieb' — dir winken!

Schon glaubt' ich's zu erreichen,
Da thät' der Boden weichen
Ich stehe an dem Rand
Von einer Felsenwand;
Dann eine Kluft so jähe,
Ich schaudernd vor mir sehe.

Noch steh' ich wie vernichtet,
Als sich die Nacht verdichtet.
Im Söller seh' ich Licht
Sie ist's mein — Herze spricht.
Nur Laute, die ich trage,
Tönt meine Liebesklage.

Da sing' ich durch die Nacht:
„Lieb', Herz, dein Trauter wacht,

O fasse Muth mein Leben!
Es wird ja Gott noch geben,
Daß Alles glücklich geht."
Da hallt's zurück: „zu spät!"

Und schwermüthig senkte der Sänger das Haupt wieder und schwieg, es den Führern überlassend, welchen Nutzen sie von seiner Mittheilung ziehen mochten.

„Wenn wir dort hinauf das Geschütz bringen könnten," sprach Georg von Frundsberg nachsinnend, „so wäre das Krähennest bald zusammengeschossen. Was meint Ihr dazu Meister Linhard und Ihr edler Büchsenmeister Matern?"

„Ei ja, edler Herr," lachte der Gestückmeister Linhard, wenn die scharfe Metze so leicht wäre, wie ein Blaserohr, und die Falkonen fliegen könnten, wie Falken, oder die lange Nothschlange den Felsen hinauf kriechen könnte, so ließe sich eine schöne Batterie auf den Wolken anlegen, warum nicht auf jenem Felsenkegel, dort hinter dem Schlosse, der eher einer Thurmspitze, als einer Schanze oder Bastion gleichsieht. Ihr achtet unsere Arkelei *) gar zu gering Herr Obrist vom Tyroler Aufgebote, daß ihr sie, wie einen Vogel gebrauchen wollet, um in den Lüften zu operiren.

*) Der Aftername für Artillerie.

„Zwar,“ fiel der ehrenfeste Büchsenmeister Matern, im verweisenden Ton ein, „hat es schon Mühe genug gekostet, die prächtigen Gestücke von Inspruck und Lindau her über die Berge zu bringen, die Scharfmetze wiegt allein schon ihre hundert Zentner und schießt eiserne Kugeln von hundert Pfund; eigene Wagen mußten erbaut werden sie fortzuschleppen mit dreiunddreißig Pferden auf der Ebene und achtzig an Bergen, mit zweiund dreißig sechsspännigen Wagen mußte ihr die Munition nachgefahren werden; indeß die andern Stücke sind leichter. Da ist noch der Weck auf von Oestreich; der Burrlebaus, die Singerin, das Turmkreuzel und das Ketterlin. Ei ja, es sind immer noch ganz handliche Stücke, aber was wäre den frommen Landsknechten unmöglich, die vor Brescia und Padua schon Wunder gethan haben?

Hat Einer den Felsenkegel erstiegen, so können's auch Mehrere. Laßt nur Bergleute aus dem Gebirge zusammen treiben und gebt mir gute Leute von den Knechten zur Hülfe; so wollen wir — so Gott will — Kaisers Befehl bald erfüllen und das Krähennest zerreißen.

Herr Georg von Frundsberg und der Lichtensteiner billigten und belobten den Entschluß. Schon am folgenden Tage wurden alle Vorkehrungen zu dem verwegenen Unternehmen eingeleitet. Der Felsenkegel, der der Burg gegenüber sich erhob und mit einem Klippenmeere durch eine lange Felsenmauer verbunden war, wurde von kühnen Gemsjägern, die sich unter den Oberlandsknechten befanden, erstiegen. Bergleute, die aus ihren Gruben und Hütten herbeigeholt waren, mußten den fast nur für Gemsen geeigneten Pfad zugänglich machen. Durch eingehauene Stufen und Geländе war es möglich geworden, daß die etwas schwerfälligen und stehfesten Hauptleute einer nach dem andern sich die Gelegenheit besehen konnten. Auch der Oberst, Herr Georg von Frundsberg, war dort und gab nach dem Rathe seines erfahrenen Büchsenmeisters den Ausschlag; denn wie es bei solchen Unternehmungen zu gehen pflegt, so gab es auch hier so viel Meinungen, wie Köpfe.

Das größeste Hinderniß war, daß der Felsenkegel in eine Spitze auslief, worauf die Stücke nicht Raum hatten. Auch waren die Arbeiter zu sehr den Falkonetkugeln, von der Burg herüber, ausgesetzt. Dort hatte man das Unternehmen bemerkt, und diese kleinen leicht beweglichen Geschütze, welche nur zwei Pfund Blei oder Eisen trieben,

gegen diese Höhe gerichtet. An Herrn Georg Frundsbergs Seite wurde ein braver Landsknecht durch die Brust geschossen und stürzte von der Felsenmauer so furchtbar hinab, daß man unten seinen Leichnam unkenntlich und in Stücken zerrissen wieder fand. Doch dieses Beispiel schreckte die muthvollen Männer so wenig, als die Kugeln, die ihnen von Minute zu Minute um die Ohren pfiffen oder gegen den Felsen anschlugen. — Ruhig und besonnen untersuchte Frundsberg die Bestandtheile des Felsens. Er fand den Gipfel so verwittert, und das Gestein so locker, daß sich an ein Abtragen desselben, so weit, bis man eine Felsenplatte gewonnen haben würde, denken ließ. Schon Kaiser Max, der Schöpfer einer verbesserten Artillerie, hatte das Pionirwesen tüchtig ausgebildet. Die Schanzbauern, der Schanzmeister und die Schneller (so nannte man die Werkleute, die das Geschütz, die Wagen und Karren im Stande erhalten mußten, auch zum Aufschlagen von Brücken, Pallisaden und Schanzen gebraucht wurden) standen unter ihrem besondern Hauptmann. Bergleute wurden ihnen zum Felsensprengen beigegeben und so gingen alle Arbeiten mit großer Ordnung von Statten. Nach Frundsbergs Anweisung wurden sie so vorsichtig geleitet, daß der Fels selbst den Arbeitern als Brustwehr dienen mußte.

An der, dem Schlosse gegenüber liegenden hinteren Seite des Felsens, wo derselbe durch eine Reihe Klippen mit dem Hauptgebirgsstocke zusammenhängt, waren von Absatz zu Absatz Winden angebracht. So gelang es denn endlich, nach Verlauf von acht Tagen durch die vereinte Kraft vieler hundert starker Männer drei der leichtesten Stücke, die Singerin, das Thurmkreuzel und das Ketterlin so aufzustellen, daß die Burg von einer fast gleichen Höhe damit beschossen werden konnte. Auf der vorderen Seite des Felsenkegels hatte man eine Brustwehr stehen gelassen und Schanzkörbe deckten die Büchsenmeister und ihre Knechte vor den feindlichen Kugeln, während unten das ganze Belagerungsheer dem Kampfe zusah, der fast in den Lüften, oft über den, an den Berggeländen sich hinziehenden Wolken, geführt wurde. Mit den ungeheueren Geschützen, die unten müßig im Thale lagen, trieben die Söldner ihr Gespötte. So nannte der derbe Landsknechtswitz die hundertpfündige Scharfmetze die faule Metze, den sechszigpfündigen Wecker von Oestreich die Schlafmütze von Oestreich, und den Burrlebaus, der funfzigpfündige Kugeln schoß, den Bulleklaus (das Schreckbild für Kinder am heiligen Christabend).

Uebrigens waren die Gestücke oben auf dem

Felsen trefflich bedient. Die Büchsenmeister wußten mit den Quadranten wohl umzugehen, und das Verhältniß des Pulvers zu den Kugeln genau zu berechnen, wenn auch das Richten, Laden und Abprotzen eben so langsam und schwerfällig ging, wie jede andere Bewegung dieser unförmlichen Kriegsmaschinen. Kaiser Max, der die wunderlich-grotesken Söldnergemeinden der Landsknechte zuerst gebildet hatte, war auch der erste gewesen, der den Kriegsstand der Arkeley auf einen, für damalige Zeiten, furchtbaren Fuß gebracht. Früher kannte man nur eiserne Geschütze, die leicht platzten, oder man goß metallene von so ungeheurem Gewicht, daß sie kaum von der Stelle gebracht und höchstens bei Belagerungen gebraucht werden konnten. Da war es der umfassende Geist des rittterlichen Kaisers Max, der bald als Weißkoning, bald als Ritter Theuerdank in den berühmten Heldengedichten jener Zeit gefeiert wird, durch den die neue Geschützkunst erdacht und ausprobirt wurde. Unter andern hatte er gelehrt Kanonen gießen und boren, auch Anweisung gegeben zu wunderlichen Meisterschüssen. Sein Zeugmeister Michel Otten stand ihm treulich bei, und in Georg von Frundsberg und Franz von Sickingen hatte der abentheuerliche Kaiser treffliche Werkzeuge gefunden zur Ausführung seiner „theuren

Gedanken" über Verbesserung des Kriegerwesens. Die Geschütze waren indeß damals noch nicht so häufig, daß man sie nicht alle bei den Namen gekannt hätte, womit sie der Witz der Erzgießer getauft hatte. Einige dieser Stücke waren von ungemeiner Länge. Sie hießen deßhalb Schlangen, die statt des Büchsenmeisters von eigenen Schlangenknechten bedient wurden. Kaiser Max hatte eine Quartanschlange, die fünfundzwanzig Zentner schwer, zehn Pfund Eisen trieb, eine Nothschlange, die wegen ihrer ungeheuren Länge funfzig Zentner wog und nur zehnpfündige Kugeln schoß, und eine halbe Nothschlange, zwanzig Zentner schwer und zwei Pfund Eisen schießend. Für Steinkugeln von zwanzig Pfund Gewicht gab es noch eine Gattung eiserner Geschütze, deren Namen: wilder Mann, Bauer, Ochs, Sau, Affe u. s. w. schon anzeigten, wie wenig man sie achtete. Das beweglichste Geschütz jener Zeit waren die Falkonen, oder halben Schlangen, fünf Pfund schießend, das Falkonet für zweipfündige Kugeln und die ganz leichte Scharfenliebe von zwei Zentner Gewicht und von einem Pferde gezogen. Das ganze Geschützwesen, die Arkeley, stand unter einem Oberfeldzeugmeister, der alle zum Geschütz gehörigen Schneller (Werk-

leute) Knechte unter sich hatte. Sein Lieutenant stand ihm zur Seite, Trabanten bildeten seine Leibwache, Jungen seine Bedienung. Der Zeugwart führte die Aufsicht über das ganze Gezeug oder Inventarium, das zu den Stücken gehörte, zu deren Abfeuerung nur der eigends dazu verpflichtete Büchsenmeister das Recht hatte. Ein eigener Wagenmeister hatte die Aufsicht über den langen Troß von Wagen und Karren, die zu einem Geschützzug gehörten, deren Bespannung unter der Aufsicht des Geschirrmeisters stand. Der Pulverhüter endlich hatte das wichtige Geschäft, das schon sein bedenklicher Titel bezeichnete.

Man muß gestehen, daß die neuere Staatskunst es kaum weiter gebracht hat in der Vervielfältiguug der Aemter, als das alte Kriegswesen unter Kaiser Maximilian; doch war die dabei vorherrschende Theilung der Arbeit so übel nicht erdacht, um so gefährliche und gewaltige Ungethüme zu handhaben, wie die alten Stücke waren.

Damit nun die auf jener luftigen Batterie aufgestellten Stücke beim Abfeuern nicht so weit zurückprallten, um von der nicht sehr großen Felsenplatte herabzurollen, wurden sie wie die Laffeten der Schiffskanonen mit Ketten an eiserne Ringe befestigt, die in den Felsen mit Blei eingegossen

wurden; doch geschah die Befestigung so, daß der Laffete immer einige Fuß Spielraum blieben.

Diese Wolken-Batterie war gegen die hintere Seite des Schlosses gerichtet. Von hier aus mochten die Erbauer und späteren Bewohner der Burg einen Angriff für völlige Unmöglichkeit gehalten haben, wegen der senkrechten, an manchen Stellen überhangenden Felswand; denn hier war die Mauer so niedrig und verfallen, daß alle Hintergebäude von Hohenkrähen darüber hinausragten und durch gut gerichtete Kernschüsse erreicht werden konnten. Am meisten ausgesetzt waren die Pfisterei (Bäkkerei), die Küche und das Vorrathshaus, so wie die Schlafkammern. Diese Nebengebäude waren ohnehin von Holzwerk mit gezäunten Lehmwänden erbauet und mit Stroh gedeckt. Man kann sich wohl denken, welche ungeheuere Verwüstungen die Kugeln vom schweren Geschütze aus so großer Nähe dort anrichten mußten. Während die Falkonet-Kugeln der Belagerten nur gegen die Felsen abprallten oder in den mit Erde gefüllten Schanzkörben stecken blieben, sah man auf jener Seite Mehl und Federn zum Dache hinausstäuben und eine Wand nach der andern zusammenbrechen. Endlich am Abend des dritten Tages, seitdem die luftige Batterie zu spielen begonnen hatte, geriethen die Hintergebäude der Burg in Brand. Die Knechte waren

unzufrieden gewesen, daß durch das feindliche Feuer die Küche und das Backhaus unbrauchbar geworden waren. Sie hatten indeß sich nicht abhalten lassen, Brod zu backen und dazu einen weniger feuerfesten Raum gewählt. Kaum sahen die Büchsenmeister den Rauch aufsteigen, so richteten sie alle Schüsse dorthin, und plötzlich brachen das Gebälk und das Dach zusammen.

Die Junker Hausner und Freidinger thaten ihr Möglichstes, um den Brand zu löschen. Die Hauptgebäude waren massiv und daher weniger gefährdet; doch schon der Verlust der Vorräthe mußte es unmöglich machen, die Burg länger zu halten.

Diese Verstimmung benutzten die beiden Freidinger, um die Knechte gegen ihren Herrn aufzuwiegeln. Nur waren beide verschiedener Meinung und geriethen darüber in Streit. Der furchtsame und boshafte Hans von Freidinger verlangte, daß kapitulirt werde, auf die Bedingung hin, den Junker Hausner, der als der ärgste Uebelthäter betrachtet werde, gebunden und mit einem Stricke um den Hals auszuliefern, wogegen sie für sich selbst und alle Knechte Begnadigung und freies Geleit ausbedingen wollten. Dagegen verlangte der rohere Paul von Freidinger mit seinen derben und gra=

den Gesinnungen, daß man den heimlichen Fluchtweg aufsuchen müsse, wovon die Sage erzähle, und dann müßten alle Gesellen und Knechte ausziehen, um im Spessart oder Schwarzwalde eine Räuberbande zu bilden.

„Halloh! Hoho! eine Räuberbande,“ schrieen die Knechte, und gräulich klang der entsetzliche Jubel in das Geprassel der Flammen hinein.

„Ja, Brüder, eine freie Räuberbande!“ rief Paul in wilder Begeisterung; „da gibt es nicht Herren und Knechte, da sind wir alle gleiche, freie Brüder! Zu gleichen Theilen geht die Beute; wir wählen uns selbst den Hauptmann, denn der freie Raubgeselle ist keinem Menschen unterthan; er gehorcht nur dem Manne seiner Wahl, weil ohne verständige Führung keine große Unternehmungen möglich sind!“

„So sei es,“ schrie die Menge, „Junker Stephan sei unser Hauptmann!“

„Unsinnige Buben, die ihr seid,“ eiferte Paul, „der Führer von Männern muß selbst ein Mann sein; ist aber nicht euer Herr ein Weib geworden, seitdem er sich an das Weibsbild gehangen? Ferner muß der Hauptmann freier Waldgeselle und ein gerechter Mann sein; dieser Stephan Hausner aber ist der ungerechteste von der Welt; oder kann es einer von euch vertheidigen, daß er mir das

Mädchen genommen und sich selbst angeeignet hat, das ich, Paul von Freidinger, ehrlich entführt, eingebracht und erbeutet habe — he?"

„Das ist ungerecht, das ist schändlich," schrieen mehrere Knechte.

„Gut, dann schlagt ihn todt und gebt mir mein Eigenthum wieder!" rief Paul.

„Euch, Herr, mit Vergunst," sprach ein alter graubärtiger Knecht, indem er vortrat, „wäre das Weibsbild eben so wenig nütze. Weiber haben den Teufel im Leibe, und gibt es nur eine unter vielen Männern, so zettelt ihre Buhlerei Eifersucht und Unfrieden an. Ich meine, wir senden das Weib zurück und ziehen dann aus, frei und einig, wie es den freien Söhnen des Waldes gebührt."

„Die Tochter eines Feindes? — zurückgeben? Ha — ha ha" — lachte der rothhaarige Hans, „bei meiner verdammten Seele, das wäre eine recht kindisch alberne, sogenannte Großmuth, wie sie allenfalls unserem jungferlichen Junker Stephan ähnlich sehen, aber freien Gesellen zur Schande gereichen würden. Mein Rath wäre — gebt dem Rathsherrn von Kaufbeuren sein Töchterlein wieder; aber auf eine, unserer würdige Weise — das heißt, werft den Zankapfel vom Felsen hinunter — sie mögen ihn auffangen mit ihren Spießen, wenn sie können!"

„Donner und Teufel!“ schrie Paul und sprang mit geballten Fäusten gegen seinen Bruder, „das wäre feiger Weibermord, ehrlose Schufterei. — Sollte ich das leiden, ich, der sie entführt habe? ich, dessen Gefangne sie ist? Nein — nie, nie! bei dem Pferdefuß des Bösen sei es geschworen, — wollt ihr sie mir allein nicht lassen — gut, so bin ich auch kein Narr, mir viel daraus zu machen. Sie sei Liebchen der ganzen Bande — ein Weib kann viele Liebhaber haben, das ist in der ganzen Welt so, warum nicht hier im freien Räuberleben? sie soll für uns nähen, waschen und kochen und Gepäcke tragen, dann einen Gesellen tauschen um den andern, keiner habe den Vorzug, so sei es recht, so verdiene sie ihr Brod und werde nützlich der Bande, die ihr das Leben schenkt!“

„Das ist verständig gesprochen, das ist recht, das ist billig!“ riefen die Knechte durch einander.

„Junker Stephan würde sich nie darin finden,“ sprach Paul, „sein Liebchen eurem Gelüste zu überlassen; darum wählt einen Andern zum Hauptmann; wählt mich, Brüder! der ich nach ihm der Stärkste bin und euch den verständigsten Rath gegeben habe.“

„Junker Stephan war unser Herr,“ sprach der alte Konrad mit Nachdruck, „er sei unser Hauptmann!“

„Stephan, unser Hauptmann!“ schrie die Menge.

„Haha,“ höhnte Hans, „ein verliebter Junker und ein zimperliches Fräulein, das sind köstliche Anführer einer Verbrüderung freier Männer, die werden euch Thautropfen zu trinken geben, wenn euch nach Wein dürstet und Küsse zu schmausen, wenn euch hungert. Verlangt ihr Geld, so geben sie euch Anweisung auf die Morgenröthe; wollt ihr Silber, so möget ihr's vom Monde holen und statt der Perlen geben sie euch empfindsame Thränenperlen!“

„Er soll leben, sie soll sterben!“ schrieen die Knechte; „ist die Verbindung zerrissen, so wird er wieder ein Kerl, der den Teufel im Leibe hat, wird desto wilder, je größer sein Schmerz ist.“

„Er soll leben?“ höhnte Hans, „der Mensch, der an allem Unheil schuld ist, das uns betroffen? Da kommt der Burgpfaff; fragt ihn, wer die Wurzel alles Uebels ist.“

„Der Gotteslläugner! der Ketzer!“ schrie dieser in fanatischer Wuth; „er ist der Abtrünnige, der Antichrist, seine Seele ist ohne Rettung verloren, von Gott verdammt, denn er geht nicht zur Beichte, er betet die Heiligen nicht an, er glaubt nicht an das Fegefeuer, nicht an den Ablaß, nicht an den infallibeln Pabst! Seine Seele ist verlo=

ren, sein Leib ist ein Aas, das ihr den Raben vorwerfen könnt, ohne Todtsünde zu begehen. Um ihn zu züchtigen, hat Gott diese harte Prüfung über euch, fromme Knechte, verhänget. Wenn Gott zürnt, so straft er den Schuldigen mit den Unschuldigen. Sind für den Abtrünnigen diese Kugeln gegossen, so treffen sie euch, und diese Flammen, die sein irdisches Haus verzehren, werden eure Gebeine noch zu Asche brennen, wenn ihr ihn nicht hineinwerft, um den Gott Zebaoth zu versöhnen, der gräulich daherfährt auf dem Donnerwagen seines Zorns, und Krieg, Brand und Pestilenz hinter sich schleppt, um die sündige Menschheit zu verderben. Ist der Herr am Kreuze für eure Sünden gestorben, so ist er es nicht für den Abtrünnigen, der euch mit in's Verderben reißen wird. Hohenkrähen wird zerstört werden, wie einst Sodom und Gomorra von den Zornflammen des starken Gottes vernichtet wurde. Ist ein räudiges Schaaf unter eurer Heerde, so scheidet's aus, knieet nieder und betet, gelobt Fasttage an und hofft auf Gottes Barmherzigkeit!"

Diese wahnsinnige fanatische Rede ihres Priesters war auf die Knechte nicht ohne Eindruck geblieben. Sie traten in einen Ring zusammen, indem sie die beiden Junker von der Berathung ausschlossen. Die Meinung der Mehrzahl fiel dahin

aus, daß der Junker Stephan, seitdem er verliebt geworden, zum Anführer völlig untauglich sei. Ihn und das Fräulein wolle man auf der Burg zurücklassen. Hans von Freidinger solle ihr Anführer und Hauptmann werden.“

„Der Meinung bin ich nicht,“ sprach der alte Konrad mit seiner gewohnten Bestimmtheit, „ich verlange, daß unser Herr von seinem Liebeswahnsinn geheilt werde, indem wir das Mädchen, gleichviel, wie? über die Seite schaffen, ihn aber wollen wir zwingen, unser Hauptmann zu werden, oder er soll sterben! so soll es geschehen!“

„Du allein, alter Knabe,“ höhnten seine Genossen, „willst mehr gelten, als wir Alle? wie willst du deinen Willen durchsetzen, Menschenkind, wenn wir Alle nicht wollen?“

„Ganz einfach,“ sprach Konrad trocken, „ich bin der Einzige in der Burg, der den geheimen Fluchtweg kennt. Wollt ihr nicht, wie ich will, so werde ich mich wohl hüten, euch zu führen. Ihr möget verbrennen oder aufgehenkt werden, mir gleichviel!“

„Das ist ein determinirter verdammter Kerl, der Alte,“ rief einer der Knechte dem andern zu, „wir müssen ihm schon den Willen thun; im Grunde ist auch der Rath des alten Graubart der klügste. Ja, ja, der alte Konrad hat mehr Erfah-

rung, als ihr Grünschnäbel alle mit einander! Stephan soll Hauptmann sein, wir wollen ihn zwingen," schrieen Einige. „Paul Freidinger sei Hauptmann!" riefen Andere; „er thut's freiwillig!" So wirr durch einander redend, riefen die Knechte bald Stephan, bald Paul zum Hauptmann aus. Noch war es unentschieden, welcher von beiden zum Räuberhauptmann erhoben werden sollte, als ein furchtbarer Knall die Luft erschütterte. Die ganze Burg schien auf ihren Grundfesten zu wanken; dicker Pulverdampf hüllte eine Scene ein, die schrecklich sein mußte, weil ein wildes Schmerzgeschrei, ein Gestöhn und Gefluche mit dem Donner der Geschütze gegenüber, dem Anprallen der Kugeln, dem Prasseln der Flammen und dem Krachen des Gebälkes einstürzender Gebäude, zusammentönte.

Kaum hatte sich der Pulverdampf und die Rauchwolken verzogen, so sahen die Knechte mit Entsetzen die Wirkung und Ursache dieser Erschütterung. Zwei derselben lagen getödtet, einer schwer verwundet am Boden, und dorthin taumelte Paul, bleich, verstört und halb bewußtlos. Er blutete an der Stirn. Gegen das Umsinken suchte er sich am Mauerstumpf zu halten, aber der linke Arm war zerschmettert; der rechte hatte nicht Kraft. „Gottes Gerichte!" rief er aus mit einer alles

Mark durchschütternden Stimme; dann brach er zusammen.

Paul hatte seinen Groll nicht anders austoben können, als gegen den Feind, dessen wohlgezielte Kernschüsse und abprallende Kugeln ihn vollends in Wuth gesetzt hatten. In dieser Stimmung schrie er: „so will ich doch nun auch drüben die ganze verdammte Felsenbatterie zusammenschießen! möge ein Donnerwetter dreinschlagen, das ich anzünden will!“ Damit hatte er eine der eisernen Feldschlangen halb voll Pulver geladen und die ganze Mündung mit Steinen und gehacktem Eisen verstopft, und keilte einen Pfropf darauf von feuchtem Werg und brannte los. Das Platzen des Geschützes war die nächste natürliche Folge dieser unsinnigen Ladung; die umherfliegenden Eisenstücke hatten die erzählte schreckliche Wirkung gehabt.

Kaum erkannten die Knechte die Veranlassung dieses Unheils, so brach bei ihrer einmal gereizten Stimmung Wuth und Nachlust aus gegen den Urheber desselben. Sie stürzten sich auf den schwer verwundeten Paul und schrieen: „Hinunter mit dem Mörder! in die Flamme mit ihm! den Felsen hinab.“ So packten sie ihn an und zerrten ihn hin und her, da sie über die Todesart sich nicht vereinigen konnten. Andere wollten ihn mit Steinen todtschlagen, konnten aber im Gedränge und

Getümmel dem Unglücklichen nicht so nahe kommen, um ihn zu treffen. Es war eine entsetzliche Scene; alle einig zu seinem Verderben; nur der Streit über die Vollziehung desselben verzögerte noch einige Augenblicke den Mord; da theilten sich die Massen — Stephan war es, der dazwischen geschritten war und durch sein Ansehen den schwer Verwundeten noch einmal rettete.

„Was beschlossen ist," donnerte er mit der gebietenden Feldherrnstimme, „ich will es euch sagen. Wir versuchen zu kapituliren. Wer davon ausgeschlossen ist, entfliehet."

„Herr," sprach Konrad eben so determinirt, „es ist beschlossen, daß wir Mann für Mann entfliehen auf dem geheimen, nur mir bekannten Fluchtwege; daß wir uns in den Spessart zurückziehen und dort im Verein mit mehreren Geächteten eine große Räuberbande bilden. So rächt sich der Tapfere an der Menschheit, die ihn ausgestoßen hat!"

„Wer hat beschlossen ohne mich?" zürnte Stephan; „wer hat zu gebieten? ich bin Herr, ihr habt zu gehorchen."

„Wir wollen nicht mehr Knechte sein," riefen diese wild durch einander, „wir wollen alle

Herren sein!“ — „Alle gleich — gleiche Brüder, gleiche Kappen!“ — „Wir haben Euch zu unserm Hauptmann gewählt! — Ihr sollt, ihr sollt, oder bei allen Teufeln, ihr sollt sterben!“

„Ich soll?“ rief Stephan mit Stolz, „wer kann mich zwingen? — Ihr drohet mit Mord? — Elende! ich verlache eure Drohung! habe ich jemals den Tod gefürchtet? Ich fürchte mehr das Verbrechen. Ich war Räuber — ich werde es nicht wieder! — lieber sterben!“

„Dazu könnte es kommen!“ grollte der alte Konrad vor sich hin.

„Verlorner Sohn der Kirche!“ rief der Mönch, indem er drohend vor ihn hintrat; „willst du beichten und deine Irrthümer abschwören, so soll kein Haar auf deinem Haupte gekrümmt werden, und wenn du der Nothwendigkeit nachgibst, als Räuber in den Spessart ziehest und tausend Todsünden begehen wirst, so hat die heilige Kirche Macht und Recht, dich deiner Sünden los und ledig zu sprechen. Wo nicht, so fahre hin in deinen Sünden; die ewige Barmherzigkeit hat dann keinen Theil am Unbußfertigen, seine Seele ist verdammt zu ewigen Höllenqualen, sein Leib gehört den Raben. Bindet ihn! tödtet ihn! es ist die letzte Hoffnung seines um ihn tief bekümmerten Seelsorgers, daß die Todesangst ihm einen Seufzer der Reue und

Buße auspresse. Ich werde ihn zum Himmel tragen und Gottes Barmherzigkeit anrufen und Messe lesen für seine arme Seele; denn bei Gott im Himmel, ich habe ihn lieb und will nur seinen Tod um des Heils seiner Seele willen. Wohlan, meine Söhne in Christo! ersinnt eine langsame Todesart für ihn, damit seine Seele Zeit habe, sich zu Gott zu wenden. Bindet ihn, öffnet ihm die Adern, eine nach der andern. Ich werde indeß beten für die Seele des Verlornen. Gott weiß es, mein Herz blutet; aber ich kann nicht anders!"

„Schäme dich, Mönch," sprach Stephan mit Würde, „du entweihest die Religion, deren Priester du dich nennst; du lästerst den Gott der Liebe und Barmherzigkeit durch deine Rede und bist daher selbst ein ärgerer Gottesläugner, als jeder vernünftige Mensch, der an eure pfäffischen Irrlehren, wie sie Jesus Christus nie gelehrt hat, nicht glauben kann. Geh in dich und bessere dich! Ich verachte deine Drohungen und bemitleide deinen Glaubenswahn, der aus dem Manne mit einem sonst guten und wohlwollenden Herzen einen wahren Teufel in der Mönchskutte gemacht hat."

„Mein Herz kommt nicht in Frage," entgegnete der Mönch betroffen, „wo der Glaubenseifer verdammen muß. Herr, mein Gott, erleuchte mich; Herr, mein Gott, erhebe und stärke mich,

daß ich mich nicht schwach finden lasse durch meine Liebe für diesen Ketzer und Abtrünnigen; wolle es mir nicht zurechnen, daß dieses Eine der mir anvertrauten Seelenschäflein ein räudiges und aussätziges geworden ist; gib mir die Kraft, den Fluch der Kirche über ihn auszusprechen, wenn er sich nicht bekehren will. O Fluch dem Ketzer, seine Seele der Hölle, sein Leib den Raben, Fluch ihm!"

Der Mönch erhob die Arme, wie flehend zum Himmel und mit Thränen im Auge, laut heulend, stürzte er fort und verlor sich zwischen den brennenden Gebäuden und der prasselnden Flamme und verschwand im Rauchgewölk!

„Ihr hört es nun selbst," raunte Hans von Freidinger mit giftiger Geschäftigkeit den Knechten zu; „was der Priester redet, ist Gottes Wort. Wenn er sagt: dieser da ist ein Abtrünniger und Ketzer, so ist es ja klar und bewiesen, daß er Schuld ist an jedem Unheil, das uns betroffen. Werft ihm das Seil über die Hörner und reißt ihn nieder, während Einige mit ihm unterhandeln. Will er dann nicht unser Hauptmann werden, so werfen wir ihn in's Feuer oder schneiden ihm die Adern ab."

„So sei es," flüsterten die Knechte, und nach wenigen Augenblicken war ihm eine Schlinge von hinten über den Kopf geworfen, und sie hatten ihn

überrascht, zu Boden gerissen und gebunden, ehe er von seiner Kraft hatte Gebrauch machen können.

„Jetzt," sprach der alte Konrad und drückte ihn mit der Faust nieder, „jetzt entscheidet, Herr! wollt ihr unser Hauptmann werden oder sterben?"

„Auch du, Konrad?" rief Stephan mit einem Ausdruck von Schmerz und Vorwurf, wovon denn der Alte sich betroffen fühlte.

„Vollbring' es ein Andrer," rief dieser, sich abwendend, „ich habe unsern jungen Herrn auf den Armen getragen!" Grollend mit sich selbst, mit Gott und der Welt trat er zur Seite.

„Haltet ihn nur, abschlachten will ich ihn schon!" grinsete der rothe Hans mit heiserem Lachen und wetzte sein Messer heimlich und geschäftig am nächsten Mauerstein.

In diesem Augenblick trat eine liebliche Erscheinung in den Kreis der wild aufgeregten Männer; es war Kunigunde.

Sie trug eine weiße Fahne in der Hand. Mitten durch den Kugelregen und das Geprassel der Flammen trug sie das flatternde Friedenszeichen auf die äußerste Mauerzinne, steckte den Schaft fest in einen Riß der Mauer und hielt ihn oben fest mit ausgestreckter Hand. Im Augenblick hörte

jenseits das Schießen auf. Wie ein Friedensengel stand sie da, Allen sichtbar, auf der Mauerbrüstung, wie schwebend über dem dunklen Abgrunde, und redete die meuterischen Knechte an. Die Größe der Gefahr hatte ihr eine wunderbare Kraft der Beredtsamkeit gegeben.

„Was wollt ihr Männer?“ rief sie mit ihrer schönen volltönenden Stimme in die tiefe Stille, die auf das Geprassel, Gekrach und Geschrei gefolgt war. „Verlangt ihr ein Opfer? hier ist es! stürzt mich in die Flammen, wenn ihr euer Mordgelüste nicht anders sühnen könnt; aber bedenkt: ich allein bin im Stande, euch billige Bedingungen und freien Abzug zu verschaffen; denn ich bin die Tochter eines angesehenen Mannes unter den Belagerern. Ihr wüthet also gegen euch selbst, wenn ihr mich tödten würdet!“

„Sie soll leben,“ schrieen die Knechte, „sie hat uns Gutes gethan, sie wird ferner für uns sorgen.“

„Das werde ich, so Gott mir helfe,“ rief sie. „An meinen Vater und an Frundsberg habe ich geschrieben, daß mein Leben von den glimpflichen Bedingungen abhänge, die man euch stellen würde. Man möge euch als tapfern Männern freien Abzug und Gnade für Recht gewähren. Das wird gewiß geschehen; dann habt ihr einen gefahrlosen Aus-

gang aus der Burg, könnt fromme Landsknechte werden, und so euch das nicht behagt, immer noch thun, was euch beliebt. Der Fluchtweg dagegen ist ein lebensgefährlicher Gemsensteig. Neun von Zehn würden darauf das Genick brechen. Wollt ihr unter dieser Bedingung kapituliren?"

„Wir wollen! aber Stephan soll unser Hauptmann sein; freies Räuberleben wollen wir; nicht garben und dienen um schnöden Lohn, wie zünftige Knechte!"

So schrieen die wilden Gesellen, während Konrad sich bei seinem Herrn niedergekniet hatte und in stiller Geschäftigkeit dessen Bande durchschnitt. Die Andern schämten sich und ließen ihn gewähren.

„Und diesen Mann," fuhr sie fort, „wollt ihr durch Drohungen zwingen, euer Anführer zu werden? Was für ein Anführer wäre das, der so feige wäre, sich durch Bedrohung seines Lebens einschüchtern zu lassen? Hat er so wenig Beweise seines Muths gegeben, daß ihr glaubt, ihn wie einen feigen Knaben behandeln zu können; dann müßte ich euern Unverstand bewundern, daß ihr einen Feigling zum Anführer haben wollt. Er ist frei, wie ihr es seid. Wer gibt euch das Recht, seinen freien Willen zu beschränken, da ihr selbst die Freiheit des Willens für euch in Anspruch nehmet? So viel ist wahrscheinlich, ihn und die

übrigen Anführer wird man ausschließen von der Kapitulation; sie werden ihr Leben auf dem gefahrvollen Fluchtwege retten müssen, während ihr den bequemen Felsensteig mitten durch die Feinde herabsteigen werdet. Wollt ihr ihm das armselige Vorrecht, mit Lebensgefahr die Rettung seines Lebens zu versuchen, nicht gönnen? — Nun, so seid ihr ärger als Wölfe und Hyänen; so seid ihr undankbar und schlechtherzig und nicht werth, daß ich mich für euch verwende, dann möget ihr hängen. Ich sage mich von euch los!"

Nun traten die Knechte zusammen und beauftragten den alten Konrad, das Wort zu nehmen.

In den tiefgefühltesten Ausdrücken bekannte er sein und der Leute Unrecht und bat, daß es ihnen vergeben sein möge und daß er, Herr Stephan, ferner ihr guter, freundlicher Herr und ihnen in Gnaden gewogen sein wolle. Der Burgpfaff und die Freidinger hätten sie ja verführt, sonst würden sie nimmer so entsetzlichen Frevel begangen haben.

Stephan schüttelte allen nach der Reihe die Hand. „Als guter Christ," sprach er, „habe ich meinen Feinden, jenen Verblendeten, die euch verführten, vergeben; warum nicht euch? Alles vergeben und vergessen! Nun aber hört noch den letzten Rath eures Vaters und Freundes. Euch

wird Gelegenheit geboten werden, als fromme Lands=knechte ein ehrliches Gewerbe zu ergreifen; während mich Unglücklichen Reichsacht und Todesnoth verfolgen werden.“ Und nun schilderte er ihnen mit bewegtem Gemüthe das beneidenswerthe Glück, die Achtung seiner Mitmenschen zu genießen und enthüllte ihnen den Fluch der Ehrlosigkeit mit allen seinen entsetzlichen Folgen. So brachte er die rohen Gesellen dahin, daß sie ihm mit Thränen in den Augen durch Handschlag gelobten, ehrliche Gesellen und fromme Landsknechte werden zu wollen, wenn die Herren vom Bundesheere Gnade für Recht über sie ergehen lassen würden.

„Das helfe euch Gott verheißen,“ rief Stephan feierlich, und zog sich an Kunigundens Hand zurück.

„Bruder, hilf!“ stöhnte der verwundete Paul.

„Der Teufel mag dir helfen!“ grollte Hans gefühllos und entfernte sich.

Da wendete Kunigunde noch einmal sich um und sorgte milde tröstend für den schwer Verwundeten, der ihr schon so entsetzliches Weh zugefügt hatte.

„Sie ist wie der barmherzige Samariter,“ sprachen die Knechte einer zu dem andern; „sollen wir hartherzige Pharisäer sein?“

Und damit trugen sie den verwundeten Paul von Freidinger in eines der sichern Burggemächer.

Zunächst suchte Kunigunde nur den Mönch zu versöhnen. Ueberzeugt, daß sich mit Vernunftgründen gegen seinen fanatischen Wahn nichts ausrichten lasse, betrachtete sie ihn wie einen Geisteskranken, in dessen fixe Ideen man scheinbar eingehen müsse, um sie mindestens unschädlich zu machen. Und so wurde es ihr leicht, ihm begreiflich zu machen, daß er sich versündige, indem er freventlich eingreife in wohlwollende Absichten Gottes. Das ihr durch ein heiliges Gesicht anvertraute Bekehrungswerk des freigeistigen Mannes könne nur langsam gedeihen. Er möge also nur immer sie gewähren lassen; unter dem Schutz des Höchsten sei sie gewiß, seine Seele aus den Klauen des Satans zu retten und den Armen von seiner Verblendung zu heilen.

So wurde der Mönch, durch Frauenklugheit überlistet, der eifrigste und treueste Anhänger des Junker Stephan, dem er sich zu allen Liebesdiensten erbot.

Zunächst beauftragte ihn Stephan, an Herrn Georg von Frundsberg und Herrn Georg von Lichtenstein zu schreiben, daß sie der ganzen Besazzung, Keinen ausgenommen, freien Abzug gewähren möchten, worauf denn die Thore geöffnet werden sollten; ansonst würden sie sich bis auf den letzten Mann vertheidigen, da sie noch hinreichend

mit Lebensmitteln versehen seien und noch feuerfeste gewölbte Gemächer in der Burg hätten, um vor den feindlichen Kugeln geborgen zu sein.

Kunigunde schrieb darunter: „Ich — bitt' Euch hoher Herr — wie Gott seine Sonne scheinen läßt über Gerechte und Ungerechte, so möget auch ihr Gnade für Recht ergehen lassen und vor Allen Herrn Stephan nicht ausschließen; denn seiner edlen und großmüthigen Behandlung habe ich es allein zu danken, daß meine jungfräuliche Ehre noch ungefährdet erhalten ist."

Ueberhaupt entwickelte Kunigunde von jetzt an eine Entschlossenheit und Selbstständigkeit des Charakters, wie man von der zarten, schmiegsamen Weiblichkeit ihres ganzen Wesens kaum erwartet haben würde. Die entsetzlichen Erschütterungen der gefahrvollen Stunde, hatten ihren Charakter gereift und der seltsamen Lage, worin sie sich befand, verdankte sie jene Festigkeit und Entschiedenheit im Handeln, die wir nicht selten an den zartesten Frauen in den bedenklichsten Lebenstagen zu bewundern Gelegenheit haben.

Die frühere, weichliche Sentimentalität, wie sie aus dem ungewissen Flattern erwachender Gefühle in einer Mädchenseele zu entstehen pflegt, war einem tiefen klaren Gefühl gewichen und ungemeine Seelenstärke, klare Einsicht und Festigkeit

des Willens hatte Kunigunde aus jenen furchtbaren Katastrophen gewonnen.

Es war ihr klar geworden, daß Frundsbergs Groll, sich durch die Fürbitte eines unbedeutenden Mädchens, nicht versöhnen lassen werde. Sie wußte, daß ihr nichts anderes übrig blieb, als sich von ihm zu trennen, ihn seinem ungewissen Schicksale zu überlassen und zu den Ihrigen zurückzukehren. Für diesen Fall war sie entschlossen, ihm eine Bürgschaft für ihre Treue zu geben, die sie für geeignet halten mußte, mindestens von dieser Seite sein Gemüth zu beruhigen. Eine solche Bürgschaft hielt sie für nothwendig, um den, der Tugend und Rechtlichkeit wieder gewonnenen Mann auf der Bahn des Guten zu erhalten. Sie für sich selbst machte an das Leben keinen Anspruch mehr. Sie hatte es einmal für immer und unwiederruflich der Pflicht geopfert.

Gegen Stephan blieb sie bis zum entscheidenden Augenblick verschlossen. Der gefaßte Entschluß gab ihrer Seele eine gewisse Heiterkeit und Freudigkeit, die Stephan, der die Ursach davon nicht kannte, mit Trauer und Betrübniß erfüllte. Diese steigerte sich fast bis zu einer dumpfen, schwermüthigen Verzweiflung. Er hatte tausend Vorwürfe für sie auf der Zunge über ihre Gefühllosigkeit und Kaltherzigkeit in den Stun=

den einer bevorstehenden, vielleicht ewigen Trennung. Aber er wagte es nicht, das geliebte Mädchen durch solche Verweise zu kränken.

Nun endlich, am folgenden Tage gegen Abend, lief die Antwort aus dem Lager ein. Herr Georg von Frundsberg war gerade entfernt aus dem Lager gewesen; man hatte dann erst Kriegsrath gehalten; daher die Zögerung. Der junge Knecht, der mit der Friedensbotschaft abgesendet gewesen war, hatte vom Thurm über dem Thor an einem Seile herabgelassen werden müssen, auf den Felsensteig, weil das Thor verlegt war. Ebenso wurde er wieder heraufgezogen. Kunigunde hatte sich die Erlaubniß erschmeichelt, die Antwort aus dem Lager zuerst lesen zu dürfen; weil sie wohl voraussehen konnte, wie wenig schonend sie für ihren Geliebten ausfallen werde. Sie las im Stillen, und erbleichte. Alle Bedingungen waren zugestanden; nur Stephan und die beiden Freidinger waren von der Begnadigung ausgeschlossen. Als wahre Diebes- und Galgenvögel — hatte Frundsberg in seiner starren Entwickelung, eigenhändig darunter geschrieben, „sollen sie hängen, bis sie todt sind, und das von Rechtswegen."

Diesen letzteren, schonungslosen Zusatz verschwieg Kunigunde dem unglücklichen Manne, den die Welt so unversöhnlich ausgestoßen hatte, so

sehr auch seine edle Seele sich mit Gott und der Tugend versöhnt hatte.

Kunigunde hatte ihn schon früher darauf vorbereitet, daß er von der Amnestie ausgeschlossen werden würde, und Stephan war für diesen Fall entschlossen, mit den beiden Freidingern auf dem nur dem alten Konrad bekannten Fluchtwege zu entfliehen. Er wurde daher wenig überrascht durch die ungünstige Entscheidung. Nur eins quälte ihn noch. Was er vorher aus Zartgefühl nie berührt hatte, das Verhältniß Kunigundens zu Ulrich von Hutten, setzte ihn jetzt in Unruhe.

„Du wirst jetzt frei sein, geliebtes Wesen," sprach er, ihre Hand ergreifend, „ich gebe dir Wort und Schwur zurück. Ueber mich ist einmal unwiderruflich ein Unglücksloos geworfen; dich aber erwartet vielleicht an der Hand eines würdigeren Gatten noch ein heiteres Lebensglück. Ich habe dich zu lieb, um nur wünschen zu können, dich an mein trostloses Schicksal unwiderruflich gebunden zu sehen; und darum — mag mein Herz auch in Thränen schwimmen — so bitte ich Gott, daß er dich segnen möge, deren Liebe mich wieder aus tiefster Erniedrigung erhoben hat."

Thränen erstickten seine Stimme; er barg sein Antlitz an ihren Busen.

„Hier wird menschlich nichts gelichtet!" —

sprach Kunigunde, indem sie sich erhob, und mit einer wahren Erhebung des Gemüths, ihr treues, blaues Auge zum Himmel aufschlug — „wenden wir uns zu Gott — dem Allerbarmer in höchster Erdennoth.“

Und damit ergriff sie seine Hand und führte ihn in die Schloßkapelle.

Dort brannten Altarlichter. Mit sanften Orgeltönen, in vollen schwellenden Harmonieen füllte sich die Halle, und diese Töne an heiliger Stelle gossen Frieden in die bewogten Gemüther der beiden Liebenden.

Da ertönte von tief bewegten Männerstimmen, leise gesungen, das schöne Lied des Doktor Martin Luther: „Eine feste Burg ist unser Gott!“ und Stephan und Kunigunde sanken auf den Stufen des Altars nieder und beteten mit tief geneigten Häuptern.

Das Alles hatte Kunigunde so im Stillen geordnet, um im letzten entscheidenden Augenblicke noch Trost und Gottesfrieden in die Seele ihres Freundes zu gießen. Der greise Burgwart, der schon früher aus Neigung Musik getrieben, hatte sie angewiesen die Orgel zu spielen und die Knechte gelehrt das schöne lutherische Lied, wie sie es daheim von ihrem Vater gehört, zu singen, da es so ganz geeignet war, die verwilderten Gemü-

ther zu besänftigen und auf den Schutz eines höheren Wesens hinzuweisen.

Jetzt aber — o Himmel — als Stephan nach dem tiefgefühlten Amen am Schluß seines Gebets, sein Haupt erhob — da stand Laurenzius, der Schloßkaplan, im weißen schimmernden Meßgewande vor ihnen.

Schnell ahnete Stephan Kunigundens Absicht. Einen Blick, in dem sich ein ganzer Himmel voll Freuden, Wonne und Dankbarkeit spiegelte, erhob er gegen das treue Auge der Geliebten, und dieses strahlte ihm entgegen in einem Glanz der Begeisterung, wie nur die höchste Weihe im Glauben, Liebe und Hoffnung, engelreinen Seelen gewährt.

Der Priester vollendete; die Ringe waren gewechselt; der Segen der Kirche über den Bund ihrer Herzen war unwiderruflich ausgesprochen.

Alles schwirrte und verschwamm in Wonne und Himmelsglück; Arm in Arm und Herz an Herz, ergossen sich ihre Seelen in einem einzigen langen, tiefgefühlten Weihekuß; da endlich sahen beide auf. Der Priester war verschwunden; die Lichter waren erloschen; die Männer alle hatten die Kirche verlassen; nur eine Gestalt nahte sich ihnen durch die Dämmerung des Abends.

Sein Erscheinen ergriff sie mit namenlosem Schauer; denn beide wußten was sie bedeutete.

Es war der alte Konrad. — „Es wird Zeit sein!“ — mahnte er.

„Ich weiß“ — sprach Stephan und — gebrochen, wie eine Lilie sank Kunigunde in seine Arme nieder.

Bis hieher hatte ihre Seelenkraft gehalten; nun — durch die heiligsten Bande an den theuern Mann geknüpft, fühlte sie die Mahnung an das Zerreißen derselben, doppelt schmerzlich.

Die Ohnmächtige trug Stephan in ihr Gemach, doch bald erholte sie sich wieder.

„Jetzt,“ sprach sie mit wunderbarer Festigkeit, „laß uns um Gotteswillen keine Weichheit des Gefühls Herr über unsere Besonnenheit werden. Meine Treue ist dir gesichert; denn ich bin dein dir ehelich angetrautes Weib. Für jetzt suche nur deine Person in Sicherheit zu bringen; ich werde dann, in das Haus meines Vaters zurückkehrend, schon Freunde zu finden wissen, die kräftig für dich wirken. Gieb mir von Zeit zu Zeit Nachricht von dir; und sei fest überzeugt, daß, ob auch jetzt die Sterne unseres Schicksals dunklen, ob Wolken uns den Zukunftsblick verhüllen, das Eine doch gewiß ist: unser Gott lebt noch!“

Ohne neue Erschütterungen, und in einer edlen Seelen würdigen Haltung trennten sich beide Lie-

benden, und Stephan trat seine abentheuerliche und höchst gefahrvolle Wanderung an, mit der Ruhe, Besonnenheit und Festigkeit, die einem großen und männlich gediegenen Charakter entspricht; Kunigunde aber entwickelte jene Seelenstärke, die in großen ergreifenden Momenten den Höhepunkt des weiblichen Lebens bildet.

Viertes Kapitel.

Die Flucht. — Der tiefe Brunnen. — Der unterirdische Gang. — Gemsensteig an der Felswand. — Schüsse aus der Wolkenbatterie. — Sprünge auf dem Steingeröll. — Kunigunde auf der Höhe. — Achtserklärung.

Die Flucht war vom alten Konrad mit aller nur möglichen Vorsicht vorbereitet. Außer den beiden Freidingern, ihm und Stephan hatten sich noch der Mönch und Heinz, ein alter Knecht, angeschlossen. Jener war durch die Idee dazu bewogen, seine Beichtsöhne, und besonders Stephan in der Gefahr nicht verlassen zu dürfen; da sie in Lagen kommen könnten, wo sie seines geistlichen Zuspruchs bedürften. Er hoffte immer noch, daß, wenn nicht früher, doch in der Todesnoth sein Gewissen aufwachen, und er dann seine Ketze-

reien und Irrthümer beichten und abschwören werde. Der Knecht aber hatte andere Gründe. Wegen Mordthaten war er schon in die Unteracht erklärt, und hatte also von der Amnestie keinen Schutz zu erwarten.

In der Mitte des Burghofes befand sich der mehr als fünfhundert Fuß tiefe Brunnen. Die Winde desselben wurde durch ein großes Rad in Bewegung gesetzt, das von Innen durch einen Esel getreten wurde und dadurch umlief. Der Wasserkübel war groß genug, daß ein Mensch darinnen zusammen gekauert sitzen konnte. Durch diesen Brunnen ging der einzig mögliche Weg zur Flucht. Es befand sich nämlich in der Tiefe von etwa hundert Fuß eine niedrige und sehr enge Oeffnung in der Seitenwand, die ursprünglich durch eine natürliche Spalte im Felsen veranlaßt und durch die Arbeit der Steinmetzen etwas erweitert war. Der alte Konrad war der erste, der sich bis dahin im Kübel hinabließ und durch diese Oeffnung schlüpfte. Ihm folgten Stephan, der alte Burgpfaff und die beiden Freidinger Junker und der alte Heinz. Dem Gelähmten standen sie Alle bei, so viel der beschränkte Raum es zuließ. Jetzt wurde der Pfad beschwerlich. In der engen

Felsenspalte mußten sie sich bald zwischen den feuchten Wänden des Gesteines hindurch winden, bald auf den Knieen und Händen weiter kriechen; dann einmal in die Höhe arbeiten, in dem sie nach Art unserer Schlotfeger mit den Armen und Beinen, oder mit dem Rücken und den Knieen sich gegen die Felswände stemmten; bald mußten sie auf eben solche Weise sich herablassen, in die Tiefe. Dem verwundeten Hans Freidinger wurde dabei theils durch Nachheben von unten, theils durch Seile von oben geholfen, was allerdings die Nachtreise im Dunklen einer Felsenkluft noch beschwerlicher und gefahrvoller machte.

Endlich nach Verlauf einiger Stunden hatten die Flüchtlinge die Ausmündung der Felsenspalte erreicht. Es war Nacht geworden. Der Mond war aufgegangen, jedoch durch Wolken verhüllt. Die Aussicht ins Freie war überraschend, erhaben, aber auch schaudervoll in ihrer gefährlichen Lage.

Es hatte sich hier die fast senkrechte Felsenwand, in einer Höhe von vier- bis fünfhundert Fuß über dem Thalgrunde geöffnet. Man überblickte unten in der Tiefe, doch aus größerer Nähe, als von ganz oben, einen Halbkreis des feindlichen Lagers, mit den zahllosen Wachtfeuern, die wie eine Stickerei von blitzenden Diamanten

auf schwarzem Sammetgrunde anzuschauen waren. Schräg gegenüber, doch noch höher hinauf, schien die Felsenbatterie in den Lüften zu schweben. Man hatte dort oben, statt der brennenden Lunten ein Freudenfeuer angezündet, das wie ein Lichtmeteor einen Theil der gegenüberliegenden Felsenwand von Hohenkrähen schwach erleuchtete.

War auf der einen Seite dieser Umstand den Flüchtlingen günstig, da sie nun ihren gefahrvollen Weg besser sehen konnten; so stieg damit auch die Gefahr entdeckt zu werden; und dann hätten einige wohlgezielte Kanonenschüsse aus der ersten besten Hackenbüchse oder eine Falkonetkugel genügt um sie wie Sperlinge vom Dache herabzuschießen. Hätten aber auch die Kugeln ihr Ziel verfehlt, so würde doch schon der erste Alarmschuß das ganze Thal unten in Bewegung gesetzt haben, und die scharfen Spieße der armen Landsknechte würden sie dann unten gar übel empfangen haben.

Doch diese Verlegenheit war noch nicht die geringste. Eine noch größere stand bevor.

„Es muß gewagt werden,“ sprach Stephan. „denn zurück können wir einmal nicht. Zwar steht dort oben die Schildwache hart genug am Rande, um uns sehen zu können; doch hoffe ich, dürfen wir uns darauf verlassen, daß es dem wackeren Landsknechte nicht einfallen wird, die

halbe Höhe des Felsens zu beobachten; sondern nur was oben geschieht.“

Die Uebrigen stimmten ihm bei.

„Nun muß ich Euch erst,“ erklärte der alte Konrad, „die Beschaffenheit dieser Felswand beschreiben, die von unten herauf beobachtet, fast glatt und völlig senkrecht erscheint. Dieser Felsen bildet einen abgerissenen Vorsprung eines Gebirgstocks. Die Oberfläche desselben ist aber zum Theil so verwittert, daß sich vorspringende Absätze, jedoch mit zerbröckelten Kanten gebildet haben, die wie ein Band um die Felsen laufen sollen und sich oft steil nach unten senken. Nur an einigen Stellen hat sich kleines Gebüsch in den Felsenspalten festgewurzelt, und könnte allenfalls zum Anhalten dienen. Uebrigens muß man vor allen Dingen völlig schwindelfrei sein. Aber die dunkele geheimnißvolle Tiefe, das Rauschen des Bergstroms und das Klappern der Mühle, das gedämpft heraufschallt, macht die Sache noch bedenklicher. Jeder schnalle jetzt nur die Steigeisen unter die Füße, um nicht auszugleiten, und bediene sich des kurzen, umgekehrten Spießes als Stachelstock. Vor allen Dingen haltet Euch so nahe als möglich an die Wandseite des Felsens. Der Absatz

ist oft kaum zwei Fuß breit. Es ist eine Hauptregel dabei, nicht in die Tiefe zu blicken, sondern immer vor sich hin und keinen Fuß vor zu setzen, ehe nicht die Festigkeit der Stelle, wohin man tritt, mit dem Spieße geprüft ist. Muth und Vertrauen thun das Uebrige."

„So laßt uns denn," sprach Stephan, „ehe wir die gefahrvolle Bahn betreten, auf unsere Knieen sinken und uns mit Gott versöhnen."

„Ja, so sei es," rief der Priester, kniete nieder und sprach eine lateinische Litanei und die beiden Freidinger gelobten jeder dem Gnadenbilde von Mariahilf vier Pfund Wachskerzen.

„Nun auf — mit Gott!" — rief er jetzt, erhob sich mit freudigem Muthe. Der alte Konrad aber bog sich aus der Felsenspalte hinaus, um den Pfad, den sie betreten sollten, zu untersuchen.

„Höllenelement!" schrie er plötzlich, „was ist das? wir sind verloren, der hier vorstehend gewesene Rand ist abgesplittert und so weit der Spieß hinabreicht, ist kein Vorsprung wieder zu finden."

Und so war es. Man fühlte wohl noch die Ueberbleibsel dieses Randes; aber er war abgebröckelt. Einer nach dem Andern überzeugte sich davon. Der Mensch geht schwer an das Aufge=

ben aller Hoffnungen. Oft glaubt er eher an die Täuschung seiner Sinne, als an einen Zustand, der keine Rettung mehr möglich macht.

„Versucht wenigstens“ — sprach der edle Konrad — „muß das Aeußerste werden. Es laufen über einander mehrere solcher Vorsprünge um die Wand. Zum Glück haben wir Seile mitgenommen, um dem Verwundeten helfen zu können. Wie wäre es, wenn wir den Versuch machten, einen von uns in die Tiefe hinunter zu lassen, findet sich unten ein erreichbarer Vorsprung, so müssen wir es wagen, darauf weiter zu gehen. Möglich, daß ein solcher Absatz scharf auslauft; alsdann ist freilich weder Umkehr, noch Vorwärtsschreiten denkbar, und der Erste, der's versucht, mag leicht den Hals brechen. Es ist doch eine verdammte Geschichte!“

„Das mag der Teufel wagen“ — sprach Hans von Freidinger. Der Verwundete bemerkte: „mir gilt's gleich — bin doch einmal verloren.“ Der Mönch aber fing an zu zittern und lateinische Gebete im weinerlichen Tone herzusagen.

„Ich werde voraufsteigen“ — erklärte Stephan — „ein solches Wagniß fordert gesunde, feste Glieder und ein schwindelfreies Auge. Ich habe mich seit meiner Knabenzeit schon gewöhnt am äußersten Rande der Burgmauer zu gehen und

furchtlos in den Abgrund zu blicken. Gelingt es Einem, so darf ich auf Erfolg hoffen."

Seine Ruhe und Besonnenheit gaben den Uebrigen Muth. Die Anordnungen wurden mit Vorsicht getroffen.

„Wir müssen" — sagte er — „das Seil so einrichten, daß jeder daran selbst hinunter steigen kann; wer sollte sonst den Letzten hinablassen? Nur unserm wundkranken Freund möge das Seil unter die Arme fest gebunden werden. Pater Laurenzius und Georg Freidinger mögen ihn hinablassen und der alte Konrad nehme ihn unten in Empfang. Zuerst aber soll uns das Seil als Senkblei dienen, um zu prüfen, in welcher Tiefe sich der nächste Vorsprung des Felsens findet."

Mit diesen Worten nahm er dem alten Konrad die eiserne Pickelhaube vom Kopfe und band sie an das Seil, um sie hinabzulassen. Das geschah mit vieler Vorsicht. In einer Tiefe von etwa zwei Mannslängen blieb die eiserne Haube liegen.

„Gefunden!" rief Stephan, „nun sei es gewagt, zu versuchen, ob sich dort Fuß fassen läßt? Zum Glück ist das Seil lang genug, um es in eine Strickleiter fassen zu können."

Auf seinen Vorschlag wurde nun ein Spieß in kurze Enden geschnitten. Diese wurden dann in kleinen Zwischenräumen, wie Knebel durch umge=

schlungene Knoten am Seile befestigt. Ein starker Spieß, in eine Felsenspalte gestellt, diente dazu, um daran das obere Ende des Seils zu befestigen. Stephan prüfte die Stärke der Vorrichtung, und da er sich überzeugte, daß sie ihn würde tragen können, so empfahl er seine Seele Gott und stieg hinab.

„Es geht gut“ — rief er leise hinauf — „folgt mir aber vorsichtig!“

Das geschah denn auch. Die kühnen Männer kamen glücklich hinunter auf den Vorsprung, und stiegen dort Einer hinter dem Andern her, auf dem sich nach dem Thale zu, oft sehr abschüssig neigenden schmalen Gemsensteig hinunter. Stephan blieb der Vorderste, indem er mit seinem Spieß die Festigkeit des Gesteins prüfte, ehe er seinen Fuß vorwärts setzte. Da er schwindelfrei war, so schreckte ihn die drohende Nähe der ungeheuren Tiefe, an deren Rande er wandelte, nicht. Auch der alte Konrad und Hans Freidinger, als geübte Gemsenjäger, stiegen mit großer Sicherheit. Nur Paul von Freidinger fühlte sich von einem Wundfieber geschüttelt, und bisweilen wurde ihm schwarz vor den Augen, so daß er sich gegen den Felsen anlehnen mußte. Der wohlbeleibte Mönch dagegen zitterte heftig. Seine Knieen schlotterten. Jeder Tritt, den er that,

war unsicher, und vergebens kämpfte er mit dem grausigsten Schwindel. Gern wäre er wieder umgekehrt und die Strickleiter hinangestiegen, hätte er es gewagt auf dem engen Raume sich nur umzudrehen. Er versuchte ein Stoßgebetlein nach dem andern aus seinem Brevier. Aber weder Muth noch Trost wollte ihm kommen. Da wurde er so kleinmüthig und zaghaft, daß er an Gott und Jesum Christum zu zweifeln begann, und nur den heiligen Barnabas, seinen Schutzpatron, zu allen Teufeln wünschte, daß er sich seiner Noth nicht erbarme. Obgleich er an die Kraft des Ave-Maria nicht mehr glaubte, so wäre er doch gern auf seine Knie gesunken, hätte er nicht gefürchtet zu fallen. — Da — plötzlich — fing der vor ihm steigende Verwundete an zu wanken. Noch einen Augenblick suchte er sich an der Felsenwand zu halten; aber o, sie war glatt. Er schwankte, brach zusammen, und ohne einen Laut zu sagen, stürzte er in die Tiefe.

Der Mönch sah jetzt seinen Tod vor Augen. Er verlor völlig alle Besinnung. „Kyrie-Eleyson" — schrie er — „haltet mich — Gott sei meiner Seele gnädig — ich falle!" — Damit breitet er die Arme aus, als wolle er in der Luft nachfliegen, und man hörte sein Zetergeschrei so lange, bis von unten herauf das mark-

erschütternde dumpfe Krachen des dreimal auf das Gestein aufschlagenden schweren Körpers heraufschallte.

„Verdammter Pfaff“ — rief der alte Konrad — „der Mönch wird uns eine schöne Kugelsuppe bereitet haben, mit seinem Weibergeschrei.“

„Halt! — Wer da! — Wache heraus!“ — schrie von der gegenüber, aber höher liegenden Felsenbastion, die tiefe Baßstimme des auf dem äußersten Posten stehenden Landknechts und bald kam dann Alles in Bewegung.

„Soll mich der Teufel holen“ — rief drüben der alte Büchsenmeister Leonhard Taucher, „wenn das nicht die Krähen sind, die da ausfliegen, damit wir das leere Nest finden. Straf mich Gott — schauet das Mirakel — sie laufen an der Wand, wie die Fliegen. Brennt ihnen was auf den Pelz! — He! munter Gesellen! die Lunten angeblasen!“

Es war in der That ein Augenblick, der auch dem entschlossensten Manne den Muth nehmen sollte, als die drei noch lebenden Flüchtlinge zwar ihre Schritte beschleunigten, aber doch bei aller Vorsicht, die sie nöthig hatten, sich nicht enthalten konnten, nach der Batterie zur Seite und hinauf zu sehen, und dort das Funkensprühen von

den Lunten, die angeblasen wurden, um sie zu erschießen, ganz deutlich wahrnehmen konnten.

„Wem gilts?“ — fragte der alte Konrad, in der seltsamen Laune einer desperaten Stimmung. „Soll mich doch Wunder nehmen, ob die Kerls da drüben so gut zu schießen verstehen, wie sie schreien können.“

„Bewegt Euch nur schnell“ — rief Stephan — bald gebückt, bald gehoben. „Sie zielen mit den Hackenbüchsen, wie mit den Stücken, so schwerfällig, daß sie bewegte Punkte nicht leicht treffen werden.“

In diesem Augenblick krachte ein Schuß. Die vierlöthige Kugel einer Hackenbüchse prallte zwischen Stephan und Konrad gegen den Felsen. „Hoho!“ — höhnte dieser hinauf — „fehlgeschossen! macht's besser, wenn Ihr nicht arme Schächer seid.“

Noch war der, durch das Echo verdoppelte, Ruf seiner Stimme nicht verhallt, so donnerte von oben das schwere Geschütz und die mehrpfündigen Kugeln und Eisenstücke schlugen dicht um sie her, so gewaltig gegen den Felsen, daß sich große Stücke davon lostrennten, ihnen um die Köpfe flogen und in die Tiefe rollten.

„Teufel auch! das war grob!“ grollte der

alte Konrad. „Wer jetzt noch keine zerbrochenen Knochen hat, kann von Glück sagen.“

„Keiner getroffen? gut!“ — sprach Stephan, sich umsehend, „jetzt haben wir einige Minuten Zeit; denn das Laden und Abfeuern mit den Lunten geht dort so schnell nicht. Können wir nur erst jene scharfe Ecke erreichen, so sind wir wenigstens von dieser Seite sicher.“

„Nicht viel Trost — bei meiner Seele“ — entgegnete Konrad — „aus dem Regen in die Traufe. Fehlen die Kugeln, so treffen die Spieße; denn die Landplage da unten — das verdammte kaiserliche Geschmeiß — fängt schon an sich zu regen.“

In der That war unten im Lager ein gewaltiges Halloh entstanden. Das Feuern auf der Bastion hatte alle Schläfer aufgeweckt. Die Wachen riefen einander zu, daß Flüchtlinge an der Felsenwand zu sehen wären. Der Befehlshaber auf den Felsen ließ Tannenzweige auf die Wachtfeuer werfen, und nach einem augenblicklichen Qualm loderte die harzige Flamme so hell auf, daß die drei Fliehenden ganz deutlich gesehen und erkannt werden konnten.

„Es ist der Hausner und der Freidinger Junker“ — rief eine Stimme.

„Auch der alte Erzschelm, der wilde Konrad“ — rief ein Anderer.

„Ladet nur gehacktes Eisen in die Stücke“ — gebot der Hauptmann von der Ackeley. — „Der Teufel müßte sein Spiel haben, wenn noch eine der Krähen davon käme.“

Eine Minute verging noch. Das Geschrei und Halloh und Durcheinanderrennen unten im Thalgrunde wurde immer wilder; und oben auf der Bastion die grausige Thätigkeit, womit die Geschütze geladen und gerichtet und die Lunten angeblasen wurden, immer lebendiger. An der Felswand aber, auf der gefahrvollsten Schwindelbahn, im unsicheren Zwielicht eines fernen Feuerscheins, sah man die Flüchtlinge in den kühnsten Sprüngen, auf Leben und Tod dahin eilen, wie verfolgte Gemsen, nur lange nicht so sicher. Schon war die schützende Felsecke fast erreicht, da krachten auf einmal von der Bastion herab mehrere Gestücke zugleich, und in der Wolke von Eisen und gesprengten Steinen war wieder einer der Flüchtigen verschwunden, zerrissen in den Abgrund geschmettert. Ein lautes Jubelgeschrei erschallte von oben und unten und die drei andern Flüchtlinge bogen unverletzt um die Felsenecke. Das Geschütz konnte sie dort nicht mehr erreichen. Aber neue Gefahren begannen jetzt. Hier bildet der Felsen eine weite

Bucht, die bis auf ein Drittel ihrer Höhe mit Geröll ausgefüllt war. Das sind — vielleicht durch die Fluthen der Urwelt — abgerundete Granitblöcke, oft auch Zentner schwer, die so steil und locker über einander geschichtet liegen, daß sie bei der geringsten Berührung prasselnd und Alles zerschmetternd in die Tiefe rollen. Es war eine der seltsamen Fügungen ihres Geschicks, daß derselbe Umstand, der die Gefährlichkeit ihres Hinabsteigens vermehrte, auch dazu beitrug, ihre Rettung wenigstens möglich zu machen; denn, indem die Flüchtlinge das Geröll hinab mehr stürzten als sprangen, und nur die Vorsicht gebrauchten, nicht hinter-, sondern nebeneinander in einiger Entfernung hinabzusteigen, rollten ihnen die mächtigen Steinmassen vorauf, wie Lavinen im Sturz immer mehrere mit sich reißend, und machten eine Bahn unten zwischen den Landsknechten, die von allen Seiten mit ihren Spießen und Hellebarden herbei rannten, um die Fliehenden todt oder lebendig zu fahnden. Und so kam es dann, daß diese von der Dunkelheit begünstigt, sich schon mitten im wild aufgeregten Haufen befanden, als die Landsknechte noch immer durcheinander schrieen: „Wo sind sie? — ergreift sie — fanget die ausgeflogenen Krähen.“

Kunigunde war oben auf der Zinne der Mauer Zuschauerin dieser Scene gewesen; man kann sich denken, mit welcher Empfindung.

Schon das Hinabsteigen ihres Geliebten und seiner Gefährten in den Brunnen und ihr spurloses Verschwinden hatte etwas Entsetzliches. Wie eine Ewigkeit kam ihr die Dauer der Zeit vor bis zu ihrem Wiedererscheinen an der Felswand. Gerade über diesen Punkt hatte sich Kunigunde so weit vor übergelegt, daß sie sich bei einer Hand halten ließ, daß sie ganz deutlich, aber mit Zittern, ihre gefahrvolle Bahn mit den Augen verfolgen konnte. Sie sah zwei davon hinabstürzen; aber sie konnte es nicht erkennen, wer es war; nur die Stimme des Burgpfaffen hatte sie erkannt. Gleich darauf erfolgten die Schüsse, und ihr Schreck war so groß, daß sie die Anwandlung von einer Ohnmacht fühlte; doch die Spannung, womit sie die Fliehenden verfolgte, war noch größer. Die zweite Salve erfolgte, und der dritte stürzte in den Abgrund. — „Gott — wenn es Stephan wäre! wenn dieser Augenblick mich zur Wittwe gemacht hätte! — Halt! da ist er noch — allen voran — wer könnte sonst so kühn, gewandt und kräftig sein?“ — Jetzt — die dritte Salve — schrecklich – noch einer gestürzt – wo sind die Andern? „Hier, hier! — auf den Rollsteinen“ — rief

ein Knecht von der andern Seite. Sie eilte dorthin. Aber die Dunkelheit entzog die Flüchtigen ihren Blicken. Wie das Auge mit Anstrengung sich daran gewöhnt hatte, sah sie in der Tiefe auf dem Gesteine nur noch hüpfende Schattengestalten, aber sie hörte das Mordgeschrei unten aus dem Lager, und das Hin- und Herrennen mit Fackeln und das Schießen und Kommandiren.

Eine entsetzliche Stunde verging ihr in schrecklichster Ungewißheit. Kunigunde brachte sie knieend hin und starrte immer hinaus nach dem Burgwald gegenüber. Abwechselnd betete sie, dann rang sie die Hände und war der Verzweiflung nahe. Da — endlich — „gelobt sei Jesus Christus!“ — rief sie aus — und es war das Zeichen erfolgt. Kunigunde zweifelte nicht daran, daß Stephan gerettet sei.

Der Tag war angebrochen. Die Leichen unten im Thalgrunde waren gefunden; aber sie waren so zerschmettert, daß Niemand sie mehr erkannte. Ob die Freidinger Junker oder der Hausner geblieben oder entflohen waren, wußte Niemand.

Das untere Thor hätten die Junker so stark mit Steinen verlegt, daß die Besatzung bis gegen Abend daran arbeiten mußte, sie fortzuräumen, damit nur das Thor geöffnet werden konnte. Der Befehl des Kaisers, das Raubnest zu sprengen,

wurde so vollständig erfüllt, daß schon der alte Kosmograph Sebastian Müller die Stelle nicht mehr finden konnte, wo das Haus Hohenkrähen gestanden hatte. Die Geschichte von der Zerstörung dieser Burg hatte ein guter Gesell, der abei gewesen war, in Reime gebracht, und noch lange nachher sangen sie die Landsknechte nach der damals beliebten Weise: „Der Winter ist vergangen" u. s. f.

Die Junker Hausner aber und die von Freidinger wurden, für den Fall, daß sie mit dem Leben davon gekommen, in die Reichsacht gelegt und für vogelfrei erklärt; das heißt ein Jeder, der sie antraf und erkannte, durfte sie todtschießen, wie den Vogel in der Luft, ohne deshalb verantwortlich zu sein, und wer mit ihnen verkehrte, war gleicher Strafe verfallen. Diese kaiserliche Achtserklärung wurde mit Trommelschlag in allen Dörfern und Städten des schwäbischen Kreises ausgerufen und an alle Kirchthüren angeschlagen. Und aus allen Gemeinden zogen sie aus mit Spießen und Stangen die Geächteten zu fahnden und todt zu schlagen.

Fünftes Kapitel.

Kunigundens Heimkehr. — Am Krankenbett der Mutter. — Lage eines Geächteten. — Ein Geheimniß. — Ulrich's Hoffnungen. — Die Ruinen einer Raubburg. — Die Geächteten. — Selbitz auf dem Sterbebette. — Dessen letzte Bekenntnisse. — Plan der Geächteten. — Intriguen und Mord. — Kunigunde öffnet ihr Vertrauen. — Der gartende Landsknecht. — Stephans Gefahr nnd Verfolgung. — Das Asyl. — Das Wiedersehen. — Ulrich's von Hutten edles Benehmen.

Im Hause des alten Herrn von Rosen war Trauer und Freude zugleich. Die ehrsame Hausfrau lag schwer darnieder auf dem Siechbett, und weil sie noch fest an dem alten Glauben ihrer Väter hielt und der neuen Lehre keinen Eingang gestattete in ihr stilles Kloset: so betete sie gar viel mit ihrem Beichtiger, einem weißbärtigen Franziskanermönch, den der alte Herr von Rosen, aus langer Gewohnheit und um des Friedens willen, wohl dulden mochte im Hause.

Der alte Rathsherr konnte indeß zu Anfange der Rückkehr seines herzlieben Töchterleins so recht von Herzen nicht froh werden. Sie war ihm viel zu lange unter Räuberhänden gewesen, um glauben zu können, daß sie ihres Herzens und Leibes Unschuld bewahrt haben solle, und was ist ohne diese das reizendste Mägdlein? — eine prangende Blume ohne Duft!

Doch wie Kunigunde vor dem Bette ihres lieben Mütterleins knieend im geheimen mütterlichen Examen wohl bestanden hatte und, wenn auch nicht ohne Schwermuth, doch treu und unschuldig ihr blaues Auge gegen den ehrwürdigen Vater aufschlagen konnte, da war der alte Herr wieder seelenfroh und küßte das liebe Mädchen, wie er es zuvor gewohnt gewesen war, auf die Stirn.

Als nun Herr Ulrich von Hutten, nach der beendigten Belagerung von Hohenkrähen auf's Neue vom Siechthum befallen, in das gastliche Haus des Herrn von Rosen zurückgekehrt war, da eilte ihm dieser mit der frohen Zuflüsterung entgegen, daß alles gut und bei'm Alten geblieben sei; er möge nur getrost seine Werbung fortsetzen und könne sich dann in Kaufbeuern zur Ruhe setzen, da sein Vermögen hinreichen würde, einen kaiserlichen Notar und hochberühmten Doktor mit seiner Eheliebsten gar wohl zu ernähren.

So waren auch Ulrich's Hoffnungen wieder erwacht. Er fühlte wohl heraus, daß Kunigunden noch ein tiefer heimlicher Kummer drücke; aber unmöglich konnte er glauben, daß es Liebe zu dem Geächteten sei, den jetzt das Hohnlachen und die Verwünschung der Welt verfolgte. Er war feinfühlend genug, sie mit offener Liebeswerbung nicht

zu bestürmen. Als Mann von gereiften Jahren, Verstand und Bildung, mußte er sich selbst sagen, daß bei seinem ohnehin verfallenen Aeußern es für ihn nur einen Weg gebe, ihr Herz zu gewinnen, indem er ihre Achtung und Freundschaft gewann. Eine ruhige Liebe, die weder flattert noch stürmisch ist, bettet sich gern auf diese tiefsten und dauernden Grundlagen alles menschlichen Wohlwollens. In dieser Beziehung schien Kunigunde seinen Wünschen entgegen zu kommen; denn er war der einzige Mann, für dessen edlen Charakter sie tiefe Achtung hegte, und sein wohlwollender, offener Sinn, der sich selbst über den unglücklichen Geächteten so milde und schonend ausgesprochen hatte, erweckte ihr Vertrauen und ihre Freundschaft mit der vollen Innigkeit, deren ein tief bekümmertes Gemüth, im Gefühl der Hülfsbedürftigkeit nur immer fähig ist.

Durch solche Annäherungen gewannen Ulrich's schönste Lebenshoffnungen immer wieder neue Nahrung. Es entstand zwischen beiden das zarteste Verhältniß der Freundschaft und Achtung, das sich nur denken läßt. Es war eine Hinneigung des gegenseitigen Vertrauens, ohne völlige Hingebung desselben. Beide hatten noch gegenseits ein Geheimniß tief im Gemüth zu bewahren, das weder der Eine noch der Andre den Muth hatte, zur Sprache

zu bringen. — Ulrich, seine Liebe und Kunigunde, die ihrige.

Immer schwerer und immer voller wurde ihr Herz von der Bürde, ihr Geheimniß und ihren Kummer allein tragen zu müssen; allein wie hätte sie es über's Herz bringen können, den Mann, dessen Liebe zu ihr sich in tausend feinen Zügen unwillkührlich verrieth, der ihrer Freundschaft und Achtung so würdig war, durch die Mittheilung der Kunde, daß sie einen Andern liebe, so tief und unheilbar zu betrüben?

Wo solche Dämme des Zartgefühls sich dem vollen, offenen Vertrauen entgegen stellen, da bedarf es eines gewiß sehr hart bedrängenden Ereignisses, eines sehr hohen Grades von Hülfsbedürftigkeit, wenn Kunigunde ihm ihr Herz aufschließen und bei dem Freunde eine Hülfe suchen sollte, die dieser nicht leisten konnte, ohne sich selbst verwundet zu fühlen und dabei die edelste Selbstverläugnung zu üben.

Dahin aber sollte es kommen im Verlauf der Zeit.

Kunigundens Zustand war immer trostloser geworden. Wochen und Monden vergingen und nicht die leiseste Kunde vom Leben und Dasein ihres unglücklichen Gatten lief ein.

Dagegen ruhte das Gerücht nimmer, bald seine früheren Räubereien und sein wildes Leben so ungeheuer zu übertreiben, daß jede Schandthat, jede Grausamkeit, die nur irgend ein adliger Bube begangen hatte, ihm — dem Gefallenen, Geächteten und Wehrlosen — ohne Schonung und Scheu zur Last gelegt wurde; bald ergötzte sich das Rachegefühl des großen Haufens damit, die Lage eines Geächteten in den grellsten Farben auszumalen; keine Kirche durfte er betreten, denn selbst das Gotteshaus gab dem Ausgestoßenen aus der menschlichen Gesellschaft kein Asyl; Weiber und Kinder durften ihn anspeien, Männer ihn todtschlagen; unter den Thieren mußte er leben, wie diese von Wurzeln und rohem Fleisch, kam ein Jäger auf seine Fährte, so wurde er mit Hunden gehetzt und wie ein Raubthier erlegt und zerrissen; trieb ihn der Hunger in ein Dorf, so wagte er sein Leben; Dornen und Gestrüpp zerrissen seine Kleidung und wenn des Winters grimmige Kälte kam, so konnte er seine Blöße nicht decken. Feuer durfte er nicht wagen anzuzünden, es hätte ihn verrathen; der Klausner im Walde hatte keine Barmherzigkeit für ihn; der Köhler trieb ihn fort mit Schürrstangen vom warmen Mailer, und wenn er krank und frierend zu einer Klosterpforte schlich, so wurde sie vor ihm zugeschlagen — Gott und Menschen

hatten ihn ausgestoßen; nicht einmal einen Strick durfte er wagen zu erbetteln, um sein Leben endigen zu können.

Solche und noch weit ärgere Reden brachte der alte Rathsherr von Rosen fast jeden Abend aus der Trinkstube mit heim. Mit der Neugier des Alters hatte er sie aufgefaßt und mit der Geschwäzzigkeit desselben theilte er sie mit. In der kleinbürgerlichen Beschränktheit seiner Welt- und Lebensansichten hielt er Hausners Frevel für die alleinige Ursache des Kummers seines lieben Kindes, und zweifelte daher auch nicht, daß sie seinen Haß gegen diesen Urheber des Unheils und der Ehrenverletzung, die sein Haus getroffen habe, theilen müsse. Indem er auf solche Weise Kunigunden das tiefste Weh ihres Lebens zufügte und ihr Gemüth in die ängstlichste, fast fieberhafte Spannung versetzte, glaubte er in seiner fast kindischen Kurzsichtigkeit ihr Freude zu machen.

Unter solchen Beängstigungen verging die Zeit; da sollte noch eine neue, ganz seltsame Ueberraschung Kunigundens schon so wund-krankes Gemüth erschüttern.

Frau Regina hatte die letzte Oelung empfangen. Kunigunde kniete vor ihrem Bette, das Haupt auf ihre Hand gebeugt. Ulrich von Hutten stand zu

ihren Füßen; der alte Rosen neben Kunigunden. Der Ausdruck der Betrübniß ruhte auf den Gesichtszügen beider finster. In der Tiefe des Zimmers kniete der weißbärtige Mönch vor dem kleinen Hausaltar und betete. Ein hohes silbernes Cruzifix, von zwei brennenden Altarlichtern umgeben, warf dämmernde Streiflichter auf die Sterbende und die Gruppe der Trauernden.

„Darf ich es ihr sagen?“ fragte Frau Regina ihren Gatten, „wie ich es dem Beichtiger bekannt habe? Ich kann ja doch nicht ruhig vor Gottes Antlitz treten, mit einer Lüge auf dem Herzen.“

„Sag' es ihr,“ sprach der alte Herr bewegt, „ach, ich fühle ja auch, daß ich dir bald folgen werde, meiner treuen Hausehre. Ich mag auch nicht länger es über das Herz bringen, das liebe Kind in seiner vielleicht glücklichen Unwissenheit zu erhalten. Wer weiß, wenn Gott ihr gnädig ist, findet sie Familienbande wieder, die sie hier verlieren wird.“

Und nun erzählte Frau Regina mit schwerer abgebrochener Stimme, wie einst ihr Herr und Gemahl auf einer großen Handelsreise im Haslinger Walde von Wegelagerer überfallen und niedergelegt sei und wie sie ihm die reiche Ladung von Specerei- und Seidenwaaren abgenommen und dann hohnlachend ein kaum halbjähriges Kindlein in den Mantel gelegt hatten, das einer von ihnen,

der einen Stelzfuß gehabt, in dem Bausch seines Mantels getragen. Und dieses Kindlein haben wir dankbar angenommen, als ein wahres Trostgeschenk, das uns durch Gottes Gnade geworden; denn der Himmel hatte uns kurz zuvor unser eigenes einziges Töchterlein genommen. Wir haben es gehegt und gepflegt und gehalten wie ein eigenes Kind und es hat uns reich belohnt durch Liebe und Dankbarkeit. Aus Vorsicht ließen wir es noch einmal taufen in aller Stille und gaben ihm den Namen unseres so früh verklärten kleinen Engels — Kunigunde!"

Da brachen heiße Thränen durch die langen Seidenwimpern der so schmerzlich Ueberraschten. „O!" rief sie aus, und küßte die kalte Hand der Sterbenden und schmiegte sich kindlich in die Arme des alten Herrn von Rosen; „o, nun habt ihr mir auch das letzte Lebensband zerrissen; o, nun stehe ich Aermste doch nun ganz allein, so ganz trostlos verlassen noch da auf der weiten Welt!"

„Rechnet Ihr es für nichts," sprach Ulrich und ergriff ihre Hand, „daß Ihr einen Freund gewonnen habt, der Lebenserfahrung genug besitzt, um als Tröster, Helfer und Rather Euch in jeder, auch der bedrängtesten Lebenslage, zur Seite zu stehen. Habt Vertrauen, Kunigunde! Ihr müßt mich genug kennen, um zu wissen, daß ich jeder Selbstverläugnung fähig bin. Sind nicht die Bande

der Freundschaft oft treuer und fester, als die des Bluts?“

„Ja, bei Gott,“ rief sie und drückte leise seine Hand, „Ihr seid ein edler Mann, der Einzige, der mir rathen und helfen kann; ich habe unbegränztes Vertrauen zu Euch. Ich betrachte Euch als meinen wahren Freund; nur laßt mich erst meinen Schmerz ausweinen.“

Herr von Rosen war ein guter und freundlicher Mann; aber das Geschäftsleben hatte sein Gemüth vertrocknet; er wußte diese erschütternde Entdeckung nur von der Seite der nun in Betracht kommenden Rechtsverhältnisse aufzufassen.

„Uebrigens, Kunigunde, beruhige dich,“ sprach er freundlich und strich ihr die braunen Locken aus der Stirne, die er mit väterlichem Wohlwollen küßte; „wir haben dich durch Brief und Siegel, so bei einem edlen Rath niedergelegt ist, feierlich an Kindesstatt angenommen; zum Ueberfluß habe ich dich durch ein solennes Testament als alleinige Erbin unseres gesammten Nachlasses eingesetzt und dich mit meinem Todestage für mündig erklärt. Dein Status familiae ist also gesichert. Notherben haben wir so wenig im Sinne des Schwabenspiegels, als des römischen Rechtes; Niemand also wird dir dereinst die ansehnliche Erbschaft streitig machen können. Uebrigens zu noch größerer

Befestigung deiner Erbrechte haben wir hier den hochgelahrten und wohlweisen Herrn Ulrich von Hutten zum Executor testamenti ernannt, und so hoffe ich, mit genügender Cautelar-Jurisprudenz Alles so geordnet zu haben, daß du ohne Sorgen der Zukunft entgegen sehen kannst."

„O Vater! o Vater!" rief Kunigunde schmerzlich aus, „o wenn ihr wüßtet."

„Ich weiß alles und hoffe, daß dieser brave und hochgelahrte Mann dir bald mehr sein wird, als Executor testamenti....."

„Ich beschwöre Euch, übereilt nichts," rief Ulrich von Hutten dringend, „die edelsten Früchte können nur langsam reifen; ob diese mir reifen werden, das steht bei Gott, der die Herzen der Menschen lenket."

Kunigunde wurde bleich, sie warf ihm einen dankbaren Blick zu, kniete noch einmal nieder, um den Segen ihrer sterbenden Pflegemutter zu empfangen.

Nach einer Stunde war sie verschieden.

In der wildesten Gegend des Spessart erhob sich über Laubkronen uralter Eichen auf einer einsamen Höhe, die eine weite Fernsicht beherrschte,

leergebranntes Gemäuer. Es waren die Ruinen einer Raubburg, die vor Jahren schon der Bund vom Georgenschilde gebrochen, und so weit sie durch Feuer zerstörbar war, in Asche gelegt hatte. Der einzige Weg, der früher von der unfernen Landstraße dorthin geführt hatte, war jetzt verwildert und durch Dornengebüsch verwachsen, hier und dort auch durch Waldströme und Erdfälle zerrissen.

Es war in der Abenddämmerung, da raschelte es im Gesträuch und bald trat ein hochgewachsener Mann hervor auf den kleinen baumleeren Platz, der offen da lag am Fuße des Berges, worauf der Burgruine zerrissene Thürme und hangende Fensterbogen in trostloser Oede in's Blaue hinaufstarrten.

Aber welch' eine Erscheinung war dieser Mann? Er selbst glich der Ruine eines Menschen. Es war eine edle Gestalt; aber gebeugt, ermattet und hinfällig. Seine Wangen waren eingefallen, vom wirren Bart- und Haupthaar beschattet; die Augen erloschen, tief in ihren Höhlen liegend, schauten düster und lauernd unter den buschigen Brauen hervor. Seine vormals schönen Gesichtszüge waren verwittert und gebräunt von der Luft, vergelbt und gebleicht durch Krankheit. Die Lederkleidung mit Bauschen von hellblauem Tuch besetzt, war farbenlos geworden, zerrissen und enthüllte Blößen, die durch Wunden und Narben entstellt waren.

Der Stamm einer jungen Tanne diente ihm als Stab. Wer hätte in dieser hinfälligen Erscheinung die sonst so kräftige Jugendgestalt des nun geächteten Junker Stephan Hausner wieder erkannt? Und doch war er es, gedrückt und zerrüttet durch den Fluch der Reichsacht.

„Hier muß es sein," sprach er, sich umschauend, „wo sie hausen, die Geächteten. O Gott, Gott! ist es dahin mit mir gekommen, daß ich, dem das entsetzliche Treiben dieser Raubgesellen ein Greuel ist, bei solchen Verbrechern Schutz suchen muß? — Aber wie haben mich die rohen erbarmungslosen Menschen behandelt? Welchen Gefahren bin ich entronnen? Wie ich mich Abends in ein nahes Dorf schlich, um ein Stück Brod zu betteln, haben mich die Bauern erkannt und mit dem Geschrei: ein Geächteter! fast todt geschlagen, und ihre Hunde haben mir die Kleider zerrissen. Und wie ich im Walde mit meinem Wurfspieß einen Hirsch getödtet hatte, um meinen Hunger zu stillen, da haben mich die Leute des wilden Götz von Berlichingen auf einen Hirsch gebunden und diesen in den Wald gejagt. Ich war verloren, hätte nicht Selbitz, der mit seinen Raubgesellen auf Wegelagerung im Gebüsch hielt, durch einen Schuß, welcher eben so gut mich treffen konnte, den Hirsch getödtet und mich befreiet. Da bot er mir ein

Asyl in seinem Schlupfwinkel und den Oberbefehl über die Bande der Geächteten an; aber ich schlug es aus — ich glaubte, immer noch einsam im Walde, von meinem treuen Konrad begleitet, mein Leben unter Bedrängniß, aber doch ehrlich fristen zu können. Ich zog mich zurück in die tiefste Wildniß des Waldes, die vielleicht nie zuvor der Fuß eines Menschen betreten; hier aber hatte ich erst mit einem Bären den Kampf um einen wilden Honigbaum zu bestehen; dann mit einer Wölfin, um ein Nachtlager in einer Höhle, und endlich schreckte mich ein wilder Eber auf von dem Mooslager, worauf ich mich, vom Fieberfrost geschüttelt, geworfen hatte. Gottes Huld hat mich errettet, indem er mir Kraft und Besonnenheit zur tüchtigen Gegenwehr gegeben und im Augenblick, da ich erliegen wollte, den alten treuen Konrad zu meiner Hülfe herbeigesendet. Soll ich das Leben, das mir eine höhere Macht gerettet, so leichtsinnig hinwerfen? — Nein, wer weiß, wozu ich noch aufbewahrt bin! Gottes Wege sind unerforschlich. Selbst unter Verbrecher kann man tugendhaft sein. Desto größer ist das Verdienst der Tugend dereinst vor Gottes Richterstuhle. Habe ich nur einmal erst meine Gesundheit wieder gewonnen, meine Kräfte gestärkt, so werde ich mit Gott schon einen Ausweg finden aus diesem Irrsal. — Horch, da

raschelt's! — ha — es ist Konrad, mein alter treuer Knappe."

„Herr!" rief dieser fröhlich aus, „riecht ihr nicht schon den Braten? Ein bellender Magen ist ein kapitaler Spürhund! so wahr der Hunger der beste Koch ist, und das Mehl bitter schmeckt, wenn die Maus satt ist; so will ich doch meinen Schutzheiligen Sankt Laurentius gegen einen hohlen Zahn verwetten, wenn ich nicht die Küche unserer geächteten Brüder erwittert habe. Schaut auf, dort oben, das war einmal Selbitzens Burg. Jetzt steigt dort Feuerrauch auf aus dem Kellergeschoß. Was gilt es, dort hausen Ritter Selbitz mit den Geächteten."

„Laß uns den Eingang suchen," sprach Stephan und stieg durch das Gebüsch den Berg hinan.

„Folgen wir dem Bratengeruch!" entgegnete der alte Konrad, „wo dieser Selbitz hauset, ist es gut sein; da mag alles fehlen; nur nicht Braten und Wein. Er soll einen Pakt mit dem Bösen mit Blut unterzeichnet haben und eine Legion Teufel versorgt seine Küche. Bei meiner Sünderseele, die Teufel sind charmante Leute, bis endlich das Stündlein kommt, wo sie Henkersgelüsten bekommen und das Genick einbrechen. Der Selbitz wird es auch nicht mehr allzulange treiben."

Damit verschwanden beide im Gebüsche.

In einer der gewölbten unterirdischen Zellen des alten Burgverließes, unter den Ruinen der Raubburg des Ritter Selbitz, wand sich eine Leidensgestalt auf dem Krankenlager. Es war der Ritter selbst, dem die Gicht in die Brust und den Unterleib getreten war. — Ein hagerer, hohläugiger Eremit, Pater Irnerius, aus der Waldklause, kniete neben seinem Lager, das aus hoch aufgeschichtetem Laub und trockenem Moos, mit Bärenfellen überdeckt, bestand. Große Haufen dieses Materials lagen in den Ecken. In einem Ringe an der Mauer brannte ein Kienspahn, den ein eingefangener Köhlerbube von Zeit zu Zeit wenden mußte. Der Eremit murmelte lateinische Gebete, indem er die Perlen des Rosenkranzes durch die Finger laufen ließ, und hielt von Zeit zu Zeit dem Leidenden ein roh geschnitztes Kruzifix an den mit grauem Bartgestrüpp umgebenen Mund zum Küssen. Des Ritters Laune war sehr veränderlich, je nachdem die Schmerzen eintraten oder sich verzogen, oder Todesangst ihn befiel.

„Vater — betet! betet!“ stöhnte er; „ich bin ein arger Sünder! O Gott! verflucht! Hölle und Teufel, wie reißt es mir in den Gliedern! Euer verdammtes Beten, was hilft es? die ganze Litanei möge der Teufel holen, wie mich selbst. Vater, ich sterbe! Das Bild des Gekreuzigten! er

ist ja der Versöhner und Mittler; laßt es mich küssen; — betet, betet! — Nein, Braten will ich haben, ich wittere Braten! — ich bin hungrig und Wein — Wein — es ist doch bald aus — will das Leben noch genießen — o das verfluchte Leben! — was habe ich davon gehabt? — nichts, — wilde Lust ohne Freude, Genüsse ohne Glückseligkeit, Eckel, Ueberdruß, Hinfälligkeit! — Auch ich bin geächtet, aber ich mache mir den Teufel daraus, ich selbst habe die ganze Welt geächtet. — Au! — O! — Ach! — O verdammte Schmerzen!"

„Weg, hinweg!" schrie er den Buben entgegen, die ihm Braten und Wein brachten, „mit meinem Leibe ist es aus! Ein todter Mann kann nicht essen und trinken!"

„Mensch, bedenke dein Ende, sorge für deine Seele!" mahnte der Mönch eintönig, aber mit einer gewissen Grabestiefe der Stimme.

„Ja, Vater, ich will beichten!" stöhnte der Kranke; „ich war ein Ketzer, ein Ungläubiger, nicht aus Ueberzeugung; denn ich habe mich den Teufel nicht um Luthers Lehre bekümmert; aber aus Haß gegen die Pfaffen, denen ich, wie ein magerer Hund, den fetten Knochen nicht gönnte."

„Große Sünde! schwere Sünde!"

„Bah! — was wollt Ihr? Bekehre ich mich nicht in der Todesstunde? Habe ich nicht Geld

genug im Leibgurt, um hundert Seelenmessen bezahlen zu können?“

„O mein Sohn, dann wird dir die göttliche Gnade nicht entgehen,“ tröstete der Mönch.

„Das will ich meinen; sollen mich alle Teufel holen, wenn ich nicht fest auf Gottes Gnade rechne; muß Euch doch einen Spaß beichten, der mich noch belustigt; ha, ha! es war zum Todtlachen; wie ich einst den Tezel, den Ablaßkrämer, angeführt habe. Seht, da kam er von Kaufbeuern hergezogen mit einem schweren Kasten voll Gold, das er dem dummen Volke für Ablaßbriefe abgelogen hatte. Ich hatte ihm für einen gewissen Dienst eine Mark löthigen Silbers versprochen; dafür sollte er mir und meinen Gesellen den großen Ablaßbrief aushändigen. Da legten wir uns in den Wald, wie er durchziehen mußte, auf die Lauer; denn Wort muß der Mann halten, besonders wenn er von adligem Blute ist; also, wie er diesen gezogen kam, mit seinem Geleite von frommen Rittern, Mönchen und Bauern, da ritten wir hervor, und ich sagte: „Ehrwürdiger Vater, nehmt's für eine Kniebeugung, und entschuldigt, wenn meinem hölzernen Beine das Frommsein zu beschwerlich fallen würde; wir haben Euch aufgelauert, um als große Sünder die bewußte schwere Schuld an Euch abzutragen. Hier ist die verheißne Mark Silbers, wohl gewogen!“

Hei, wie verklärte sich das gelbgraue hagere Antlitz des pfäffischen Ablaßkrämers. „Tausend Gottes Segen, mein Sohn!“ rief er, „über dein Haupt und über die Häupter deiner Gesellen! — hier ist der große Ablaßbrief, zierlich auf Pergament geschrieben und am Rande mit feinen Miniaturen bemalt; das ist der kräftigste Seelenpaß, den jemals päbstliche Indulgenz ausgefertigt hat. Nicht blos alle vergangenen Sünden, sondern auf zehn Jahre hinaus alle kleinern und selbst alle Todtsünden, die Ihr noch begehen werdet, sind Euch damit vor Gottes Gnadenstuhl vergeben.“ — „Vater,“ sprach ich und küßte den Ablaßbrief, den ich dann in meinen Goller steckte, „vergönnt, daß ich sogleich die Kraft dieses Gnadenbriefs versuche. Ihr lieben Mitgesellen, seid so gut und füllt eure Hafersäcke mit dem Golde aus diesem Kasten; und wer dawider einredet, den schlagt todt; kraft dieses Ablaßbriefes wird euch die Sünde vergeben sein!“

„O Jesus, Maria und Joseph!“ rief der Mönch; „ich kann dich nicht absolviren, du hast den Altar beraubt, ein Sacrilegium begangen!“

„Vater,“ sprach Selbitz mit heißerem Lachen, „habe ich ihn doch nur mit seinen eigenen Waffen geschlagen! und wie kann der Pabst Sünden vergeben, die gegen die ganze Welt begangen werden, wenn er nicht die Sünden vergeben will, die gegen

ihn selbst begangen werden? Er beraubt die ganze Christenheit, ich nehme nur einen Geleitszoll von diesem Raube; kann das so große Sünde sein?"

„Horch, horch! was ist das? Hölle und Element! ich glaube, der Teufel selbst kommt, mich abzuholen."

Vor seinem Haupte entstand ein Gepolter und durch ein Luftloch, das den unterirdischen Bewohnern des Verließes zugleich als Schlotfang diente, prasselte es nieder mit einer Masse von losgebröckelten Steinen und Schutt, und auf den Haufen von Laub fiel ein lebendes Wesen von oben herab, das, so viel sich im flackernden Dämmerlicht, welches durch den brennenden Spahn verbreitet wurde, erkennen ließ, wohl die Gestalt eines Menschen hatte, aber viel gräulicher aussah und geschwärzt war.

„Alle guten Geister loben Gott den Herrn!" schrie der Mönch, schlug ein Kreuz mit dem Kruzifix und stürzte hinaus.

„In Ewigkeit, Amen!" entgegnete die Gestalt und richtete sich auf.

„Das war ein verdammter Fall, ich suche den Eingang im Gestrüpp der Ruinen und gerathe in dieses Loch!"

„Ein absonderlicher Weg, das muß ich gestehen, Bruder Stephan,“ sprach der Kranke, „um Einen, der da abfahren will, auf Jakobs Himmelsleiter die letzte Visite zu machen.“

„Ach, Ihr seid es, Selbitz?“ sprach Stephan, sich aufrichtend, „Ihr seid krank, alter Bursche! kommt's endlich zu Hause, wie Ihr auf Euren eisenfesten Körper losgestürmt habt? Mir ist's auch schlecht ergangen. Ich habe Fieber und Wunden und bin halb verhungert.“

„Hättest früher bei mir Einkehr halten sollen,“ entgegnete Selbitz, indem er seinem Gaste treuherzig die Hand schüttelte. „Sei indeß willkommen, geh' dort durch das Steinpförtlein in die Küche und laß dich pflegen. Sie haben ohnehin ein Projektchen, wobei sie deiner Hülfe bedürfen, wenn ich um die Ecke fahren sollte!“

„Nur glaubt nicht, daß ich an Euren Raubzügen Theil nehmen werde,“ sprach Stephan mit großer Bestimmtheit.

„He! Holla, Gesell!“ lachte Selbitz; „wehre dich mit dem kurzen Stock, das Wegelagern bringt ohnehin jetzt verdammt schlechten Segen; seitdem der Bund aufgewacht ist, Frundsbergs und des Lichtensteiner Landsknechte die Wälder durchziehen, jede Nacht am Horizont neue Freudenfeuer aufgehen an Raubburgen, die niedergebrannt werden,

und der Bauer anfängt, mit Stangen und Sensen auszuziehen, um aus altem grimmigen Adelshaß, die Geächteten zu fahnden und sie an die Galgen, die vor jedem Dorfe errichtet sind, aufzuhängen.“

„Wie bringen wir unser Leben durch, ohne unehrlich zu werden?“

„Das will ich Euch sagen, wenn ich todt bin, so lange könnt Ihr warten; zieht Ihr Euch durch den Spessart, Odenwald und Schwarzwald an den Rhein, da laßt Ihr Euch übersetzen, steigt über den Hundsrücken in den Elsaß nieder und zieht Euch so in das Weinland der Franzosen hinein. He! lustig, da ist es gut sein! da läßt der König die schwarze Bande werben; das sind von Kopf bis zu Fuß schwarz geharnischte Knechte, die ihrem schwarz umflorten Klagfähnlein folgen. Sie müssen auf die Hostie schwören, die mala guerra zu führen, das heißt, den bösen Krieg, wobei weder Pardon gegeben noch genommen werden darf. Jeder Mann führt seinen Gnadendolch bei sich, womit er dem erlegten Feind, der um Gnade fleht, den Gnadenstoß in die Gurgel gibt. Hei und welche Löhnung gibt es mit französichem Golde — und welche Beute; denn nur die verwegensten Abentheurer von allen Nationen werden unter diese bande noir aufgenommen, und bald geht es über die Alpen, in den wälschen Krieg, gegen den Kaiser.

Hoho! gegen Kaiser Carolus V., der uns geächtet hat; o könnte ich dabei sein!"

Stephan war in Nachdenken versunken.

„Was will ich anfangen?" sprach er vor sich hin, „welche Wahl bleibt mir übrig? es ist doch ehrlicher Kriegesdienst! wenn auch für einen fremden Herrn gegen unsern Kaiser! Aber hat er uns nicht ausgestoßen? — Geht nicht der deutsche Landsknecht in den Sold eines jeden Herrn, der ihn bezahlt, unbekümmert darum, ob Freund, ob Feind? Sind nicht alle Bande zerrissen, die mich an mein Vaterland knüpfen — alle? — Nein, Kunigunde lebt noch! o könnte ich sie sehen! Ihr richtiges Gefühl würde mir den besten Rath geben!"

„Ei, du Narr!" fiel Selbitz ihm in die Rede, „warum kannst du sie nicht sehen? — weil du nicht den Muth hast, dich durchzuschleichen. Verkleide dich als gartender, d. h. trotzig bettelnder Knecht, sprich vor in einsamen Gehöften und Mühlen und drohe mit dem rothen Hase, wenn sie nicht aufschüsseln, daß die Tische brechen."

„Nimmermehr!"

„Nun wohl, so wandere des Nachts, schleich' dich in der Dämmerung in die Stadt und ...."

„Ha, Ihr belebt mich!"

„Nun dann, höre du meine Beichte. Es ist ein Geheimniß, das dich betrifft. Ich und die

andern, die dabei waren, wir haben geschworen, es nicht eher, als auf dem Sterbelager, zu beichten. Das geschehe jetzt. Nun hört."

„Ich war all mein Lebenstage ein Bruder Lustig und Nimmersatt. So zog ich denn mit meinem magern Gaule von einem Herrensitz zum andern; trank den Wein meiner Freunde und küßte und herzte im Stillen ihre Weiber und Töchter. Auf solche Weise war ich denn auch Hausfreund bei dem alten Herrn von Hausner auf Hohenkrähen. Das war ein wilder Gesell — Potzblau — solch einen Haustyrannen gab es nicht wieder. Nun einst zog er aus auf einen weiten Gesellenritt durch das ganze Schwabenland; da setzte er mich so lange zum Burgvogt ein und zum Wächter seiner Hausehre, der wunderschönen Frau Editha. Ich lachte in's Fäustchen; denn der gute Mann hatte grade den Bock zum Gärtner eingesetzt. Schon längst war ich dort Hahn im Korbe gewesen und der alte Eheherr freute sich ganz närrisch über das holde Knäblein, das mir ähnlich sah wie eine Teufelslarve der andern. Da er nun schied, da sprach er: „Frau, nimm mir das Kind in Acht; finde ich das Büblein nicht gesund und frisch wieder, so soll mich der Teufel holen, wenn ich dich nicht in's Burgverließ sperren und dort zu Tode hungern lasse!"

„Er war der Mann danach, solche Drohungen

zu erfüllen. Nun aber ereignete es sich, daß wir in aller Zärtlichkeit Arm in Arm eines Morgens erwachten und hatten das Knäblein todt gedrückt. Frau Editha wollte verhimmeln vor Angst und sich alle Haare ausraufen; da habe ich sie getröstet, indem ich ihr versprach, ein anderes Kindlein in die Wiege zu holen. Das geschah. Mit einem der adligen Herrn hatte ich so noch einen Spahn zu vertragen; da dachte ich: schlag' zwei Fliegen mit einer Klappe, — und mit Hülfe eines andern Gesellen, der damals noch Bube war, und einsteigen mußte in das Schlafgemach der Amme, während ich den Pilger aus dem Morgenlande spielte und in der Vorhalle die ganze Dienerschaft durch abentheuerliche Erzählungen meiner angeblichen Abentheuer fesselte, da war es vollbracht und das Knäblein legten wir in die Wiege der Frau Editha. Der alte Hausner hatte diese zweite Lüge seiner Vaterschaft so wenig bemerkt, als jene erste und erzog das Knäblein in allen ritterlichen und adligen Künsten, so daß es ein tüchtiger Strauchritter und Wegelagerer wurde, bis eine tolle Liebschaft ihn zum Narren macht, — und dieser Narr — bist du!"

„O ungeheurer Frevel!" rief Stephan; „nicht der Sohn jenes Raubritters war ich und dennoch zu so schmählichen Verbrechen angehalten!"

„Schilt nur unsere edle Zunft nicht, lieber

Junge; es gibt ja doch kein freieres Leben, und ein adliges Gewerbe ist es ohnehin mit der Wegelagerung und Heckenreiterei."

„Um Gott, sagt mir, wer sind meine Eltern, aus welchem Schlosse wurde ich geraubt?"

„Höre, mein Junge, das ist mein letztes Geheimniß. Es ist nur ein Wort, und das ist bald ausgesprochen, selbst wenn mir der Tod auf der Zunge sitzt. Eher aber zieht es kein Teufel mit glühenden Zangen von meiner Seele."

„Auch kein Erkennungszeichen?" fragte Stephan trostlos.

„Allerdings; — hier, ein Amulet, oder was es ist, — eine Münze an einem güldnen Kettlein; — vielleicht eine Kapsel oder ein Zaubersiegel, das kein Teufel öffnen kann. Sieh, auf der einen Seite das Bild des Gekreuzigten; auf der andern Seite Maria mit dem Jesuskindlein, in getriebener Arbeit; darüber eine Krone — seltsam genug!"

„Und hier sind Edelsteine der Einfassung ausgebrochen."

„Mein Botenlohn, wie billig! — Ist es nicht schon ehrlich genug, daß ich nicht das Kleinod selbst in die hebräische Schule geschickt habe? Allein es hing dir am Halse, und da dachte ich, es könnte einmal zu deiner Wiedererkennung dienen; jetzt grade dir nützlich sein; denn deinen ärgsten Feind

könntest du versöhnen; du bist aus einem Hause, das hoch steht bei'm Bund!"

„O ich beschwöre Euch, den Namen, den Namen!"

„Frag' wieder, wenn ich sterbe. Du kennst mich. Ein Wort, ein Mann! Jetzt geh' in die Küche, das ist gescheuter. Uebrigens magst du auch wissen, daß ich später aus Groll gegen den Mann, der uns so hart bedrängt, demselben ein Töchterlein geraubt habe; ich habe es verschenkt an irgend einen fahrenden Kaufherrn, den wir niedergelegt und geschatzt hatten — weiß den Namen nicht mehr!"

„O entsetzliche, ungeheure That! auch eine Schwester von mir hast du geraubt; o wo ist sie? ich beschwöre dich, grauer Sünder, sag' es mir!"

„Frag' Gott, der ist allwissend; ich weiß es nicht!"

Damit warf sich Selbitz auf die andere Seite und beantwortete keine Frage mehr. Stephan war so ergriffen und erschöpft, daß er fortwankte, um nur erst Stärkung für seinen Leib zu suchen; denn jetzt hielt er es für doppelte Pflicht, sein Leben zu erhalten.

In einem größeren Kellerraume traf er einen Kreis abentheuerlich wilder Gestalten um ein Feuer gelagert, das in der Mitte brannte. Darüber hing

an einer eisernen Kette eine große Wildkeule, die langsam am Feuer gedreht wurde und röstete. Der alte Konrad hatte schon sein Abentheuer erzählt, den ersten Hunger gestillt, und machte nun mit großem Eifer den Koch. Eine hölzerne Weinkanne ging Reih'um. Kaum war Stephan eingetreten, und erkannt, so wurde er von der ganzen Bande der Geächteten mit lautem Zuruf und Handschlag als Bruder im Bunde begrüßt.

Nur Einer knirschte halblaut mit den Zähnen, „daß dich alle Teufel holen mögen!" — Es war ein hagerer, rothhaariger Bube, mit wahrhaft dämonischen Gesichtszügen. Doch, als Meister in der Verstellung, trat er rasch auf Stephan zu und reichte ihm mit grinsender Freundlichkeit die Hand. „Seid tausendmal willkommen — Bruder Stephan!" — rief er — „was starrt Ihr mich an? kennt Ihr denn Euren alten Kumpan und Mitgesellen — Hans Freidinger nicht mehr?"

„Auch Ihr seid hier?" fragte Stephan kalt und zurückhaltend.

„Ja, Dank des Kaisers Proklam, der mich in des heiligen römischen Reichs Ober- und Unteracht gelegt hat, so gut als Euch! He — Bruder, Unglück bindet und Rache auch — wollens ihm schon einränken, wenn wir unter des Königs

schwarzer Bande, den Kaiserlichen in Welschland nur erst gegenüber stehen! He, he Bruder — bist doch auch dabei?"

„Er soll unser Hauptmann sein" — schrieen die Geächteten.

„Laßt mich nur erst zu Kräften kommen — ihr Gesellen" — sprach Stephan und setzte sich nieder.

„He he" — grollte Hans Freidinger vor sich hin und kauerte sich in seinen entfernten, dunkeln Winkel nieder. — „Ich selbst will Hauptmann sein — und kann ich ihn nicht mit List abwendig machen, so soll er sterben — so gut, wie der Selbitz, wenn der es mir noch zu lange machen sollte."

„Nun, Freund und Bruder" — rief er laut — „laßt Euch zutrinken und thut Euch bene! Auf Euer Wohlsein, Stephan! — und fröhliche Hauptmannsstelle! — Ja ja, Ihr sollt unser Hauptmann werden; Keiner ist würdiger!"

Die Sache wurde viel hin und her besprochen, Stephan suchte vor allen Dingen Zeit zu gewinnen, denn er durfte nicht wagen sich der wilden Rotte der Geächteten geradezu zu widersetzen. Seine Versuche, Selbitz zum Geständnisse zu

bringen, blieben eben so erfolglos. Dieser schien sogar an Gesundheit und Kräften zuzunehmen. Hans von Freidinger indeß sah mit Mißbehagen, sowohl die Zuneigung der Bande für Stephan, als die Genesung ihres bisherigen Anführers. Wenn beide nicht aus dem Wege geräumt wurden, so sah er keine Möglichkeit die Anführerstelle zu erhalten, die er zu haben wünschte, um in Frankreich mit Hauptmanns Rang Anstellung zu finden. Was er im Stillen brütete, war entsetzlich.

Da der alte Selbitz noch gelähmt war, so pflegte immer einer der Geächteten die Nacht in seinem Gemache hinzubringen. Hans von Freidinger hatte sich mit auffallendem Eifer zu solchem Liebesdienst gedrängt. In der Nacht, wie alles schlief, erhob er sich vom Lager, verstopfte leise den Rauchfang des Gemachs mit nassen Fellen, ergriff den Kiehnspahn und zündete die trockenen Blätterhaufen, die in den Ecken des Gewölbes lagen, an. Schnell ergriff die Flamme das Lager, worauf der Kranke ruhte. Dicker Rauch erfüllte das Gewölbe, bei tiefer Dunkelheit, denn die Fackel hatte er ausgelöscht und das brennende Laub gab keine helle Flamme. Nun zog sich der Verräther leise und behende zurück und verschloß die schwere, aus einem Steinblock gebildete Thür, vor welche er von außen die Eisenriegel schob.

Dumpf schallte von innen das brüllende Geschrei und gräßliche Fluchen des erwachenden Kranken; bald ging es in ein erstickendes Husten über und dann war es still.

Mit der entsetzlichen Schadenfreude der Bosheit hatte Freidinger an der Thür gehorcht und den Erfolg seines Mordplans genau berechnet. Nach einer Stunde öffnete er die Thür und ließ den erstickenden Rauch abziehen durch den aufgerissenen Schlottfang. Dann zündete er die Fackel wieder an, und mit ansträubenden Haaren weidete er sich am gräßlichen Anblick. Mitten im Gemach lag Selbitz halb verbrannt; mit den Nägeln hatte er sich das Fleisch von den Wangen gerissen; gräßlich verzerrt und verrenkt waren seine Glieder. Einen schrecklichen Kampf mußte er gerungen haben ums Leben — jetzt war er tod — hingefahren, unbußfertig aus dem Leben; aber auch das Geheimniß, das Stephans Herkommen und Geburt betraf, war mit ihm erloschen. Trostlos stand der Unglückliche an der Leiche des entsetzlichen Freundes; keine Klage, keine Thräne rief ihn zurück. Auch diese letzte Hoffnung, durch Auffindung angestammter Familienbande, sich wieder an das Leben anzuschließen, war nun dahin!

„Wer hat das gethan? — wer?“ — schrieen die Geächteten durcheinander. — Aber schlau hatte

Hans Freidinger es geheim zu halten gewußt, daß er die Wache für diese Nacht gehabt habe. Er lenkte den Verdacht auf den gefangenen Köhlerknaben, und dieser wurde von dem rohen Haufen in der Wuth todtgeschlagen.

Stephan hatte nichts davon gewußt und hätte es ohnehin nicht hindern können. Er saß im tiefen Hinbrüten versunken, in einer entfernten Zelle des weiträumigen Burgverließes.

Da nahte sich ihm Hans von Freidinger unter erheuchelter Theilnahme, und erzählte ihm, daß er im nächsten Dorfe einen ihm wohlbekannten treuen Knecht aus Herrn Rosens Hause in Kaufbeuern gesprochen habe. Dieser habe Auftrag von Kunigunden gehabt, ihn aufzusuchen und ihm zu sagen, er möge sich nun heimlich bei ihr einfinden; sie hätte ihm wichtige Mittheilungen zu machen.

Diese, wenn auch erlogene Nachricht beschleunigte Stephans längst gefaßten Vorsatz. Hans war ihm behülflich, ihm die Kleidung und Ausrüstung eines gartenden Landsknechts zu verschaffen. Ein großes Pflaster machte sein Antlitz unkenntlich, und nun suchte Freidinger die Wachsamkeit der Bande zu täuschen, und führte den mit der Gegend unbekannten Geächteten, in einer sternhellen Nacht, aus dem Walde, nach dem ersten

Dorfe zu. Hier verließ er ihn mit Glückwünschen auf die Reise, fest überzeugt, daß er erkannt und todtgeschlagen werden würde.

Nun kehrte er eiligst zurück und überredete die Bande leicht, daß Stephan, um sich selbst Begnadigung zu verschaffen, Verräther geworden; daß es also höchst nothwendig sei, schnell aufzubrechen und abzuziehen.

So erwählte ihn denn die Bande der Geächteten zu ihrem Anführer und Hauptmann, und in der folgenden Nacht brachen sie Alle auf, nachdem sie Selbitzens Ueberreste zur Erde bestattet hatten.

Der Mönch aber hatte zuvor sich dessen mit Gold gefüllten Leibgürtel, wovon Niemand wußte, heimlich geplündert, und trug nun kein Bedenken mehr, für die Seele des unbußfertig Gestorbenen, am Altar seiner stillen Clause hundert Seelenmessen zu lesen.

Nichts ist rathloser, als ein nach innen verschlossenes weibliches Gemüth. Die Natur hat der weiblichen Seele die Eigenschaft einer Rebe gegeben. Kann sie sich nicht anranken, so muß sie in sich selbst vergehen. So war Kunigundens Gemüthsleben ein um sich Hinausranken in das

weite Gebiet der Träume, und als es nirgends sich anschmiegen konnte, ein trostloses Versinken in sich selbst.

Da — eines Morgens erschien sie vor ihrem Freunde mit dem Ausdrucke einer Gemüthserschütterung, die sie vergebens zu beherrschen, in sich selbst zurück zu drücken suchte. Während der alte Herr von Rosen, im Familienzimmer, mit gewohnter Umständlichkeit sein Morgensüppchen einnahm, und pedantisch bis auf das Kleinste im Hauswesen, die für ihn so wichtige Anordnung des Mittagsessens besprach; warf Kunigunde von Zeit zu Zeit ängstliche und forschende Blicke auf ihren Freund, der in einiger Entfernung im Fensterbogen saß. Traf sie sein Blick, so erröthete sie plötzlich, oder wurde auch bleich, wie eben der Lauf ihrer Gedanken war, und wenn sie sich unbemerkt glaubte, so hob sich ihr Busen und ein halbunterdrückter Seufzer suchte dem geängsteten Herzen Luft zu machen.

Kaum hatte der alte Herr sein Frühstück vollendet, und war — von dem Allen nichts ahnend — fortgeschlüpft auf seinen weiten Pantoffeln, mit der verbrämten Schaube von Sammet und dem mit Pelz besetzten Käppchen bekleidet, so horchten beide unwillkührlich ihm nach. Wie nun endlich die schwere Eichenthüre seines Geschäftszim-

mers zuschlug, da erhob sich Herr Ulrich von Hutten, nahte sich Kunigunden und ergriff ihre Hand, die sie ihm ließ, indem sie vor sich nieder blickte und nur das Heben und Senken in ihrer Brust eine stürmische Bewegung in ihrem Innern verrieth.

„Kunigunde" — sprach er weich und sanft — „darf ich Euer Freund nicht mehr sein?"

„O mein Einziger!" — rief sie aufblickend und dann schwieg sie wieder.

„O Kunigunde" — fuhr er bewegt fort — „es liegt etwas Fremdes zwischen uns, das unter Freunden nicht sein sollte; wodurch habe ich Euer Vertrauen verloren? Ich fühle Euren Schmerz, ohne ihn zu kennen; mein Herz weint mit dem Eurigen in reiner Sympathie der Gefühle. — Ich sinne mich wirr und wüst, um zu ergründen, was Euch Kummer machen könnte? — und errathe es nicht."

„Das könnt Ihr auch nicht errathen; es ist ein schreckliches Geheimniß — es beängstigt mich! — von der gräßlichsten Verlegenheit fühle ich mich bedrängt — völlig rathlos und hülflos, bin ich das unglücklichste Wesen auf Erden. Nur Ihr allein könnt mir rathen und helfen. — Euch allein könnte ich mit voller Seele vertrauen; und doch — in diesem einzigen Falle — ist es unmöglich!"

„O beklagenswerthes Wesen“ — rief er aus. — „Ja, ich fühle wohl, daß jungfräuliche Scheu auch dem innigsten Vertrauen gegen den fremden, wenn auch befreundeten Mann ein Ziel setzen muß; aber so meine theuere, liebe Freundin, kann es ja nicht bleiben; ihr würdet Euch ja selbst verzehren im rathlosen Alleinstehen auf dieser weiten Welt — o legt es mir nicht als Unbescheidenheit aus, wenn ich durch Eure hülflose Lage und den trostlosen, leidenden Seelenzustand, den Ihr vergebens versucht vor mir zu verbergen, mich aufgefordert fühle, längst gehegte, und Euch gewiß nicht fremd gebliebene Wünsche zur Sprache zu bringen. O Kunigunde, gebt mir durch ein innigeres Verhältniß ein größeres Recht auf Euer Vertrauen — es ist vielleicht das einzige Mittel zur Rettung Eures zerrütteten Seelenzustandes — werdet meine Gattin!“

„Unmöglich!“ — seufzte sie.

„Warum unmöglich?“ — fragte er leise und ergriffen; doch hoffte er noch, daß sich das Hinderniß beseitigen lassen werde.

„Ist es mein Alter?“ begann er nach einer Pause, „gibt es nicht Ehen, in welchen Freundschaft und Achtung die Stelle der Liebe vertritt? — ist nicht der stille heitere Wasserspiegel, das Bild der Ruhe, unter dem ewig klaren Himmel,

unendlich schöner, als der hochwogende See der Leidenschaften?"

„O wohl — sie ist schöner diese Stille des Gemüths — sie ist anmuthiger diese ewige Heiterkeit des Seelenfriedens — aber ach — mir ist ein anderes Loos beschieden — unwiederruflich hingeworfen, rathlos schiffend seht Ihr mich auf dem sturmbewegten Meere der Leidenschaften."

„Ihr liebt schon?" fragte Ulrich mit einer Stimme, die vom gepreßten Gefühl fast erstickt war.

„Mehr als das!"

— „Verlobt?" —

„Nein vermählt!"

„O Gott, o Gott!" rief er aufstehend und ging schweigend im tiefen Gemach auf und nieder, um mit männlicher Kraft der Seele das entsetzlichste Wehgefühl seines Lebens nieder zu kämpfen. Nach einer Weile blieb er stehen.

„Und wer ist Euer Gatte?"

— „Der Geächtete" — sprach sie — tonlos — — „Stephan Hausner!"

„Der?" — fragte er lang gedehnt. — Er war durch und durch erschüttert und bedurfte abermals Zeit sich zu sammeln. Endlich schien eine Aufwallung des Unwillens bei ihm die Oberhand zu gewinnen.

„Ein solches Eheband!“ rief er aus, „ist null und nichtig! es begreift sich, daß hier Zwang angewendet wurde. Ein junges Mädchen in Eurer Lage — in Räuberhänden — ist durch Drohungen leicht eingeschüchtert. Ohnehin ist ein Geächteter bürgerlich todt; alle Familienbande lösen sich ihm auf, keine Erbschaft kann ihm anfallen; er ist nichts mehr auf der Welt — — eine wandelnde Leiche — das Gespenst eines Menschen — ein Geschöpf, das nicht mehr Recht hat zu leben — das Jeder mit Fug und Recht todtschlagen darf!“

„Um desto unglücklicher ist er!“

„Unglücklich — ja, das weiß Gott — aber durch eigene Schuld!“

„Kann die Schuld Unglück mildern? — nein! das schwerste Unglück ist die Schuld! — daher — Unglück, selbst das verschuldete, erfordert menschliches Mitgefühl. — Ihr habt sonst milder und menschlich wohlwollender über ihn geurtheilt. Einst habt Ihr es anerkannt, daß ein edlerer Keim in seiner Seele lag.“

„Ein wohlwollendes Gemüth,“ sprach Ulrich, „muß oft traurige Erfahrungen machen, wenn es Menschen für gut und edel hält, die so tief versunken sind, wie dieser Hausner war. Wer so handelte, wie er, als er Euch entführte, ist für immer verloren.“

„Nicht für immer! auch aus der tiefsten Versunkenheit kann eine erschütternde Katastrophe retten; wenn nur der Keim einer edleren Natur noch nicht ganz erloschen ist im Menschen. Er aber ist ein Geretteter. Indem menschliche Gerechtigkeit ihn verdammt; hat ihn göttliche begnadigt!“

Und nun erzählte sie ihm mit vollem Vertrauen und der hinreißenden Beredsamkeit des innig warmen Gefühls, die Geschichte ihres Herzens und die ihrer Vermählung. Sie hatte damit zugleich ein gewinnendes Charakterbild ihres Gatten geliefert, und ihre tiefe, unauslöschliche Liebe zu ihm verrathen.

„Ja, bei Gott“ — rief Ulrich von Hutten am Schluß ihrer Mittheilung — und sein schönes Auge glänzte im Hochgefühl einer sich selbst aufopfernden Resignation — „dieser Unglückliche ist es werth, daß man ihn rette und Eure Liebe, Kunigunde, giebt ihm, in meinen Augen, noch den höchsten Werth. Wo kann ich ihn finden? er möge mit mir nach Italien ziehen; dort wird er unerkannt sich eine ruhmvolle Laufbahn eröffnen können; deren höchstes Ziel, Aufhebung der Reichsacht und glückliche Wiedervereinigung mit Euch — dann nicht mehr im Reiche der Unmöglichkeit liegen wird!“

„O mein Freund — im höchsten, heiligsten

Sinne des Worts" — rief Kunigunde mit Thränen im schönen Auge, das sie vertrauend und innig zu ihm aufschlug — „Ihr habt aus meiner Seele gesprochen — im hohen, wahren, milden Gottesgeist der Versöhnung ist Euch das Herz aufgegangen; mit der edelsten Selbstverleugnung wollt Ihr den Mann retten, der Euch, unverschuldet, das tiefste Weh Eures Lebens zugefügt, die schönste Lebensblüthe entblättert hat. O glaubt mir, mein theurer, einziger Freund — diese, Eure Großmuth weiß ich tief zu erkennen — — so wißt denn Alles: Stephan, der Geächtete, befindet sich hier — verborgen in meinem Closet."

Versuchen wir nicht die Gefühle eines solchen Wiedersehens zu schildern. Wer kann den Glanz der Sonne malen, wer das Leuchten der Blitze? Auch hier sind die Gränzen der Kunst, wo das wogende Gefühlsleben so übermächtig wallt, daß der Gedanke ihm nicht folgen kann und das Wort verstummt. — Nur eine armselige, verlorene Skizze der vorhergegangenen Ereignisse vermag die Feder zu geben; nur der gefühlvolle Mensch wird sie beleben können.

Gegen Abend, des vorhergehenden Tages, war, mit dem weißen Stabe in der Hand, ein garten-

der Landsknecht in Kaufbeuern eingewandert, der durch ein großes Pflaster auf der einen Wange entstellt war.

Es war um die Zeit, als Herr von Rosen, mit dem schwarzen Schultermäntlein und dem wagerecht an der Hüfte schwebenden Degen, in schwarzer venetianischer Kleidung, mit dem Ringkragen und dem güldenen Ehrenkettlein am Halse, über den Markt schritt, um eines edlen Raths Weinstube, wie er gewohnt war, zu besuchen. Da trat ihm unerwartet eben dieser gartende Landsknecht entgegen und erschrack so, daß er zurücktaumelte und zum Unglück verlor er das Pflaster vom Antlitz. „Ei ei“ — sprach der Rathsherr lächelnd — „bin ich denn ein Bomann oder eine Vogelscheuche, daß ein ehrliches Menschenkind bei meinem Anblick sich also entsetzt, wie Ihr, oder habt Ihr kein gutes Gewissen? wer seid Ihr? — Nun was wendet Ihr Euch ab? — wir stehen hier von Raths- und Amtswegen und fragen Euch, woher, wohin?“

Der Fremde antwortete ihm nicht, sondern wendete sich rasch um und suchte zu entkommen.

„He — hollah! halt!“ schrie der alte Rosen, im erwachenden Amtseifer — „der Kerl ist verdächtig — und trügt mich nicht Alles — so ist es Stephan Hausner, der Geächtete! — haltet,

haltet ihn — den Geächteten!“ — rief er immer lauter, hob seinen Stock und rannte, so schnell die alten Beine ihn tragen wollten, hinterdrein.

„Haltet ihn, den Geächteten, schlagt ihn todt — er ist vogelfrei“ — rief das Volk; immer größer wurde der Haufen — in immer weiteren Sprüngen suchte der Unglückliche zu entkommen; fast hatte er das Thor erreicht; da wurde es vor ihm verschlossen — nun wendete er sich gegen eine Seitenstraße; aber auch von hier stürzten ihm Verfolger entgegen. Immer näher kam ihm die tobende Menge auf die Fersen — mit Keulen und Spießen kamen sie gerannt und immer wilder und gräulicher wurde ihr Mordgeschrei. Die Abenddämmerung war eingebrochen; gespenstisch, wie ein Schatten, mit wunderbarer Geschwindigkeit huschte der Geächtete hin und her, mitten durch das Getümmel, rannte hier einen Haufen zu Boden, sprengte dort eine Gruppe Kinder und Weiber auseinander; sprang da in ein Haus hinein, und dort wieder zum Fenster heraus — überall Geschrei und Verfolgung, Huschen und Jagen und schon athemlos war der Mensch — matt und ohnmächtig zum Hinsinken, und hätte er einen Augenblick nur still gestanden, sie würden ihn erreicht und todtgeschlagen haben. Da — endlich, in der höchsten Erdennoth — im letzten entscheidenden

Augenblick, hatte er die Thür einer Kirche erreicht — und — ohnmächtig stürzte er nieder auf die Stufen des Hochaltars.

Da drängte alles Volk sich um ihn her; aber keiner wagte, die geheiligte Freistatt anzutasten. Häscher vom aufgeklärten und protestantisch gesonnenen Rathe wurden gesendet; aber das Volk trieb sie zurück und litt nicht, daß sie in geheiligter Freistatt sich an dem Geächteten vergriffen. Da erholte sich dieser. Mehrere, unter andern der dicke Kronenwirth, erkannten Stephan Hausner. Keiner wagte dem im Banne der Reichsacht befangenen Mann beizustehen, oder nur ihm einen Labetrunk, einen Bissen Brod zu bringen; gleicher Strafe würde er verfallen sein. Selbst das Mitleid der weicher fühlenden Frauen hielten die harten Männer zurück.

So war es dunkel geworden. Das Volk verlief sich; aber der Rath stellte Wache vor die Kirchthüren; er sollte gefahndet werden, wenn der Hunger ihn austrieb oder sollte sterben vor Hunger. Das war der Beschluß, den die Herren, die den Spuck in der Faschingsnacht nicht vergessen konnten, in eiliger Rathssitzung gefaßt hatten.

Von dem Allen hatten weder Kunigunde noch Herr Ulrich Kenntniß erhalten. Der alte Herr von Rosen war wohl geschwätzig in tausend Kleinigkeiten, aber er suchte etwas darin, in Amts- und Geschäftssachen den Verschlossenen zu spielen, und jene beiden waren viel zu sehr in ihre innere Gefühlswelt versunken und lebten viel zu zurückgezogen von der Welt, um sich Stadtneuigkeiten und dergleichen zutragen zu lassen.

Kunigundens Nächte waren schlaflos; denn der Schlummer, der den Bekümmerten beruhigt, flieht das, einer ungewissen Zukunft entgegen sorgende Gemüth, und der bewegte Zustand der Seele, der am Ende die Nerven ergreift, verscheucht den freundlichen Jüngling mit den Mohnköpfen, den Genius des Schlummers, und neigt sich dem mit der umgekehrten Fackel zu, wie die Alten dessen Bruder, den letzten Tröster und Beruhiger jeder Erdennoth, darstellten.

Solche Bilder wob sie halb träumend in ihrer Phantasie, als sie am offenen Fenster ihres Kämmerleins stand. Hinter ihr brannte die Lampe, so daß die Umrisse ihrer, mit dem weißen Nachtgewande bekleideten Gestalt von außen hätten gesehen werden können, wenn dort ein menschliches Wesen nur denkbar gewesen wäre; denn hinter der niedern Gartenmauer, worüber sie hinwegschaute,

weilte der Blick auf den Gräbern des Friedhofes, der das alte Münster oder die Hauptkirche der Stadt umgab. Die Fenster des hohen Chors waren dieser Seite zugewendet. Sie schimmerten in matter Erhellung von dem durch die bunte Glasmalerei hindurchscheinenden Dämmerlichte einiger Votivlampen, welche frommer Wahn und das Ehrwürdige alter Stiftung dort vor dem Bilde der heiligen Mutter Maria erhielt. Hoch hinauf in die dunkelblaue, sternefunkelnde Nacht ragten die zwei gothischen Kirchthürme, durch ein Brücklein verbunden, luftig und schauerig in der phantastischen Leichtigkeit ihres wunderbaren Baues.

Kein Wunder, daß Kunigunde, der des Lebens Bürde viel zu schwer geworden war, sich mit Todesahnungen beschäftigte, von einem Wiedersehen jenseit der Gräber, in den lichten Räumen der Sterne träumte und daher wundersam sich überrascht fühlte, als es ihr schien, daß eine menschliche Gestalt aus den Gräbern herauftauche.

Es gibt eine Träumerei der Seele, ein Versunkensein im Uebersinnlichen, wo das Geisterleben mit dem Irrdischen zusammenfließt und die Seele mächtig ist im Ahnen: so war es Kunigunden, als sei es der Geist ihres Gatten, der sich ihr nahe. Sie erschrack nicht, als die Erscheinung mit gespenstischer Eile über die Gräber daherhuschte und im

ungewissen Dämmerlicht der sternenhellen Nacht bald riesengroß sich aufreckte, dann zwischen den Hügeln und Kreuzen und weißen Leichensteinen sich duckte und endlich — hui! — wie im Geisterfluge über die Mauer setzte und durch das Lustgebüsch und über die Blumenbeete des Gartens heran zu schweben schien.

Nun stand er unten. Eisig und fröstelnd lief ihr jetzt ein seltsames Grauen über die Haut. An der Gestalt, an jeder Bewegung glaubte sie ihn erkannt zu haben. Ueber ihre Zeit hinaus war sie nicht gebildet, unter Wundersagen und Ammenmährchen groß gezogen — kein Wunder, wenn sie wähnte, es sei der Todte, der nicht Ruhe im stillen Grabe finden könne, bis er von ihr Abschied genommen. Nun übte Liebe ihre bewunderungswürdige Macht; sie bog sich vorn über und rief mit leiser bebender Stimme: „Du bist es, mein Stephan?"

„Ha, Liebchen!" tönte es herauf, so leise und grabeshohl; „hu! mich friert! mich hungert!"

„Soll ich dich wärmen mit meiner Liebe? speisen mit meinem Kuß? O komm, o komm! und wenn du mich nachziehst in's Grab, dein treues Lieb will nicht beben, will sterben, wie du gestorben bist; will wohnen mit dir im kalten dunkeln Hause unter der Erde, bis Gottes Engel uns erlöse

und uns trage, Arm in Arm, in das Freudenreich des Himmels!"

„O Liebchen, o Liebchen! ich lebe ja noch!" rief er jubelnd hinauf, schwang sich am Rebengeländer empor und sank weinend zu ihren Füßen; sie halb ohnmächtig in seine Arme.

Stephan hatte seinen Fluchtweg aus der Kirche durch ein Grabgewölbe genommen. Schon, ehe er erkannt war, hatte er die Oertlichkeit erspähet; da es immer sein Vorsatz gewesen war, hinten durch den Garten das Schlafgemach seiner Gattin zu erreichen. Am folgenden Tage wurde ihm Herr Ulrich von Hutten zugeführt. Schnell befreundeten sich die beiden edlen Seelen, die gar bald ihren gegenseitigen Werth erkannt hatten und Ulrich besorgte für Stephan die volle Ausrüstung als Doppelsöldner. Er wußte ihn überhaupt so zu verkleiden und unkenntlich zu machen, daß er es nach einigen Tagen wagen konnte, mit ihm abzuziehen nach Italien.

Die Trennung der beiden Liebenden war minder schmerzhaft, als die Möglichkeit, nie im Leben sich wieder zu sehen, besorgen ließ; aber Stephan begeisterte die Hoffnung eines neuen Aufschwungs und Kunigunde theilte seine Hoffnungen.

Der Geächtete.

Geschichtlicher Roman

aus

dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts.

Von

H. E. R. Belani.

Dritter Theil.

Frankfurt am Main.

Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.

1836.

„Als wir nun in den Thiergarten kamen
Da sah wir vill französisch Fahnen,
Zu Fusz zugleich und auch zu rosz
Fürten vor in ain grosz geschosz,
Mit dem thät sich der Tantz anheben
Das wir uns muszten niederlegen,
Lieszen ain Weyl in uns schießen,
Zuletzt thät es uns hart verdrießen,
Wir sprangen auf und inen zu,
Herr Jörg von Frotsperg hat kein ru, rc.

Altes Landsknechtslied, von der
Belagerung der Stadt Pavia.

Erstes Kapitel.

Pavia. — Der fahrende Schüler und der Landsknecht. — Sebastian Schärtling in seiner Behaglichkeit. — Der Rekrut. — Widersetzlichkeit der Landsknechte. — Antonio de Leyra, der gichtbrüchige Kommandant. — Stephan der erste Freiwillige. — Das schwarze Fähnlein. — Der Ausfall. — Die Hackenschützen im Thurm. — Montmorencis Grausamkeit. — Gefahr und Rettung. — Stephan, der Held des Tages. —

Dort lag Pavia, der uralte Herrschersitz einer längst erloschenen Dynastie der Lombardenkönige. Hundert Thürme, von wälscher Bauart, oben abgeflacht und mit Mauerkronen umzinnt, hatten ihr den Namen der Citta delle Cento torri gegeben. Wie Terrassen erhoben sich die dunklen Palläste mit ihren platten Dächern über das graue Gemäuer. Vom Ticino, nnd einem Arm desselben, der Gravelone, umflossen schien die alte Stadt in der Abenddämmerung, wie ein Nebelbild, auf dem Wasserspiegel zu schwimmen.

Dorther, aus dem Wundergarten der Simmora, kamen zwei Wanderer gezogen — es waren bärtige Männer, der Eine in der Tracht eines fahrenden Schülers, bleich und kränklich von Ansehen;

der Andere, jünger und kräftiger, wie ein deutscher Landsknecht gerüstet und gekleidet.

Aus einem Orangenhain traten sie eben hervor. Unter dem Rebengehänge einer Ulme blieben sie stehen.

„Dort liegt das Ziel unserer Wanderung," sprach der Schüler, „dort hat Karl der Große, die berühmte Hochschule gegründet. Möge Gott geben, daß ihr Frieden nicht gestört werde. Die kleine Besatzung deutscher Landsknechte und Spanier wird, hoffe ich, die Musen nicht beunruhigen."

„König Franz," sprach der Andere, „ist ja auch ein Freund der Wissenschaften. Man zweifelt ohnehin kaum, daß er von Mailand gen Lodi ziehen werde, um dort Pescara mit seinen vom Rückzuge aus Frankreich noch ermatteten kaiserlichen Truppen anzugreifen."

„Dann würde ich meinen Zweck erreichen," entgegnete der Schüler, „die berühmten Gelehrten zu hören, die auf jener Hochschule Vorträge halten."

Schweigend wanderten sie weiter. Nach einer Weile blieben sie wieder auf einer Anhöhe stehen, die einen weiteren Ueberblick über die Umgegend von Pavia gestattete.

„Was ist das dort," fragte der junge Landsknecht, „für ein Schloß, dessen weißes Gemäuer

mit den zierlich vorspringenden Thürmchen, aus dem grünen Gebüsch, so freundlich heraufragt?“

„Es ist das Jagdschloß Mirabello, das mitten im fürstlichen Thiergarten von Certosa liegt. Dort nahm Karl der Große den letzten der Lombarden-Könige gefangen.“

„Möge König Franz sich dieses Ereigniß zur Warnung dienen lassen!“ sprach Jener mit einem dunklen Vorgefühl.

„Wann hätten jemals Fürsten und Heerführer auf die Warnungen der Geschichte gehört!“ entgegnete er.

„Dort,“ fragte der junge Landsknecht, „jener Palast, eine halbe Miglie von der Stadt, auf der anmuthigen Höhe, von Weinhügeln umgeben — wie glücklich muß der Fürst sein, der dort in Frieden leben könnte!“

„Der Palast,“ entgegnete der Schüler mit bitterem Lächeln, „wird von Mönchen bewohnt. Es ist die reiche Benediktiner-Abtei mit dem Münster von Sankt Salvador. Hier ist das gelobte Land der Pfaffen, die sich in den paradiesischen Gegenden dieses schönen Landes Paläste gebaut haben.“

„Und das ist nicht das einzige Kloster in dieser reichen Gegend, wie es scheint,“ bemerkte der Kriegsmann.

„Leider Gottes," versetzte der Schüler, „dort zwischen den Weinhügeln, deren köstliches Gewächs so berühmt ist, daß der dem Tode nahe Patrizier Bothius sich durch den Genuß desselben zur Abfassung seines berühmten Trostbuches gestärkt haben soll — liegen noch fünf dieser faulen Pfaffennester — die schönen Klöster von San Piero, Santa Apollonia, San Girolamo, San Paolo und San Jacopo. — Hier in San Jacopo war in alten Zeiten die Stelle, wo unter den Lombardenkönigen die Gottesgerichte gehalten wurden, indem dort Angeklagte mit geweihten Waffen, in Gegenwart des ganzen Hofes ihre Unschuld vertheidigen mußten."

„O, gäbe es noch solche Gottesgerichte," rief der Andere mit dem lebhaften Ausdrucke einer schmerzhaften Rückerinnerung aus, „Gott ist barmherzig und läßt Gnade angedeihen dem Gefallenen, der sich durch Reue und Besserung wieder aufgerichtet hat — nicht aber menschliche Gerichte — sie sind unversöhnlich!" —

Es war Stephan, der Geächtete, der so sprach, der Andere war Ulrich von Hutten.

Nun wanderten sie über die erste Brücke des Gravalone, durchschritten die Garten- und Wiesenaue der Insel und erblickten am Rande des südlichen Stromarms den uralten Baum, unter

dessen mächtigen Zweigen das fromme Volk zur Osterzeit die Predigt zu vernehmen gewohnt war. In einer Niesche des ungeheuern Baumstammes stand ein hölzernes Madonnen-Bild, verwittert vom Alter und geschwärzt durch das Flämmchen einer Votivlampe, die davor brannte. Vor diesen Gnadenbildern kniecte eine Hirtenfamilie mit Ziegenfellen behangen. Es war ein alter graubärtiger Mann, dessen Tochter, ein bleiches bildschönes Weib ihr krankes Kind empor hielt und unter Vergießung vieler Thränen die heiligste Madonna Maria anflehte es zu heilen. Zwei Knaben bließen dazu mit den Nasenlöchern zwei Rohrflöten, noch ganz, wie die alten apulischen Hirten in den Eklogen Virgils. Ein Hund saß als Bild der Treue neben der jungen Frau und schaute zu dem Gnadenbilde auf, als theile auch er die Andacht der ganzen Familie.

„Es ist doch etwas Erhebendes in dieser Frömmigkeit des Volkes,“ sprach Stephan, „wohl dem, der so fühlen kann, der so von Gott begeistert wird bei dem Anblick eines solchen Holzbildes.“

„Ich leugne nicht,“ entgegnete Ulrich, „das Gemüth fühlt sich ergriffen von der Macht der Poesien in solchen Momenten; aber ist Religion Poesie? darf sie wie ein Gedicht sich in die Seelen einschmeicheln; ist sie nicht die höchste Wahr-

heit, die durch den Schmuck der Dichtung im römischen Kultus das religiöse Element so verhüllt, daß es dem Volksgefühle ganz verloren geht? So wird aus der Anbetung Gottes ein Bilderdienst, der von dem Götzendienst nur durch den Namen der Abgötter unterschieden ist.“

Hinter dieser Scene ragte auf einem Hügel das Hochgericht — mit Galgen und Rad — schaurig empor. Zwei arme Sünder, in Kutten aufgehenkt, schaukelten sich dort in den Abendlüften.

„Was haben sie verbrochen?“ fragte Ulrich einen Bürger, der scheu aufblickend vorüberschlich.

„Ach, Herr,“ sprach dieser mit Thränen in den Augen, „in bösen Kriegsläuften ist es nicht anders — es waren zwei Bürger von Pavia — sie hatten einen Spanier im Streit erschlagen, der dem Weibe des Einen Gewalt angethan hatte. Der Andere ist der Bruder der Geschändeten, die sich selbst erdolchte, wie der Frevel geschehen war. — Diese letzteren Beiden waren meine Kinder,“ setzte er leise, mit bebender Stimme hinzu.

„Welch ein entsetzliches Kriegsrecht!“ seufzte Stephan.

Durch den offenen Borgo der Vorstadt, die heut zu Tage in die Umwallungen von Pavia mit hineingezogen ist, erreichten sie die neue auf Mar=

morbogen ruhende Brücke, welche nach italienischer Art überdacht ist. Durch die Fenster derselben strahlte der eben aufgehende Mond und spiegelte sich mit wunderbarem Glanze in den Wellen des Ticino. Im Strome lagen mit Ketten befestigte Schiffsmühlen. Vor der Brücke lag ein alter Thurm, der zur Vertheidigung derselben bestimmt war. Während aus den obern Schießscharten desselben eiserne Falkone mit ihren weiten Mündungen drohend hervorragten, war unten das Pförtlein zu einem gothischen Kreuzgewölbe geöffnet. Dieses enthielt das dem heiligen Saturnius zu Ehren errichtete Kirchlein. Auf dem Altar im Hintergrunde stand ein Kruzifix vor einer Lampe mit drei Flämmchen erleuchtet.

„Hier ist ein Gotteshaus," sprach Stephan bewegt, „laßt uns beten."

„Gott ist überall," entgegnete Ulrich in fast spöttelndem Ton, „sein herrlichster Tempel ist die Natur. — Wozu der Andacht wegen solche übermauerte Räume betreten?"

„Wir sind Christen!" antwortete Stephan, „auch Jesus betete im Tempel. Die alten Ueberlieferungen sollten uns heilig sein!" Damit betrat er mit ehrfurchtsvoller Scheu das Kirchlein und kniecte nieder vor dem Altar. Dort betete er mit heißer Inbrunst zu Gott, daß er doch nun endlich

mit milder Vaterhuld sein herbes Schicksal freundlicher wenden und die Welt mit ihm versöhnen möge!"

Ulrich von Hutten hatte indeß die Brücke beschritten. Er schaute hinaus auf die wunderglänzende Mondscheinlandschaft mit ihren geisterbleichen Schatten und fühlte hier sich zu Gott erhoben. In ein Gebet des Gefühls strömte seine überschwellende Seele aus.

Da trat Stephan wieder an seine Seite. Er hatte Vertrauen auf Gott und damit neuen Lebensmuth gewonnen. Diese Ueberzeugung sprach er gegen seinen Reisegefährten aus.

„Ja," entgegnete dieser, „Gott hilft dem, der sich selbst zu helfen sucht und darum laß uns jetzt darauf denken, wie wir dem größesten Unfall begegnen, der dich treffen könnte — dem, durch irgend ein unglückliches Zusammentreffen erkannt zu werden; denn keine Heldenthat würde dich vor dem öffentlichen Gerichte der Landsknechts-Gemeinde schützen, wenn man in dir den Geächteten erkennen würde."

„O, Fluch des Verderbens!" rief Stephan aus.

„Das einzige Mittel, diesem Verderben zu entgehen ist Verstellung. Du mußt deinen Namen verändern und ein Pflaster über die Wange wird

hinreichen dich unkenntlich zu machen, da ohnehin schon die Pluderhosen, das bauschige Wamms und der Spitzhut sammt dem kurzen Schultermäntlein deine Gestalt genügsam entstellen.“

„Ich meinen Namen verläugnen?“ rief Stephan aufgeregt, „nimmermehr, das wäre ja Lug und Trug, der Anfang zu neuer Schuld!“

Ulrich von Hutten hatte Mühe den Junker Stephan zu überzeugen, daß er damit kein Unrecht begehe; indem Erhaltung seines Lebens seine Pflicht sei, dieses aber nur durch eine solche, keines Menschen Rechte verletzende Täuschung möglich werde.

„Es sei!“ sprach endlich Stephan mehr überredet, als überzeugt. — „Gebe Gott, daß diese erste Täuschung, seitdem ich wieder sittenrein geworden, keine unglücklichen Folgen habe!“

Die Entstellung durch das schwarze Pflaster war bald bewirkt.

Nun betraten sie die Stadt selbst, von keiner Wache unter dem Thore angehalten.

Welch ein Leben war dort! Spiel und Tanz in allen Häusern, Wachtfeuer auf allen Straßen. Hier und dort wildes Gebebe und Gelärm. Groteske Gestalten; Spanier in glänzender Pracht, mit zierlicher Grandezza einherschreitend. Deutsche Landsknechte, breit und schwerfällig, Buben und Weiber, phantastisch gekleidet.

„Morgen," sprach Herr Ulrich, „werde ich dich Herrn Sebastian Schärtling vorstellen, als Rekrut seines Regiments. Er wird dich auf meine Empfehlung in die Musterrolle eintragen lassen; ich aber werde mitten im Waffengeräusch den stillen Musen opfern.

Hier ist das Haus meines alten Gastfreundes. Kehren wir ein.

Herr Sebastian Schärtling saß am folgenden Tage im Closet seines Quartiers auf einem bequemen Lehnsessel und pflegte seines runden Bäuchleins. Die Marmortafel vor ihm enthielt ein köstliches Frucht- und Küchenstück an wälschen Leckereien, die der wackere deutsche Hauptmann sehr liebte, als Ortolanen und Fasanen, Makrolen und Tunfisch, Makaronis und Parmesankäse, Orangen, Trauben mit durchsichtigen Beeren von der Größe deutscher Pflaumen und eine aufgeschnittene Wassermelone, deren röthliches saftiges Fleisch einen würzigen Duft verbreitete. Ein silberner Weinkrug stand, weniger zugesprochen in einiger Ferne. Der Spieß lehnte an der Wand des schmucklosen Zimmers. Im Vorgemach saßen einige Trabanten, welche die Hellebarden im Arm trugen und würfelten auf der Trommel. Es ging dabei laut genug

her und wurde gotteslästerlich geflucht; aber der wackere Hauptmann frommer Landsknechte ließ sich in der behaglichen Arbeit seiner wohlgenährten Wangen nicht stören.

Bald darauf traten zwei andere Hauptleute ein, der junge Graf von Ladron, ein schlanker junger Mann mit seinen doch etwas verlebten Gesichtszügen und der rühmlich bekannte Herr Eck von Reischach, breitschultrig, gebräunt, und in voller Mannskraft stehend.

„Potz blau!" rief ihnen Herr Sebastian Schärtling mit seinen gewöhnlichen Kraftworten entgegen: „Ihr kommt Revenge zu holen, meine lieben Freunde und Mitgesellen! Meiner Seele, wir sind dazu bereit, wenn wir erst den Leib gehörig gepflegt haben werden. Seid meine Gäste, ihr Herren!" Damit hob er den Weinkrug mit beiden Händen und trank ihnen zu, mit dem Spruch: „auf gut Glück vor Mailand!"

„Werden's nöthig haben," grollte Eck von Reischach und leerte den Weinkrug mit einem Zuge. „Bei Gottes Tod, bin froh darüber, daß es endlich zum Schlagen kommt. Hier im faulen Neste verderben uns die frommen Knechte im Schlemmen und Schlampampen und werden rebellisch, wenn die Löhnung einmal ausbleibt; aber eine Schlacht

bezahlt manchen Rückstand auf einmal und bringt manches lose Maul ewig zum Schweigen.“

„Wer mit Gott davon kommt, dem ist das Herz leicht und frei,“ sprach der Graf von Ladron, „ich freue mich auch auf das Spiel um's Leben. Wo es zu wagen und gewinnen gibt, da ist ein ehrliches Soldatengemüth nicht weit davon. Darum mein ich, wir verlieren die schöne Zeit jetzt nicht mit eitlem Reden und werfen um eine Hand voll.

Das Spiel begann, nachdem Herr Sebastian mit Behagen eine wohlgefüllte Truhe, die neben seinem Sessel am Boden stand aufgeschlossen hatte. Das Geld wurde nicht gezählt, sondern mit voller Hand gegriffen und auf's Spiel gesetzt. Das Glück wechselte. Ungeheure Summen wurden verloren und gewonnen. Dem jungen Ladron blickte die Leidenschaft aus den tief glühenden Augen. Er aß nicht und netzte nur bisweilen die Lippen durch einen Trunk Wasser. Herr Eck dagegen jubelte nach jedem glücklichen Wurf und fluchte nach jedem unglücklichen. Nur Sebastian Schärtling, des Glückwechsels schon gewohnt, verlor nie seinen trockenen Gleichmuth. Mit voller Besonnenheit wußte er die Genüsse der Tafel mit denen des Spiels zu vereinigen, ohne sich dadurch in der Behaglichkeit seiner Ruhe stören zu lassen.

Etwa eine Stunde hatte das Spiel gedauert, da trat rasch ein junger Mann mit kurzem krausen Bart und schwarz gelocktem Haar, mit dem Spieß in der Hand und dem Degen an der Seite ein, nahm seinen spitzen Federhuth ab und sprach in treuherziger Weise: „Gott grüß' Euch, ihr Herren! Unser Herr Oberster, der Graf Eitelfritz von Hohenzollern, läßt Euch zu wissen thun, was maaßen sichere Kunde eingegangen, daß König Franz mit gesammter Heereskraft aus Mailand aufgebrochen und gen Pavia heranziehe. Gestern Abend ist er über Cortosa gezogen, hat bei den geistlichen Herren zu Lanframo sein Hauptquartier aufgeschlagen und das Heer lagert zwischen diesem Kloster und dem von San Salvador."

„Sehr wohl, mein lieber Lieutenant, Herr Kaspar von Frundsberg!" lächelte Sebastian Schärtling und biß in ein großes Stück Melone, daß ihm der Saft um den Mund lief, „vermeldet dem Herrn Obristen meinen Respekt und sagt ihm, Schärtlings eiserne Truhe sei durch Glück im Spiel hinreichend gefüllt, um den frommen Landsknechten seines Fähnleins nöthigenfalls durch Zahlung eines Abschlags auf die rückständige Löhnung frischen Muth zu machen. Ich stehe mit Leib und Gut zu Kaisers Befehl, und jedermann weiß, daß der Schorndorfer Bürger (so nannte

er sich im reichstädtischen Stolze gern, den hochadlichen Herren gegenüber, nach seinem Geburtsorte) eben so fest in der Schlacht steht, wie er fest und gut zu Tische sitzt, und eben so verwegen im Waffenspiel das Leben einsetzt, wie im Würfelspiel seine Goldstücke!"

Eine saftige Orange, die er jetzt gegen den Mund führte unterbrach seine behagliche Redseligkeit und der junge Lieutenant fuhr fort: „Auch läßt Herr Eitelfritz Euch sagen, Ihr möchtet Euer Fähnlein gemein halten, einen Ring bilden und nochmals schwören lassen „„klein oder groß, nackt oder reich, sich ritterlich zu wehren.""

„Soll geschehen, mein guter Gesell!" sprach Herr Sebastian, sobald ich mein Mahl vollendet haben werde; denn gut Ding will Weile haben und mein Sprüchlein ist: eile mit Weile; übrigens denk' ich: wer langsam geht, kommt auch zum Ziel. Nun aber, liebe Mitgesellen, nehmt Platz und laßt uns des Leibes pflegen, weil er noch der unsrige ist; wer weiß, über ein Kleines gehört er den Raben."

Während die Offiziere tafelten und die aufwartenden Buben aus- und eingingen wurde noch mancherlei hin und her gesprochen.

„Wißt ihr wohl, ihr Herren," sprach der

junge Graf Ladron, „daß gestern ein hochberühmter Gelehrter, als fahrender Schüler eingezogen ist?“

„Was gehen uns die Hochschüler an,“ brummte Herr Eck von Reischach in den Bart, „und die berühmten Gelehrten,“ setzte er hinzu, „der Teufel möge sie alle holen, die schleichenden Federfuchser.“

„Dieser führt den Degen so gut als die Feder,“ entgegnete der Graf Ladron, „das hat er, bei Gottes Bart, in der Würtemberger Fehde gezeigt, worauf ihn der Kaiser zum Ritter geschlagen hat.“

„Potz blau!“ rief Schärtling mit seinem Lieblings Kraftwort, „diesen Doppeltsöldner im Kampfe für Wahrheit und Recht muß ich persönlich kennen lernen!“

„Wenn es der bleiche Mann war mit den tiefen, geistreichen Augen,“ sprach Herr Kaspar von Frundsberg, „den ich eben bei dem Grafen Eitelfritz von Hohenzollern gesehen habe, so wird er nicht weit sein; denn ich hörte im Eintreten nur so viel, daß dieser ihn an Euch verwies, Herr Sebastian Schärtling. Es betraf die Aufnahme eines Rekruten.“

„Potz blau!“ eiferte dieser und schlug mit beiden Fäusten auf den Tisch, „hat Kaisers Majestät Geld geschickt, um noch neue Anwerbungen zu machen? — wie — was? — soll sich der Schorn=

dorfer Bürger nochmals Last auf den Hals bürden, kann jetzt schon den Großhänsen und Schreihälsen seines Fähnleins den Hals nicht stopfen, das wäre mir eine schöne Geschichte, noch neue Werbungen, nnd unsere Auslagen für die Alten sind noch nicht einmal erstattet — nein, mein guter Gesell, daraus wird nichts!"

In diesem Augenblick trat ein Trabant ein und meldete zwei Fremde.

„Sollen sich zu allen Teufeln scheren — habe kein Geld," schrie ihm Herr Sebastian entgegen und schlug, kirschbraun werdend vor Aerger, die eiserne Geldtruhe zu.

„Da sind sie," rief Graf Ladron aufspringend, „ach, Herr Ulrich von Hutten, wir kennen uns noch von Reutlingen her, wo wir Waffenbrüder waren und im vordersten Blatt dicht neben einander kämpften!" Damit hatte er die Arme geöffnet, um den alten Waffengefährten zu empfangen. Dieser aber maß ihn mit einem Seitenblick.

„Ich erinnere mich Eurer, Graf Ladron!" sprach er kalt und stolz und reichte ihm die Hand — „auch Euerer wackerer Frundsberg."

„Ich habe Euch nie gesehen," sprach dieser befangen.

„So sind es die Züge Eures braven Vaters, der mein Freund ist — willkommen sei der Sohn!"

Damit umfing er diesen; schüttelte dann dem biederen Hauptmann Eck von Reischach die Hand und wendete sich zu Sebastian Schärtling, der mit unter geschlagenen Armen auf seinem Lehnsessel saß und von Zeit zu Zeit mit unverhaltener Verstimmung forschende Blicke auf den Rekruten warf, der an der Thüre stand.

Dieser war ein schön gewachsener und kraftvoller junger Mann. Nach Schweizer Art trug er einen spitzen Huth mit breiter Krämpe, welche das gebräunte bärtige Antlitz so beschattete, daß man darunter nur das Blitzen dunkler Augen und großes schwarzes Pflaster bemerkte.

„Dieser junge Mann wünscht Dienste bei Euch zu nehmen, Herr Sebastian Schärtling," sprach Ulrich von Hutten, „er sei hiermit von mir empfohlen."

„Sehr gut — potz blau!" rief Herr Sebastian und rieb sich die Hände, „meiner Treu, ein hübscher Bursch! — Hä ha! — er ist keiner von den Schwaben, die ihrer sieben an einen Spieß fassen, um einem Schneck zu Leibe zu gehen! — aber was kann's helfen? — im heiligen römischen Reich ist keiner ärmer, als der Kaiser Carolus V; sonst würd' er uns wohl Geld schicken. — Aber woher Brot nehmen in der Wüste? — so? —"

„Ich verachte euern Bettelsold," sprach der

Rekrut stolz, „ich ziehe in den Kampf, um Ehre zu gewinnen.“

Die Hauptleute sahen einander bedenklich, lächelnd an. Nur Kaspar von Frundsberg schlug ihm auf die Schulter und sprach: „gut, Kamrad, wir müssen Waffenbrüder werden.“ Freudig schlug Stephan Hausner ein, denn der war es, der jetzt den Versuch machte wieder einen ehrlichen Namen zu gewinnen.

„Das ist ein sonderbarer Patron,“ lächelte Herr Sebastian, „wer um eitle Ehre streitet hat sich kein warmes Nest bereitet. Indeß wäre ich wohl ein eben so großer Narr, wollt' ich das sonderbare Anerbieten nicht annehmen. Gestern erst hat der Profoß einen aufgehenkt; der gute Mann könnte an dessen Stelle in die Musterrolle rücken.“

Herr Sebastian, der nach Art und Weise der Hauptleute das sogenannte Financiren liebte, und gern etwas Erkleckliches hinter sich schlug, ohne darum, nach den sonderbaren Begriffen jener Zeit für unehrlich zu gelten, hatte schnell genug berechnet, daß ein Mann mehr in der Zahlrolle, der seinen Sold stehen lassen würde, um so viel seine, des Hauptmanns Seckel füllen werde; und das war ihm lieb. Mit einem freundlichen „Gott zum Gruß!“ verwieß er ihn an den Feldwaibel, der das Weitere besorgen werde.

Die Landsknechte hatten geschworen. Alles war voll Wuth und Erbitterung gegen den heranrückenden Feind. Dieser hatte eine halbe Miglie von der Stadt ein festes Lager bezogen. Anne von Montmorency, der berühmte Marschall von Frankreich, hatte oberhalb der Stadt eine Brücke über den Tessino geschlagen. Eine bedeutende Heeresabtheilung, die auf dreitausend Deutsche, zwei tausend Italiener, tausend Corsen und zweihundert volle Lanzen französischer Hommes d'armes schätzte, hatte er auf die Insel, die der Tessino und der Gravelone bilden, hinübergeführt und dort sich festgesetzt. Zugleich zog la Palice mit der Vorhuth des Heeres und den Schweizern durch den Thiergarten, an dem Schlosse Mirobello vorbei, auf der ganzen Hügelreihe entlang und lehnte sein Lager auf der Morgenseite an den Strom. Die drei Kirchen S. Piero, Santa Apollonia und S. Girolamo wurden in Bastionen zur Vertheidigung des festen Lagers verwandelt, und der Thurm im Strom, der Darsena gegenüber, wurde vom Feinde besetzt. Das geschah Donnerstags, am 28. October 1524.

Die Belagerten sahen immer mehr ihre feste Stadt vom Feinde umringt werden. Ihre Zahl konnte sich mit Innen nicht messen und war kaum

hinreichend die weitläufigen Festungswerke der alten Lombardestadt gehörig zu besetzen.

Schon am folgenden Tage, Freitags, eröffnete Anne von Montmorency die Feindseligkeiten von der Mittagsseite her, indem er mit hellen Haufen durch den offenen Borgo stürmte und der großen Brücke gegenüber eine Schanze aufwerfen ließ, um den mit guten Hackenschützen besetzten Thurm des heiligen Saturnius zusammenschießen zu lassen.

Innerhalb der Ringmauern, auf dem Waffenplatze an der Porta di Ticino hielt ein Fähnlein Knechte. Das Thorgatter sollte eben aufgezogen werden, als sie erklärten es sei Tollheit einen Ausfall zu wagen gegen eine solche Uebermasse von Feinden. Sie würden verlorene Kinder sein, wenn sie es wagten; wozu überhaupt ihr Leben in die Schanze schlagen, da es ihnen nicht bezahlt werde, denn schon seit zwei Monaten sei der Sold rückständig. Der französische König bezahle weit besser; und wer sie am besten löhne, sei ihr Herr. Sie wären ein freies Gemeinwesen, das sich nicht wie eine Hammelheerde zur Schlachtbank führen lasse. Vergebens war das Zureden ihrer Hauptleute und Lieutenanten. Die Meuterei griff immer weiter um sich. Draußen vor den Thoren war der Feind, und der Donner seiner Geschütze hallte wieder vom Gemäuer der klösterlichen Paläste in Corso Nuovo

zurückgeworfen. Schwach dagegen war das Feuer der Belagerten. In dieser Noth erschien in der Mitte vieler glänzend gekleideten Trabanten die seltsamste Figur, die wohl jemals den Commandostab eines Feldherrn getragen hat. Es war Don Antonio de Leyra, der auf einem Tragsessel von vier Männern auf der Schulter, über Alle erhaben herbeigetragen wurde. Von Gestalt war er klein, gekrümmt und hager; sein Antlitz, von Krankheit gebleicht, wie sein Haar, seine Gesichtszüge vom heftigsten Schmerz entstellt, denn der in Felle eingewickelte Fuß bewieß, daß er an der gewöhnlichen Plage jener Zeit, dem Zipperlein oder Podagra leide. Uebrigens hatte die Gicht seine Glieder gekrümmt und seine Gelenke verknorbelt. Zwanzigjährige Kriegsmühen hatten dem noch nicht bejahrten Mann das Ansehen des hinfälligsten Greises gegeben. Nur noch sein Geist war rege und voll Jugendkraft. Schon sein blitzendes Auge verrieth es, daß der Kaiser die Vertheidigung dieser Feste, gegen den stürmischen Andrang des Königs der Edelleute, keinem bessern Mann hätte anvertrauen können, als diesem Spanier.

„Wer wagt es hier zu zögern, wenn ich befehle?“ donnerte er mit einer festen, weithin hallenden Stimme auf die Landsknechte herab. „Auf, im Sturmschritt marsch! —“

„Hoho, sachte," höhnten einige Landsknechte, „zahlt Sturmsold, so wollen wir unser Leben in die Schanze schlagen!" — „Zieht selbst voran," riefen Andere, „Ihr seid ja schuß- und stichfest, Ihr steht ja mit dem Teufel im Bunde, habt Satanas gebannt, daß er Euch helfe, nun helft Euch selber!"

„Greift die Meuterer!" gebot Don Antonio seinen Trabanten. Im Augenblick fällten diese ihre Hellebarden, die Landsknechte aber ihre Spieße und bildeten den Igel, während sie die ärgsten Raisonneurs in die Mitte der Gevierten-Ordnung nahmen. Die Hauptleute, Fähndriche und Feldwaibel hielten's mit ihren Leuten. Durch alle Straßen hallten die Lärmtrommeln. Schon kamen die Spanier in hellen Haufen heran gezogen und beide Nationen geriethen schon mit Schimpfreden und Steinwürfen an einander. Schnell begriff der Commandant, daß hier mit Strenge nichts auszurichten sei; denn das ärgste, was geschehen konnte, war Uneinigkeit der Besatzung, während der Feind heranstürmte.

„Haltet Frieden!" gebot er da, „den Befehl nehme ich zurück, vorausgesetzt, daß sich Freiwillige finden. Wer hat Muth? Freiwillige vor!"

Das Aufruhrgeschrei legte sich. Erst wollte Niemand sich melden. Da trat ein junger Mann

aus der Mitte der Knechte hervor, sprang auf einen Eckstein und erklärte, daß er sich zur Ehre schätzen werde der erste zu sein, der sein Leben für das Recht seines Kaisers gewagt. Mit hinreißender Beredsamkeit schilderte er die Ehre und Lust eines solchen Kampfes und bald sammelten sich um ihn an funfzig der entschlossensten jungen Männer. Aus einer nahen Kirche wurde eine schwarze, mit einem weißen Kreuz und Todtengebeine bezeichnete Begräbnißfahne herbei geholt, Stücke von einem zerrissenen schwarzen Mönchsgewande wurden als Feldzeichen an Hüthe und Pickelhauben befestigt. Das Alles geschah auf den Vorschlag jenes jungen Mannes, der die erste Anregung zu der allgemeinen Begeisterung gegeben hatte. Nun schaarten sich immer mehr Freiwillige an die schaurige Todesfahne. So bildete sich schnell ein auserlesenes Fähnlein von zweihundert Knechten, die erst in die Kirche drangen, dort vom Bischof Weihe, Absolution und Abendmal empfingen und nun bereit waren auszufallen.

„Wer ist der junge Mann mit dem schwarzen Pflaster über die Wange," fragte Antonio de Leyra.

„Ein gestern von mir angeworbener Landsknecht," antwortete Herr Sebastian Schärtling, der auf seiner kleinen braunen Stute in der Nähe

des Commandanten hielt, „er nennt sich Stephan von Hohenhaus!“

„Er hat Pavia gerettet; denn ohne Subordination, die er hergestellt hat, ist keine Vertheidigung möglich. Darum, in des Kaisers Namen ernenne ich diesen Stephan von Hohenhaus zum Hauptmann dieser Schaar des Todes, die fortan ein eigenes Fähnlein bilden wird.“ So sprach Leyra und streckte seinen Degen über den jungen Mann aus, diesem aber leuchteten die Augen vor Freude. Doch bescheiden sprach er: „Herr vergönnt einem Würdigeren diese Ehre. Laßt sie mich erst durch Thaten verdienen, sonst würde der Neid einer meiner braven Mitgesellen mich mit Recht verfolgen.

„So trage du das Fähnlein als Fähndrich des Zuges,“ sprach Leyra. Wir werden dich im Auge behalten und nicht vergessen. Du sollst indeß die Freude haben den Braven nennen zu dürfen, dem ich die Hauptmannsstelle geben soll und wirst als Fähndrich das Todesfähnlein tragen.“

„Herr,“ entgegnete Stephan, „Ihr überhäuft mich mit zu viel Gnade und Ehre, so schwöre ich denn im Angesicht dieses ganzen Ringes meiner lieben Waffenbrüder, dieses Fähnlein aus meiner Hand nicht zu lassen, ich sei denn des Todes verblichen; schwöre, wenn mir die rechte Hand abge-

hauen werden sollte, es mit der linken zu fassen, und so ich auch diese verliere, mit den Zähnen und sollte ich fallen mich hineinzuwickeln, oder in den Fluß zu springen. Könnte ich's nicht anders retten. — So wahr Gott mir helfe!"

Das war die alte Formel, wonach die Fähndriche der Landsknechte schwören mußten. Die Wahl des Hauptmanns aber bat er dem hellen Haufen anheim stellen zu dürfen. Er für seine Person halte keinen dieser Ehre für würdiger, als Herrn Kaspar von Frundsberg."

Durch ein allgemeines „Mehr Macht!" wie die Stimmgebung einer Landsknechtsgemeinde genannt wurde, war auf solche Weise der würdige Sohn des berühmten Georg von Frundsberg zum Hauptmann dieser dem Tode geweihten Schaar erwählt und von Don Antonio de Leyra bestätigt. Nun wurden der Feldwaibel und die Gemeinwaibel gewählt. Dann stellten sich die Knechte in Rotten, von je zehn Mann und wählten unter sich ihren Rottmeister. So war endlich nach einigen Stunden die neue auserlesene Schaar gebildet. Das Ausfallpförtlein wurde geöffnet und schweigend bei dem dumpfen Schall der Trommel rückten die muthigen Männer über die durch den Ueberbau verdunkelte Tessinobrücke hinein in die Kugelsaat des Feindes. Mit Geschick und Ordnung hatten

der neue Hauptmann Kaspar von Frundsberg und sein Lieutenant die Doppelsöldner mit Harnisch, Pickelhauben und langen Spießen in das erste Blatt gestellt und die Hackenschützen angehenkt. Bald verschwanden die muthigen Jünglinge im Gewölk, das durch Pulverdampf und Rauch erregt war. Die Trommel verstummte, aber das deutsche Kriegsgeschrei: „Her, her!“ das mit den tiefen Stimmen wild geschrieen, wie unser neueres Hurra! so muthig und belebend klang, hörte man noch lange durch das Gekrach der Geschütze und Geklirre der Waffen.

Antonio de Leyra hatte sich auf den gewaltigen, viereckten Thurm am Kastell, Mezzabarba genannt, bringen lassen, von wo aus mit scharfen Augen der Kampfplatz übersehen werden konnte. So oft der Wind über die breite Fläche des Ticino herstrich und das Gewölk, das der Kampf aufgeregt hatte, zerstreute, sah er das schwarze Fähnlein wehen. Endlich aber war es verschwunden!

„Er ist gefallen, der edle junge Mann!“ rief er aus, mit einem schmerzlichen Blicke nach oben und gab Befehl zum Rückzuge, welcher unter dem Schutz eines zweiten Fähnleins Knechte und einer Kompagnie spanischer Arkebuseres bewerkstelligt wurde.

Weit über zwei Drittel der kühnen Schaar des Todes war geblieben; Stephan, von dem Streithammer eines Schweizers getroffen, war zu Boden gesunken. Im Fallen aber hatte er mit der letzten Kraft und Besonnenheit sich in sein schwarzes Fähnlein gehüllt. So hatte ihn Kaspar von Frundsberg, indem er den Gefallenen mit seinem Leibe deckte, aus dem Gefecht forttragen lassen, und ihm folgten trauernd die Knechte, die seinen Muth bewundert hatten.

Doch der muthige junge Fähndrich war nicht tod, nur schwer betäubt gewesen. Mit Hülfe seiner kräftigen Natur erholte er sich wieder. Das erste, was er vernahm, war der Befehl tüchtige Hackenschützen in den Thurm zu legen und hinter ihnen einen Bogen der Brücke abzubrechen. Das war ein verlorener Posten; der Rückzug war nicht möglich und der alte Thurm konnte leicht in Trümmer geschossen werden. Niemand wollte sich dazu finden. Da war es wieder Stephan, der sie ermuthigte und sich an die Spitze der Freiwilligen stellte. Der Thurm war erreicht. Ein mörderisches Feuer ergossen die Hackenschützen von oben auf die dichten Schaaren der anrückenden Feinde. Von den nächsten Bastionen wurde dieses Feuer durch Falkonen und Falkonet-Kugeln unterstützt. Aber Montmorency ließ die schwersten Gestücke

seiner Arkeley heranschleppen, und solche Eisenmassen gegen den alten Thurm schleudern, daß die Besatzung desselben fast unter den Trümmern des einstürzenden Gemäuers begraben wurde. Nun ließ er ihnen mehreremale Kapitulation und freien Abzug anbieten. Aber davon wollten die Tapfern nichts wissen. Da schwur er sie alle aufknüpfen zu lassen, wenn sie nicht sogleich das vergebliche Feuern einstellen würden. Aber noch einmal bließen die braven Hackenschützen auf ihre Lunten und schickten den Franzosen ihre bleierne Antwort — die letzte Kugelsaat; denn sie hatten ihre Munition verschossen. Nun aber drangen die anströmenden Schweizer durch das Kirchlein in das Innere des Thurmes herauf und brachten die tapfere Besatzung gefangen ein.

Wäre der edle König in der Nähe gewesen, er hätte sie ungefährdet heimgeschickt; denn König Franz war hochherzig und empfänglich für Tapferkeit, die er selbst am Feinde ehrte. Aber Anne von Montmorency war ein wilder Krieger im rohen Geiste seiner Zeit. Er hielt seinen Schwur und ehe der Abend hereinbrach hingen sieben Hackenschützen, so viel waren noch lebend gefangen, im Portale der zum Theil abgebrochenen Brücke. Nur Einer war entkommen; indem er eben zum Tode geführt werden sollte, hatte er mit ungeheuerer

Kraft seine Bande gesprengt und war in den Ticino gesprungen.

Hundert Schüsse krachten hinter dem Schwimmenden her. Ein Hagelschlag von Kugeln zischte über den Wasserspiegel; aber unverletzt erreichte er die gegenseitige Bastion und wurde am Seile in die Höhe gezogen.

Es war Stephan, der Held des Tages, gefeiert und geehrt, wie kein Anderer in der Feste.

Man muß sich in die Seele eines Menschen denken können, der so lange den Fluch der Verachtung getragen hatte, um die Erhebung mitfühlen zu können, die er empfand.

Zweites Kapitel.

Belagerung von Pavia. — Zerstörung der Schiffsmühlen. — Bresche. — Abgeschlagener Sturm. — Ulrich von Hutten nimmt Landsknechtsdienste. — Die Kugelscheu der französischen Hommes d'armes. — Versuchte Abdämmung des Ticino. — Noth und Unzufriedenheit der Belagerten. — Don Antonio de Leyra büßet vor den Heiligen und fällt in Verdacht den Befehlshaber der deutschen Landsknechte ermordet zu haben. — Kluge Vertheidigung. — Haß des Befehlshabers gegen Stephan. — Ueberrumpelung der Festung Melzo. — Gefährlicher Auftrag.

Aus der Berennung von Pavia war eine langwierige Belagerung geworden, bei welcher es Stephan nicht an vielfältiger Gelegenheit fehlte sich auszuzeichnen.

Nach jener unedlen That hatte Montmorency das volle rechte Ufer des Ticino gewonnen. Jetzt ließ er seine Geſtücke gegen die Schiffsmühlen richten, die mit Ketten am jenseitigen Ufer befestigt waren, und ließ sie in den Grund schießen. Gleichzeitig hatte er unterhalb der Stadt, unfern des Thurmes der Darsena eine Schiffsbrücke über den Strom werfen lassen, wodurch die Verbindung mit der Heeresabtheilung, die la Palice befehligte, hergestellt wurde. Auf solche Weise konnten sich die Belagerer rings um die Stadt die Hand bieten. Während dieser Thätigkeit der Angreifer auf der Südseite ließ König Franz gegenüber vom 6ten November an, mit der ungestümmen Heftigkeit, die allen seinen Unternehmungen eigen war, Bresche schießen. Aber Don Antonio de Leyra und der Herr Eitel Friedrich, Graf von Hohenzollern hatten mit Hülfe der treu gesinnten Bürgerschaft neue Werke aufgeführt.

Wie die Bresche weit genug war befahl König Franz Sturm zu laufen. Aber kaum hatteu die hellen Haufen der Feinde die Höhe des Hauptwalles, ohne bedeutenden Verlust errreicht, so erblickten sie vor sich einen breiten tiefen Graben, gegenüber waren alle Häuser mit Schießscharten durchbrochen und mit Geschütz und Hackenschützen besetzt, und plötzlich wurde ein so mörderisches

Feuer gegen die Angreifenden eröffnet, daß sich ihr voreiliges Siegsgeschrei in Nothgeschrei wandelte, worauf die Sturmkolonnen von den Spießen der Landsknechte verfolgt, in Unordnung zurück flohen und die Mauerlücke so vor dem Graben mit Leichen und Sterbenden füllten. Unter den Hauptleuten hatten sich Sebastian Schärtling, der Graf Ladron und Kaspar von Frundsberg besonders hervorgethan; an den gefährlichsten Stellen aber, allen vorankämpfend, sah man Stephan wie einen Todesengel wüthen. In der linken Hand trug er das schwarze Fähnlein und mit der rechten führte er das Schwert schnell und vernichtend, wie der Blitz des Himmels.

Durch solche Erfolge waren die Bürger und Spanier ermuthigt. Ein gewisser Matheo di Beccaria, aus einer uralten Gibolliener Familie entflammte den Muth der Bewohner von Pavia, ermahnte sie zur Ausdauer und sammelte die streitbaren Männer unter Rotten und Fähnlein. Indeß boten Frauen und Greise daheim ihr Habe und Gut auf, um die ungestümmen Forderungen der unbezahlten deutschen Landsknechte zu befriedigen, indem sie ihnen Herberge und Speise und Trank gaben, während sie selbst hungerten. Nebenbei gewannen die Bürger noch Zeit in den Schanzen und an den Werken zu arbeiten, wozu weder die

faulen Knechte, noch die stolzen Spanier zu bewegen waren.

So war jetzt die finstere Lombardenstadt ein Bild der Verwüstung und kriegerischen Thätigkeit geworden. Verstummt waren die griechischen und lateinischen Reden an der Hochschule und die Schüler, viele Tausende an der Zahl, waren entweder aus der Stadt entwichen, oder hatten sich zu den Vertheidigern geschaart. Unter den Letztern befand sich auch Ulrich von Hutten.

Mit welchen Gefühlen sich der gelehrte und wissenschaftlich gebildete Mann, nach den unleidlichsten Stöhrungen seiner Studien selbst in das Kriegsgetümmel warf und den Spieß des Landsknechts ergriff, ergibt sich aus der Grabschrift, die er zuvor für sich selbst in lateinischer Sprache gedichtet hatte. In das deutsche frei übertragen lautet sie so:

„Hier ruhet Hutten der, gar elend war geboren
Und sich, voll Kümmerniß durchkämpft' im traurig Leben.
Zu Wasser und zu Land hat Unheil er geduldet.
Der Franken Schwert hat ihn den Musen hier entrissen.
Sein Fatum wollt' es so, daß er im Leid viel Jahre
Sich mühsam hingeschleppt, um frühen Tod zu finden.
Den Musen hat er noch im letzten Kampf gehuldigt
Er starb, nachdem sein Lied verhallt ist und verklungen.

Don Antonio de Leyra hatte nach der Zerstörung der Strom-Mühlen, durch Erbauung von Hand- und Stoßmühlen nachgeholfen. Mit soldatischer Geringschätzung der Wissenschaften hatte er das prachtvolle Gebäude der Rechtsschule, unfern des Schlosses belegen, für die Bäckerei und das Proviantmagazin eingerichtet.

Nun hatten endlich die Franzosen mit den schwersten Karthaunen, den mächtigen viereckten Thurm Mezza Barba niedergelegt, so daß seine Trümmer den Graben füllten. König Franz hielt den Sturmlauf jetzt für gefahrlos und leicht. Er wollte nicht allein siegen, sondern auch mit dem Siege prunken und die ganze Ehre desselben für den französischen Adel in Anspruch nehmen. Daher hatte er gebeten, daß die adligen Gensd'armes absitzen, und mit ihren langen Lanzen und mächtigen Schlachtschwertern die Stadt erobern sollten. So sah man denn alle die edlen Ritter, glänzend in Stahl geharnischt, mit goldenem Schmuck und wehenden Helmbüschen gegen die Bresche heran schreiten. Sie waren zu stolz, um gemeine Knechte oder verachtete Schweizerknaben in ihren Reihen zu dulden, nur ihre Valets mußten ihnen mit frischen Lanzen folgen, um die zu ersetzen, welche etwa im heißen Kampfe zerbrochen werden sollten.

Auf den Wällen und Mauern aber standen die

deutschen Hackenschützen, Büchsenmeister und Schlangenknechte, wie die spanischen Arkebuseros, und bliesen auf die Lunten, während unten die Fähnlein Landsknechte mit ihren scharf geschliffenen Spießen einen undurchdringlichen Igel bildeten. Doch für diesmal mußten sie sich die Lust vergehen lassen die prächtigen Ritter von den französischen Ordonnanzcompagnien niederzulegen; denn diese hatten sich die Bresche näher besehen und es unpassend gefunden als adlige Herren, wie gemeines Volk zu Fuß zu kämpfen und ihre blanken Harnische dem unangenehmen Geknall uud Gepolter der Feuergewehre auszusetzen. Ihre Gegner wären nicht mehr als Bauern und Bürger-Canaille, die von adliger Art und Sitte zu kämpfen keine Kenntniß hätten. In solchen Streit sich einzulassen, sei ihres adligen Geblüts unwürdig. Mit solchem Gerede wendeten die französischen Herren den Belagerten den Rücken, ehe sie nur so nahe gekommen waren, daß deren Kugeln sie erreichen konnten. Nur einzelne gut gerichtete Kernschüsse schlugen ein und warfen manchen dieser geharnischten, großprahlenden Edelleute zu Boden. So erging es auch einem Herrn Claude de Longuville, aus königlichem Geblüt, der keck und muthwillig aus dem Laufgraben auf den Wall gestiegen war und aus weiter Ferne die Büchsenmeister höhnend

herausforderte ihn zu treffen. Schon mehrere der geschicktesten derselben hatten Fehlschüsse gethan; da übernahm Stephan die Richtung einer langen Falkone und streckte mit wohlgezielter Kugel den Uebermüthigen todt zu Boden.

Dergleichen gereichte dem Könige zum schweren Unmuth und zu nicht geringer Demüthigung der adlig stolzen **Hommes d'armes.**

Unter solchen Erfahrungen war der November heran gekommen, der in jenen Gegenden Italiens das unfreundlichste Wetter zu bringen pflegt. Der heiße Kampfesmuth des ritterlichen Königs hatte sich bedeutend abgekühlt. Die schweren Karthaunen schwiegen; statt dessen nahte der Feind auf dem langsamen Wege einer ordentlichen Belagerung, vergraben in Schanzlinien und Laufgräben. Inzwischen vertrieb sich der König, und der galante Adel seines Hofes im Kloster von Lanfranco die Zeit mit Ritterspielen, galanten Abentheuern, Gesang und Saitenspiel. Da wurden solche Künste des Friedens noch einmal durch eine kriegerische Unternehmung unterbrochen, die durch eine gewisse romantische Großartigkeit die Phantasie des Königs angenehm beschäftigte. Es galt nämlich den Ticino abzudämmen, und den ganzen Strom in den Gra=

velone überzuleiten, darauf durch das trocken zu legende Flußbette einen Hauptangriff auf die gegen die Flußseite hin wenig befestigte Stadt zu unternehmen. Ein gewisser Jacques de Silly, Bailli von Caen, und Lieutenant bei der Ordonanzkompagnie des Herzogs von Alençon, hatten den Plan dazu entworfen. Schmeichler sagten dem eitlen Könige, daß er sich durch solche Unternehmung Alexander dem Großen gleichstellen werde. Mehr bedurfte es nicht, um den König zu bestimmen, mit dem ungeheuersten Aufwand an Geld und Kräften das Werk zu fördern. Da wo der Tessino sich in beide Arme spaltet, oberhalb der Abtei von St. Salvador wurde eine dreifache Pfahlreihe in den Hauptstrom, von einem Ufer zum andern getrieben und durch Weidengeflecht verbunden. Dann aber wurde von diesem Damme eine in Pech und Wachs getränkte Leinwand ausgespannt, deren eine Seite durch Bleigewichte in den Grund gezogen wurde, während ihre ganze Fläche wie eine schräge Wand sich über das Geflecht hinlegte, wodurch der Ticino in den Gravelone abgeleitet werden sollte. Doch der anschwellende Strom zerstörte selbst wieder das leichte Pfahlwerk und rollte wieder, nach wie vor mit seinen brausenden Wogen zum Schutz der Stadt unter ihren Mauern vorüber.

Langsam schleppte sich von nun an die Belagerung von einer Woche zur anderen hinaus. Indeß wurde es den Führern der Belagerten heiß genug über der Stirn. Auf unbegreifliche Weise war Pescara mit dem kaiserlichen Hauptheer, das freilich in den traurigsten Umständen sich befand, bei Lodi stehen geblieben. Bourbon war nach Deutschland geeilt, um Hülfe herbei zu holen, während in Pavia Geldmangel und Hungersnoth die Bedrängniß mit jedem Tage ärger machte. Die deutschen Landsknechte, deren zehn auf einen Spanier in Pavia kamen, hatten dreizehn Ausfälle zurückgeschlagen, ohne andern Lohn für ihre Mühen und Fährlichkeiten zu sehen, als Hunger und Frost; denn es mangelte auch an Holz zu den Wachtfeuern für die kalten Wintertage. Seit ihrer Heimkehr aus der Provence waren sie ohne Löhnung geblieben; die Vorräthe der Bürger waren aufgezehrt, Magazine nicht vorhanden gewesen. Der Hauptmann Schärtling klagte später in seiner Lebensgeschichte: „Wir haben Hungers halber unsere eigenen Pferde, Esel und Hunde essen müssen.“

Das war freilich sehr bitter für einen Gutschmecker, der immer große Summen geschlagenen Geldes hinter sich führte. Unter solchen Umständen vermochten die Hauptleute wenig den Geist der Unzufriedenheit und Unruhe unter ihren

Knechten zu dämpfen. Dabei ließen es die feindlichen Heerführer draußen im Lager nicht an Verheißungen und lockenden Anerbietungen fehlen, um die Knechte zu verleiten Ueberläufer zu werden. Die deutschen Landsknechre lebten dort in Völlerei und Ueberfluß, während die des Kaisers vor Hunger oft nicht einschlafen konnten. Graf Eitel Friedrich nahm sich seiner Leute an und drängte ungestümm Rath zu schaffen, um die billigen Forderungen der Landsknechte zu befriedigen. Dadurch kam er bei dem mißtrauischen Spanier in Verdacht, daß sich der Führer der Deutschen heimlich zu dem französischen Könige hingezogen fühle. Nun aber suchte Don Antonio sich auf eine Weise zu helfen, die seinem Charakter nicht zur Ehre gereicht. Er beraubte die Altäre und reich ausgestatteten heiligen Bilder ihrer goldenen und silbernen Kirchenschätze, jedoch, weil er ein guter katholischer Christ war, so schwur er jedesmal, wenn er bei den Heiligen eine solche gezwungene Anleihe machte, daß Alles wieder erstattet werden solle, im Fall sie durch ihre Verwendung im Himmel, ihm den Sieg verschaffen würden. Damit hatte er, wie die Spanier sich trösteten, die Heiligen durch ihr eigenes Interesse gezwungen, ihm beizustehen. Allein bei diesem Versprechen blieb es. Kaiser Karl fühlte keine Neigung den Heiligen

solche Schuld zu erstatten, nachdem ihm der Sieg geworden war. Die Spottlust der Soldaten rief bei solchen Kirchenplünderungen, die mit heuchlerischer Demuth vollzogen wurden: passato il pericolo, vien gabbato il santo (ist die Gefahr vorüber, so wird der Heilige ausgelacht).

Solche Aushülfe hielt aber nicht lange vor. Durch Strenge suchte Don Antonio de Leyra jede Meuterei zu unterdrücken. Zwei Knechte wurden als Verräther hingerichtet und die zerhackten Stücke ihrer Leiber zur Warnung ausgestellt. Dergleichen erbitterte indeß die Gemüther noch mehr.

Eines Abends aber lief das Gerücht durch die Rotten der Landsknechte, daß Don Antonio in seinem finstern Verdacht den Graf Eitel Friedrich von Hohenzollern habe vergiften lassen, da er es nicht habe wagen dürfen, ihn offen zur Rechenschaft zu ziehen. So viel war gewiß, daß dieser beliebte Oberst der deutschen Landsknechte bei dem Kommandanten Don Antonio zum Gastmahle geladen gewesen, wo er denn nach dem ersten Trunk schon, den ihm Don Antonio selbst kredenzt hatte, unwohl geworden und nach wenigen Stunden unter Verzuckungen gestorben war. Die Spanier aber sagten, der deutsche Fürst habe sich durch sein unmäßiges Trinken selbst den Tod bereitet.

Stephan war immer thätig, bei jeder Unter-

nehmung der Erste, bei jedem Aufstande ein Friedensstifter. Er stand bei seinen Kameraden so hoch in Ansehen, daß es oft nur seinem Zureden gelang, die aufgeregten Gemüther zu beruhigen. Jede Belohnung, die ihm Don Antonio bot, an Gold von den geraubten Kirchenschätzen, wie an Beförderung und Ehrenstellen, wies er standhaft zurück.

„Ich wünschte nur,“ sagte er einst in dieser Beziehung zu seinem Waffengefährten Ulrich von Hutten, „die rein menschliche Anerkennung zu finden, deren ich mich würdig fühle. Alles Andere, was sie mir bieten könnten die Großen und Mächtigen dieser Erde, ist eitel und voll Thorheit — eines Mannes unwürdig.“

So fristeten die Belagerten ihr Leben mühsam unter Entbehrungen aller Art dahin durch den December, sich wärmend am Holze abgebrochener Häuser, lebend von Eselsfleisch, Knoblauch und Kleienbrod; ohne Wein und Bier — dieses Lebenselement für die immer durstigen deutschen Knechten.

Don Antonio war indeß der Mann nicht, um sich durch Hindernisse abschrecken zu lassen. Seine verkrümmte, dämonische Gestalt sahen die Soldaten in den stürmischen Nächten auf den fernsten Wachtposten, wohin er sich auf seinem Sessel tragen ließ, wie ihn die Führer und Hauptleute

immer wach und regsam im Kriegsrathe sahen. Die Soldaten nannten ihn den von Gott gezeichneten. Sie zitterten, wenn er nahte. Sie fürchteten ihn mehr, wie die Kugeln der feindlichen Karthaunen. Seinem Auge entging nichts. Seine Strenge war unerbittlich. Und so gelang ihm unter den ungünstigsten Umständen, die an das wunderbare gränzende Vertheidigung dieser alten Lombardenstadt.

Es ist aber das Eigne großer Geister, daß sie über die größesten Entwürfe die kleinste Einzelnheit nicht vergessen. Er hatte einmal gesagt zu Stephan: „ich werde dich im Auge behalten," und er that es. Aber dessen Verachtung aller Belohnung hatte den stolzen Spanier beleidigt; mehr aber noch der Freimuth, womit Stephan sich über die Tyrannei desselben und besonders über den an dem edlen Grafen von Hohenzollern verübten Mord, mit schwerem Tadel ausgesprochen hatte.

Der rachsüchtige Spanier wagte nicht, den freimüthigen Deutschen darüber zur Rede zu stellen, noch weniger den Liebling seiner Kameraden zu bestrafen; aber er warf auf ihn den bösen, tückischen Blick, der so giftig und todtbringend war, wie der eines Basilisken, und murmelte in den Bart: „dich werde ich im Auge behalten; du ent-

gehst mir nicht! Aufgeschoben sei die Rache, aber nicht aufgehoben."

Vergebens hatte Pescara aus dem befestigten Lodi, in den letzten Novembertagen einen Ausfall gemacht. Mit kastilischer Großsprecherei hatte er seinen unruhigen Arcabuseros das Lösegeld von drei Königen, die sie im französischen Lager fangen würden, versprochen. Verkleidet mit weißen Hemden über die Rüstung, waren sie bei nächtlicher Weile, durch Schnee und Eis, angeschwollene Bäche und grundlose Wege, in den letzten Tagen des Novembers bis vor die von den Franzosen besetzte Festung Melzo, vorgedrungen. Die auf der Mauer stehende Wachen hielten die schweigend heranschleichenden weißen Gestalten für königliche Soldaten, bis diese den Graben durchwadet, an ihren Lanzen behende sich auf den Wall geschwungen und mit dem Ausruf: „España y San Jago!" sich hinab in die Stadt gestürzt hatten. Im Augenblick hatten sie ein Thor geöffnet; die andern drangen hinein und die Feste war genommen. Doch wagte es Pescara nicht, sich dort zu halten, sondern zog mit Beute beladen und mit Gefangenen wieder ab. Die Belagerten hatten dadurch keine Erleichterung erlangt.

Erst als sie Kunde erhielten, daß Herr Jacob Wernau mit fünftausend Landsknechten aus Deutschland angekommen sei und durch das Belagerungsheer abgehalten, grade auf Pavia zu ziehen in Cararwaggio Halt gemachte habe, schöpften die Belagerten wieder Muth. Doch um die deutschen Landsknechte zu befriedigen, mußte Geld geschafft werden. Don Antonio schrieb daher einen beweglichen Brief an Herrn Jacob Wernau, worin er ihm vorstellte, daß mit Mannschaft allein nicht viel geholfen sei. Wenn nicht Geld geschickt werde, so könne er die Uebergabe der Feste durch die tobenden Deutschen nicht länger verhindern.

Mit boshaftem Lächeln übertrug er Stephan die gefahrvolle Ueberbringung dieses Briefes. Die Belagerer waren wachsam; die Festung war sc dicht umstellt, daß jede Verbindung nach Außen fast Unmöglichkeit geworden war. Der Bote konnte nur als ein Opfer des Todes betrachtet werden. Gelang indeß Einem das Unternehmen, so war es Stephan, den an Gewandtheit, Muth und Besonnenheit Keiner erreichte. In dem einen Falle, berechnete Don Antonio, wird der Zweck erreicht, der vorlaute Bursche zum Schweigen gebracht, im andern der, mit den Hülfstruppen Verbindung angeknüpft zu haben.

Drittes Kapitel.

Stephans gewagtes Unternehmen. — Vorbereitung. — Ungewitter und Anschwellung des Stroms. — De Leyra's dämonische Erscheinung. — Stephan stürzt sich dreimal in die Wellen. — Ueberrumpelung des Wachtpostens. — Ankunft in Pescara's Hauptquartier zu Lodi. — Dessen Plan. — Der Spanier. — Ritt in das französische Lager. — Deutsche Landsknechte. — Erscheinung der Pilgerin. — Flucht. — Der Vertraute im französischen Lager. — Sittenlosigkeit am Hofe. — König Franz. — Halbes Erkennen. — Stephans Unentschlossenheit. — Admiral Bonivet. — Das Geheimniß. — Rückkehr nach Pavia.

Stephan begann mit Muth und Besonnenheit sein gefährliches Unternehmen. Den empfangenen Brief hüllte er sorgfältig in ein durch Wachs gezogenes Seidentüchlein, damit ihm die Nässe nichts schade; dann nähte er ihn zwischen das Doppelleder seines Leibkollers. Um drüben im Lager für einen französischen Söldner zu gelten, bedurfte er weiter keiner Verkleidung, als daß er das rothe Kreuz, das kaiserliche Feldzeichen, von dem Schulterstücke seines Wamses abnahm und sein weißes Hemd darüber zog, oder ein weißes Kreuz auf die Brust befestigte. Er wählte das Letztere. Zuvor hatte er sich, ehe der Abend dunkelte, von den Bastionen an der Stromseite eine Gegend ausgesucht, wo das gegenseitige Ufer von einem einsamen Wachtposten deutscher Lands-

knechte besetzt war. Der Ticino brausete berge-hoch; seine Wellen führten Schnee und Eis. Die wilde Alpennatur seines Ursprunges hatte er in der rauhsten Jahrszeit den sonst so milden Ebenen der Lombardei zugeführt. Der reizende, mit den ewig grünen, himmlischen Inseln geschmückte Lago-Maggiore, den er in seiner ganzen Länge durch-schneidet, hatte seine wilden Gewässer nicht zu ebenen vermocht. Man hielt jetzt in dieser stür-mischen Jahrszeit jeden Uebergang für unmöglich, und hatte deshalb nur in weiten Zwischenräumen einzelne Wachtposten am gegenseitigen Ufer auf-gestellt.

Schwere Gewitterwolken jagten am Nacht-himmel dahin und dämpften das Mondlicht. Ein-sam stand Stephan auf der äußersten Bastion, deren fast senkrechte Brüstung wohl zwanzig Fuß hoch über dem Wellenspiegel des Ticino erhaben war. Hier kniete er nieder, empfahl seine Seele Gott mit einem kurzen Gebete und erhob sich, vertrauend auf den Schutz des Höchsten, zum Wag-niß bereit.

Indeß hatte sich der Wind verstärkt, es war ein Sturmgebrause geworden. Von Zeit zu Zeit zerriß das schwarze Gemälde, und die volle Mond-scheibe schaute geisterbleich wie ein Todtenschädel herab auf das kecke Menschlein, das den waghal-

sigen Kampf mit der empörten Natur bestehen wollte. Und um das Maaß der Schrecken voll zu machen, schien der Himmel zu zürnen. Donner rollte daher über den hochwogenden Strom, Blitze durchzuckten die Wolkennacht und Regen mit Hagel durchmischt, prasselte nieder und peischte das Ungethüm der schwarzen Wellen, daß es den weißen Schaum hinanspritzte hoch über die steile Böschung der Bastion hinaus. Die Grundfesten der alten Lombardenstadt schienen zu zittern unter den wilden Schlägen der gegen ihre Quadern anprellenden Brandung. Welches Mannes Herz würde nicht gebebt haben? Stephan zögerte noch einige Augenblicke. Nur eine Pause in diesem allgewaltigen Tutti-Furioso der Natur wollte er abwarten, um sich in die Wogen zu stürzen. Da trappelten Fußtritte in der Nähe. Es war ein Gestöhn und dumpfes Gekeuche. Ein vielfüßiges Ungeheuer schien sich zu nähern. Den Umrissen im ungewissen Dämmerlichte nach, erschien es viel größer als ein Mensch, viel breiter an seiner Basis, eine seltsame Pyramide, aber bewegt. Ein Reuter war es nicht — und doch — o gräulich — jetzt war es vom Blitz auf einen Augenblick erleuchtet — hatte das Ungeheuer ein menschliches Haupt, aber lang, verzerrt, mit dünnem weißem Haar, dessen durchnäßte Striemen im Winde flatterten.

„Stephan, wo weilst du?“ rief es wie mit einer Grabesstimme, so hohl und keuchend schallte es hervor aus einer kranken Brust.

„Hier, Don Antonio!“ antwortete Stephan, der den Feldherrn, wie er auf seinem Tragsessel von Trabanten getragen die nächtliche Runde machte, erkannt hatte.

„Vollzieht man so meine Befehle?“ hallte es eintönig zurück.

„Ich bin bereit — nur einen Augenblick der Ruhe wollte ich erwarten.“

„Und den rechten Augenblick vorübergehen lassen,“ spöttelte der Spanier. „Bist du ein furchtsames Kind, so lege dich in's Bett — ich will dir eine Schlafmütze schicken.“

„Gott sei meiner Seele gnädig!“ rief Stephan und stürzte sich in die Wogen.

„Amen!“ sprach Don Antonio; faltete die von der Gicht gekrümmten Knochenfinger, hüstelte und lachte heiser: „der kommt nicht wieder an's Tageslicht.“

Nach einer Weile stöhnte es von unten herauf: „Gott — es ist nicht möglich!“ Ein Mensch, von den anprellenden Wogen gepeitscht und getrieben, kletterte im eingerissenen Gemäuer herauf, und wie der Blitz aufzuckte, ragte er mit halbem Leibe über die Bastion herauf.

„Versuch's noch einmal!" hüstelte der Spanier im knisternden Ton gegen ihn ein.

„Mit Gott für meinen Kaiser!" rief Jener, es war Stephan; ein schwerer Fall, ein Brausen und Zischen hallte herauf aus der Tiefe; dann war es nur noch die tobende Windsbraut, der rollende Donnerwagen und der wüthende Flußgreis, die an den Grundfesten rüttelten, von deren Getön die Nachtgeister zitterten.

Dem dämonischen Feldherrn hatte der Sturm das Baret vom Haupte geweht. Sein Mantel, den er mit gekrümmten Gliedern nicht halten konnte, flatterte im Winde. Die roth und schwarz gekleideten Trabanten, welche seinen Sessel auf den Schultern trugen, glichen Dienern der Hölle. Die ganze Erscheinung war grausig und gespenstisch. Halb vorgebogen, mit gespannten Gesichtszügen horchte er hinab in die Tiefe. Es würde ihm Wonne gewesen sein, das Nothgeschrei des Menschen zu hören, den sein Gebot hinunter in die Tiefe geschleudert hatte. Aber kein Ton aus menschlicher Brust hallte herauf und dem da oben schlug kein menschliches Herz unter dem phrygischen Kettenpanzer.

Plötzlich bäumten sich noch einmal die Wogen auf, wie ein schwarzes Riesenroß mit weißen, Schaum sprühendem Nüstern. Da rollte etwas

vor die Füße der Trabanten, es war wie eine Kugel, wie ein Haufen menschlicher Glieder; es regte sich nicht. Einmal flammte der Blitz leuchtend darüber hin. Es war eine Leiche.

„Stephan!“ rief Don Antonio, „wach' auf, — wach' auf!“

Wie ein Geisterbeschwörer, so hatte er seine Hand ausgestreckt. Der Kommandostab glich einem Zauberstabe. Leise, zwischen den Zähnen murmelte er Beschwörungsformeln. Der Betäubte regte sich.

„Wach' auf!“ rief Jener zum drittenmale, „noch hast du nichts vollbracht!“

Da erhob sich der junge Mann, schüttelte das Wasser aus dem Haar und der Kleidung und rief: „Wenn Gott will, so vollbring ich's!“

Damit nahm er einen kurzen Anlauf und sprang weit hinaus in die schäumende Brandung.

Noch lange horchte Don Antonio de Leyra. Der Donner schwieg, der Sturm hatte sich gelegt und der Regen nachgelassen; noch hoch gingen die Wogen, aber gleichförmiger und durch die zerrißnen Wolken schaute Minuten lang der bleiche Mond herab auf die weite Wasserwüste.

Endlich, wohl eine halbe Stunde mochte vorüber sein, denn die Mitternachtglocke ertönte vom Domthurm der Darsena und die Runde trabte

leise von Posten zu Posten, angerufen hier und dort durch die Wachen — da war es, als ob ganz schwach von weit her über die Stromwüste ein scharfer Schrei erschallte, dann war es still.

„Bei San Jago von Compostella,“ sprach Don Antonio, „der ist fertig mit dem Leben! — Tragt mich weiter!“

Er knirrschte mit den Zähnen. „O Hölle raste mit deiner Pein!“ stöhnte er gepreßt und leise, hüstelte und verschwand fröstelnd in der Nachtluft.

Drüben am jenseitigen Ufer des Ticino stand einsam auf einer Sandscholle ein deutscher von den schwarzen Knechten im französischen Solde. Zwischen den verschränkten Armen hatte er seinen Spieß, worauf er sich lehnte. Eine weiße Binde, das französische Feldzeichen, trug er am Arm. Gedrückt und den Kopf zwischen die Schultern gezogen, hatte er den Rücken gegen den Strom gerichtet, woher der Wind kam. Sein Antlitz war bleich, Bart und Haupthaar roth. Von Zeit zu Zeit murmelte er Flüche zwischen den Zähnen. Seine Gestalt war hoch aber gebeugt und nicht kraftvoll. Da rauschte es im Strom, der am flachen Ufer der Außenseite keine so wilde Bran-

dung bildete, als gegenüber, wo er an den Bastionen der alten Lombardenstadt gebrochen wurde. Der rothhaarige Landsknecht schaut zurück über die Schulter. Jetzt sah er ein Wesen daher schwimmen, das sich in der Dunkelheit nicht erkennen ließ — war es eine Wassermelone, oder gar — helft alle Heiligen — ein Menschenkopf!

Der Wachtruf blieb ihm vor Schreck im Halse stecken. Unser Held schien eben nicht an einem Ueberfluß von Muth zu leiden, denn er zitterte heftig und ein ganz anderer Frost als der Novembersturm mochte das Zusammenklappern seiner Zähne veranlaßt haben.

Plötzlich tauchte eine menschliche Gestalt aus den Wellen herauf und mit einem Sprunge war sie am flachen Ufer. „Alle gute Geister ....," stöhnte der Landsknecht; aber er konnte sein Restgebetlein nicht vollenden, da hatte ihn schon jener bei der Kehle gepackt. Um Gnade flehend kniete er nieder. In diesem Augenblicke erleuchtete der Mond die Scene.

„Elender," rief jener mit gedämpfter Stimme, „ich kenne dich, Hans Freidinger, verrathe mir die Parole und das Feldgeschrei und ich schenke dir das Leben."

„Gott ist barmherzig — seid Ihr es auch, Herr Stephan Hausner!" stöhnte der Andere.

„Die Parole!“ rief jener ganz leise und schnürte ihm fast den Hals zu mit einem kräftigen Druck der Hand.

„Gleich — gleich — Erbarmen — laßt mich nur besinnen!“

„Die Parole, Unglücklicher, oder du bist des Todes!“

„Ich — ach — o ihr Heiligen — Gott sei mir gnädig — ich — habe sie vergessen!“

„So fahre hin in deinen Sünden!“ — rief Stephan und zuckte den langen Dolch. Der rothe Hans sah dessen Blitzen im Mondlichte; da schrie er auf und brach zusammen.

Das war der Schrei, den Don Antonio drüben gehört hatte.

„Wer da!“ rief der nächste Wachtposten. „Alarm, Alarm!“ schrien mehrere Stimmen durcheinander. Im Hintergrunde entstand ein hin- und herrennen. „Wo war es — was war das?“ rief hier Einer und dort Einer. Zeit war nicht mehr zu verlieren. „Noch einmal, die Parole,“ rief Stephan dringend. — „Vergessen!“ stöhnte Jener.

„Du bist zu schlecht für mein Eisen,“ sprach Stephan. „Wirf dich auf's Antlitz und hebe den Kopf nicht, so lieb dir dein Leben ist. Schweig, sonst erreicht dich mein Dolch, wo du auch seist.“

Der rothe Hans warf sich auf's Gesicht und zitterte heftig. Längst hatte sich Stephan im Getümmel des feindlichen Lagers verloren, als eine herbeikommende Patrouille den zum Tode Erschrockenen schüttelte. Noch wagte er nicht aufzusehen. Auf alle Fragen blieb er stumm, schwor aber im Herzen, dem Junker den Schreck zu gedenken. Noch hatte er ohnehin den Haß nicht vergessen, den er auf den Begünstigten des Mädchens, das er mit wilder Sinnengluth liebte, geworfen hatte. Wie ein böser Geist schlich er ihm nach, ohne den Muth zu haben, ihm offen vor's Auge zu treten.

Glücklich war Stephan durch das französische Lager gedrungen. Er hatte Lodi erreicht. Hier befand sich Herr Jacob Wernau bei dem kaiserlichen Feldherrn Markis von Pescara. Er überreichte den Klagebrief dem wackern Deutschen in Gegenwart des Letzteren und ergänzte ihn durch die lebendigste Schilderung der Noth, welche die Belagerten zu ertragen hatten, und der unruhigen Stimmung der Besatzung.

Pescara verwilligte sogleich eine bedeutende Geldsumme, die nach Lodi gebracht werden solle, und entwarf nun schnell mit italiänischer Listig-

keit den Plan. Es waren Täuschungen erforderlich, welche Stephan eine Rolle aufnöthigten, die er ungern übernahm. Indeß der Gedanke, daß ja Kriegslisten zu den erlaubten Täuschungen gerechnet werden, und oft mehr Muth und Geistesgegenwart fordern, als ein Kampf in offener Feldschlacht, überwand seine Bedenklichkeiten.

Pescara ließ dreitausend goldne Escudero, welche der Herzog Sphorza von Mailand vorgeschossen hatte, in zwei lederne Wämser nähen. Diese mußten zwei zuverlässige Bauersleute unter ihren Kitteln anziehen und damit in's französische Lager gehen, dort aber an einer bestimmten Stelle ein Marketenderzelt aufschlagen, wozu ihnen Pescara große Vorräthe an Wein und Lebensmitteln unentgeltlich hatte liefern lassen, welche sie, als Lohn für ihre Treue, im französischen Lager auf eigne Rechnung verkaufen durften. Sie sollten dort so lange bleiben, bis ihnen Stephan und noch ein Genosse desselben das Unterpfand abfordern würden.

Dieser Gefährte war ein gewandter Spanier, Diego de Cisneros genannt; er war Alferez oder Lieutenant der Kompagnie Rodrigos di Ripolda. Don Diego hatte wegen altem Groll einen verdienten Kriegsmann in der Domkirche erstochen und sich durch die Flucht der peinlichen Strafe

entzogen. Als sein Hauptmann den Marchese um Begnadigung des tüchtigen Soldaten anging, setzte dieser als Preis für seine Straflosigkeit die Bedingung, daß er das Wagniß vollziehe, eine Summe Geldes nach Pavia überbringe. Don Diego übernahm mit Freuden diesen Auftrag und besprach sich darüber mit Stephan.

Es dämmerte eben der Abend mit aller Pracht eines italiänischen Himmels, als Diego und Stephan, beide als stattliche Reitersleute wohl ausgerüstet, auf großen neapolitanischen Hengsten reitend, das Lager vor Lodi verließen, um sich zu den französischen Vorposten im Lager von Lanfranco und San Salvador zu begeben.

Kaum hatten sie das Geräusch des kaiserlichen Lagers von Lodi hinter sich, als der Spanier das bis dahin beobachtete Schweigen brach.

„Bei San Jago,“ rief er aus, „dieser elende König, der nichts ist gegen einen spanischen Hidalgo, weil er nicht einmal die Ehre hat, ein Spanier zu sein, würde er uns nicht zu Reitpferden seiner Henker machen, wenn wir ohne Gönner und vertraute Freunde im Lager ankämen?“

„Das habe auch ich besorgt,“ entgegnete Stephan. „Weltbekannt ist sein königliches Wort: wer seinem ersten Herrn die Treue brach, wird sie auch dem zweiten brechen; darum halte ich

Ueberläufer für keinen Gewinn. Sie sind Verräther, die den Strang verdient haben. Ich werde solche Ehrlose hängen lassen; denn eine Niederträchtigkeit darf nicht straflos werden; weil sie uns vielleicht zum Vortheil gereichen könnte. — Das sind erfreuliche Aussichten und für uns schmeichelhafte höchst noble Grundsätze, die aber viel Wahres für sich haben,“ fügte er nach einer Pause verstimmt hinzu.

„Sentenzen — bei San Jago di Compostella!“ höhnte der Spanier, „dieser Franzose ist kein Spanier — wie kann man wahren Adel der Gesinnung von ihm erwarten. Der König ignorirt die Ueberläufer, während seine Hauptleute sie aufnehmen. Uebrigens werden wir uns dem Könige selbst vorstellen lassen müssen. Nur dadurch gewinnen wir die Sicherheit, welche die Wichtigkeit unserer Sendung erfordert.“

„Eine sonderbare Sicherheit, die uns den Hals kosten wird,“ entgegnete Stephan verstimmt.

„Allerdings, Senhor,“ entgegnete Don Diego de Cisneros, und warf die Lippen auf, „wenn es erlaubt ist, die Wahrheit zu gestehen, so liegt in dem Gehirn eines Spaniers mehr Verstand, als in dem eines italiänischen Feldherrn und einer Million deutscher Landsknechte — so viel sei ohne Ruhmredigkeit angedeutet. Senhor Caballero, aber

bei San Jago, wir werden den Beweis führen, daß wir nicht zu viel gesagt haben. Wir haben uns in geheime Verbindung mit einem Vertrauten im französischen Heere gesetzt, der uns bei diesem kleinen Könige einführen wird."

„Das ist der Grund, weshalb wir eilen müssen," fuhr Don Diego fort. „Er wird uns bis um drei und zwanzig Uhr auf dem äußersten Vorposten nördlich von St. Salvator an der Kirche des heiligen Grabes erwarten. Kommen wir nach seiner Ablösung, so wird man auf uns schießen und das ganze Unternehmen wird vereitelt sein. Wir haben aber noch vier Miglien zu reiten, also keine Minute zu versäumen."

„So laßt uns traben, Senhor Caballero," entgegnete Stephan und beide setzten ihre Rosse in rascheren Lauf.

„Ihr werdet mir sagen können, wer der Vertraute ist, der uns erwartet?" fragte Stephan.

„Ich kann Euch nicht mehr davon sagen," entgegnete Don Diego, „als daß er gleich mir die Ehre hat, ein Spanier zu sein, obwohl er sich dieser Ehre unwürdig gemacht hat, indem er schon seit längerer Zeit zu den Franzosen übergegangen ist. Sein befleckter Name heißt Guevera. Er wird heute das äußerste Piket auf der erwähnten Vorpostenlinie commandiren."

Mit diesen Worten ritten die beiden Männer in den Thalgrund des kleinen Flusses Naviglio ein, welcher sich in den Ticino ausmündet. Dieser wurde von dem Hohlweg einer Straße durchschnitten, der von Garavaglio nach Lodi führte.

Plötzlich vernahmen sie in der Ferne ein wirres, müdes Gesinge und wüstes Geschrei durcheinander, untermischt von Trommelschlag und Pfeifenklang.

„Das wird," sprach der Spanier, „wieder eine Abtheilung vom neuen Regiment deutscher Landsknechte sein, das ein gewisser Senhor Frundsberg aufgerichtet hat."

Stephan schwieg, aber er wurde glühend roth. Da kamen sie hergezogen die Männer aus Deutschland, wo er so viel geliebte, so himmlisch glückseelige Stunden genossen — „daher — daher — wo meine Kunigunde weilet!" seufzte er auf.

Und sie kamen herangezogen, in Staubwolken gehüllt, alle die wunderlich treuherzigen Gestalten. Voran zehn Mann mit Knebelspießen von ihrem bärtigen, handfesten Rottmeister geführt, der baumlange Fähndrich mit seinem thurmhohen Fähnlein, hinterdrein das Spiel mit seiner tonnengroßen Trommel, und dem bunten Aufputz von Bändern und Puffen von der schreiendsten Farbenpracht, daneben das dünne Pfeiferlein, mit langen Schritten die gelliendsten Töne in die Welt hineinschreiend,

dann in der Mitte des hellen Haufens von Spießen und Hackenschützen und geharnischten Doppelsöldnern, der Hauptmann, ein stattlicher Herr, hoch zu Roß, umgeben von seinem Staat an Trabanten, Schreibern, Dolmetschern, Capellan und Feldscheerer; an seiner Seite sein graubärtiger Locotenente oder Lieutenant.

Ungeduldig hielten die Reiter am langen Zuge, der ihren Weg durchkreuzte. Zuwohl bekannt war beiden die Unart deutscher Landsknechte, die oft in Kleinigkeiten grade die größeste Ehre setzten und daher nicht leicht zugaben, daß Jemand ungestraft ihren Zug durchschneidet.

Endlich war der helle Haufen vorüber. „Nun schnell,“ rief der Spanier, „ehe die H.... und Buben herankommen; solches Gesindel möchte nicht ohne Spott und Neckerei an uns vorüberziehen.“

Eben gaben Beide ihren Rossen die Sporen, um zwischen dem Haufen der Knechte und dem Troß den Zug zu durchbrechen, als ein tiefer Bierbaß sie anrief: „Halt! Respekt vor dem H....-Waibel! — erst wir, dann ihr!“

Es war der im Gefühl seiner Würde gravitätisch heranschreitende Befehlshaber des Trosses, den wir unter diesem fast lästerlichen Ehrentitel schon kennen. Er war begleitet von seinem Rumormeister und den Steckenknechten, gefolgt von einem

unermeßlichen Schwarm phantastisch gekleideter Dirnen und Weiber, Buben und Sudelköche, dann wieder eine Reihe von Karren, von silbergrauen lombardischen Stieren gezogen, Heerden von Schlachtvieh, hochbepackten Saumrossen, Maulthieren und Esel, Weinfässer und Kornsäcke, Gezelte und allerlei Feldgeräth schleppend, denn der fromme deutsche Landsknecht ließ sich an des Leibes Pflege so leicht nichts abgehen.

„Kommen wir jetzt nicht durch, so können wir noch stundenlang warten,“ sprach Don Diego; aber sein edler, kastanienbrauner Hengst bäumte sich auf, scheu und wild gespornt vor den seltsamen Gestalten, die ihm mit Tüchern und Baumzweigen zuwehend und durch helles Geschrei den Durchgang zu wehren suchten. Aber mit einem einzigen Bogensatz hatte sich der tanzende Gaul des Spaniers Raum gemacht und den schreienden und fluchenden Troß durchbrochen, dicht vor dem H....-Waibel und seiner Begleitung vorübersprengend. Auch Stephan war ihm gefolgt.

Das flammende Auge des Spaniers aber hatte im Augenblick des Vorüberreitens auf der edlen Gestalt eines schönen Frauenbildes gehaftet, das auf einem prächtig gezäumten und mit einer goldgestickten Purpurdecke belegtem Eselein ritt. Ihre zarte Figur mit feinen, von tiefem Herzeleid gebleich-

ten Gesichtszügen, war gezüchtig in ein fast nonnenhaftes Pilgergewande gehüllt. Auf den braunen Locken, die über die schönsten Formen des Busens und Nackens herabwallten, schwebte ein breitgeränderter schwarzer Strohut, der an beiden Seiten mit Agraffen von Muscheln aufgeschlagen war. Gleichen Schmuck trug auch der Pilgerkragen ihres Gewandes. Ihr Wanderstab, den sie auf die Schulter gelehnt trug, bildete oben ein Kreuz. Um den Hals hatte sie ein breites Gnadenkettlein hängen, woran ein Marienbildchen von getriebenem Silber hing.

Die ganze fromme sittsame Erscheinung mit dem reinen Ausdrucke einer höheren Weiblichkeit wurde noch gehoben durch den Kontrast eines Menschengewühls von der wunderlichsten Gestaltung barocker Laune, und wie ein Engel unter Verdammten, so strahlte ihre erhabene Schönheit unter den rohen ungeschlachten Figuren, die den Hintergrund dieses Gemäldes füllten.

Diese Erscheinung, die selbst die rohsten Gemüther ihrer Umgebung unbewußt mit einer schonenden Beachtnng erfüllte, machte auf das sinnliche Gemüth des heißblütigen Spaniers einen ganz anderen Eindruck.

„Bei San Jago," rief er aus, indem er mit einem wilden Ruck am Zügel den schäumenden

Hengst fast auf die Hacken setzte, „der Hauptmann ist glücklich, wie Adam im Paradiese war, der ein so schönes Frauenbild als sein Kebsweib mit sich führen darf!“

Diese Worte enthielten nach seiner Meinung eine Galanterie und deßhalb rief er sie so laut, daß die wundersame Pilgerin durch das Geschrei und Getöse doch jedes Wort vernommen haben mußte; wenigstens ergoß sich eine glühende Röthe auf ihr Antlitz und ihre gesenkten Wimpern schlug sie auf, dem heillosen Frevler einen zürnenden Blick zuzuwerfen.

In diesem Augenblick hatte aber auch Stephan, der düster vor sich hinschauend, dem Spanier gefolgt war, sie erblickt.

„Kunigunde — Jesus, mein Heiland!“ rief er aus, und sie hob beide Arme mit dem sprechenden Ausdruck von Ueberraschung, Freude, Sehnsucht, Liebe und Beängstigung, denn auch sie hatte ihn erkannt; aber die Uebermacht der Gefühle erstickte ihre Stimme, alles Blut drang zum Herzen, die Pulse erstarben und ohnmächtig sank sie von ihrem Reitthierchen herab in die Arme des rauhbärtigen Rumormeisters, mit den trotzigen Gesichtszügen seines breiten schwärzlichen Angesichts, der neben dem, seiner besonderen Obhut anvertrauten Schützlinge hergegangen war.

Stephans Gefühle lassen sich nicht beschreiben. Im ersten Moment des Erkennens hatte er unwillkührlich, der Geliebten die Arme entgegenstreckend, die Zügel fallen lassen; dann zurück in das Menschengewühl hineinsprengen wollen, das ihn noch trennte von ihr. Aber hier war kein Halten — kein Augenblick Zeit zu verlieren; der ganze wilde Troß an Weibern und Buben war wild aufgeregt durch die Beleidigung, daß zwei einzelne Kriegsleute sie so sehr verachteten, ihren hellen Haufen zu durchbrechen; denn durch den Wahn der Spanier habe ihr heiliges Marienbild, so nannten sie das schöne Weib, das sie fast wie die Schutzheilige ihres Fähnleins verehrten, durch den bösen Blick getödtet.

„Steinigt ihn, steinigt ihn! den Hund von Spanier,“ schalt zuerst der beleidigte H.... Waibel, und mit Geschrei und Schelten warfen Weiber und Buben im wildesten Getümmel Steine und Erdschollen hinter sie her.

Da war keine andere Rettung mehr denkbar, als durch die schleunigste Flucht. Verständniß im Getobe, Versöhnung der Wüthenden war nicht möglich. „Fort, fort!“ schrie der Spanier, und da er sah, daß das Roß seines Gefährten zügellos war, so ergriff er rasch die herabhängenden Zügel und so stürmten beide Reiter davon; der Eine

immer schreiend: „Fort fort! sonst ist Alles verloren;“ der Andre lautlos, ohne Willen, ohne Besinnung, fast wahnsinnig im Sturmgedränge aller Gefühle.

Bald verhüllte eine Staubwolke die wilden Reitergestalten und rollte mit ihnen hinaus in die Ferne, bis sie im gespenstischen Fluge in der Abenddämmerung verschwanden.

So war es also die treue Kunigunde gewesen, die wir im ersten Kapitel dieses Werks gesehen haben, wie sie, um ihren geächteten Gatten in Italien aufzusuchen, erst den Versuch gemacht hatte in der Verkleidung eines Landsknechts mitzuziehen und dann in weiblicher Tracht in so heilloser Gesellschaft mitgezogen war, daß nur ihre eigene himmlische Reinheit sie gleichsam wie eine schimmernde Libelle über dem Sumpf der Gemeinheit ihrer Umgebungen schwebend erhalten konnte. Ihre Mutter war todt, ihr Vater gestorben; ohnehin wußte sie ja nun, daß beide nur ihre Pflegeeltern gewesen waren; so hatte sie nichts mehr auf der Welt, was sie zurückhalten konnte, ihrem Gatten zu folgen. Ungefährdet, hatte sie in so rauher Gesellschaft, unter Schnee und Winterstürmen, die tridentinischen Alpen überschritten

und war im Wundergarten Italiens angekommen, wo sie das harte Loos getroffen hatte ihren Geliebten zu finden, um ihn vielleicht für immer wieder zu verlieren. Das Unglück hatte ihre Liebe geheiligt; der Schmerz dieses ihr Heiligthum geweihet; nun war ihr der Himmel offen gewesen und plötzlich war Alles verronnen und verschwommen.

Keine Hoffnung mehr, als sie aus der Ohnmacht erwachte, Stephan war fort. Es war ein schöner Traum gewesen, ein Nebelbild; nun war es zerflossen; nur noch ein Thränenschleier hing vor ihren Augen.

Das treue Gemüth des Rumormeisters hatte sich auf der ganzen Reise ihrer väterlich angenommen. In seiner Jugend mochte Meister Haltfest wohl ein lockerer Zeisig und verliebter Gesell gewesen sein; doch lange schon war er grau und ehrenhaft geworden und darum zu dem hohen Ansehen einer solchen Würde gekommen. Im Lager von Lodi hatte er es endlich nach einigen Tagen glücklich ausgemittelt und erkundet, was es mit diesen beiden Gesellen für Bewandtniß gehabt habe, und daß sie als heimliche Boten und Späher in das französische Lager übergegangen wären, um sich nach Pavia zurückzuschleichen. Nur durch ein halbes Wunder, wenn es Gottes Willen sei, werde ihnen das Wagniß gelingen.

Diese Nachricht hatte Meister Haltfest seiner schönen Schutzbefohlenen ohne Rückhalt mitgetheilt und Kunigunde war darüber fast tiefsinnig geworden. Dorthin über die Rebenhügel von Lanfranco hinaus, wo die weißen Gezelte der Franzosen blitzten, da lag Pavia, die graue Lombardenstadt, dorthin zog sie ihr Herz, bald so mächtig und unwiderstehlich, daß sie es für des Schicksals Stimme nahm selbst das Unerhörteste und Kühnste zu wagen. Sie hielt es nicht für unmöglich unter dem Schutze Gottes und der heiligen Maria nach Pavia zu gelangen, wenn sie nur erst, sei es als Gefangene oder Ueberläufer in das französische Lager gekommen sein würde. In der Stille der Nacht unter dem klaren Sternenzelte eines tiefen italienischen Himmels war dieser Plan in ihrem Kopfe zur Reife gekommen und von jetzt an war sie ruhig und besonnen. Sie begann damit, wie zum Zeitvertreib, dem Pfeiferbub seine Künste abzulernen, und wie sie nun die beliebtesten Soldatenweisen spielen konnte und es im Lager anfing sich zu regen, um den verhaßten Franzmänner näher auf den Leib zu rücken, da wußte sie sich durch ihren väterlichen Freund, den Rumormeister, männliche Kleidung zu verschaffen und bald war das heilige Marienbildchen aus dem Troß der H.... und Buben verschwunden und dem wunderlieblichsten Pfeiferlein

folgten drüben die frommen Landsknechte mit Lust und Liebe, wohin sie der von zarten Lippen gemilderte Pfeifenklang rief.

Endlich, noch vor Ablauf der dreiundzwanzigsten Stunde hatten die beiden Reiter die feindlichen Vorposten an der Kirche des heiligen Grabes erreicht. Der Mond schien hell genug, um dort das Flattern der weißen Friedensfahne sehen zu können, welche die Nahenden an ihre Spieße gebunden hatten.

Hier empfing sie der Vertraute Don Guevera und führte sie in sein Zelt. Am andern Tage sollten sie dem Könige vorgestellt werden. Die Sache war nicht leicht und nicht ohne Gefahr zu bewerkstelligen. „Laßt mich nur machen,“ sagte Guevera. Die Kunst Menschen zu regieren besteht darin, ihre schwachen Seiten zu benützen und Großes wird oft durch die kleinsten Mittel gefördert. Ich stehe in Gunst bei einem vertrauten Hofbeamten des Königs Franz, dessen unverschämter Titel vielleicht in der ganzen Welt nicht zum zweitenmal vorkommt. Es ist der H....könig Tricotrac, dessen Amt darin besteht für die kleinen Galanterien des Königs und seiner Hofritter les filles de joie zu liefern und strenges Regiment

über diese leichten Damen zu führen. Begibt sich der Hof auf Reisen oder zieht der König mit seinen Rittern zu Felde, so überreicht ihm maitre Tricotrac die Liste der mitzunehmenden Kreaturen dieser Art. Der König trifft dann die engere Auswahl für seine eigene Person und überläßt es dann seinem H .... könig jedem Ritter die ihm bestimmte Dame zuzuführen. Er wacht im übrigen über den Anstand, trägt wie der Rumormeister bei den Landsknechten, als Vergleicher, eine Peitsche mit neun Schnüren in der Hand und weiß damit trefflich Frieden zu stiften, wenn die Damen einander in die Haare fallen, nachdem sie ihre Zungenmunition verschossen haben; auch die zu arg Betrunkenen übergießt er mit Wasser und macht sie nüchtern; die Kranken schickt er in's Hospital und so weiter.

„Verächtliche Kreaturen," grollte Stephan, „und noch verächtlicher ein Diener, der sich dazu gebrauchen läßt solche Sittenlosigkeit zu fördern."

„Das geschieht nicht," entgegnete Guevera, „nur geregelt wird damit der ungezügelte Trieb dieser leichtsinnigen Franzosen und dadurch minder schädlich gemacht. Uebrigens ist dieser maitre Tricotrac am Hofe der Königin ein strenger Sittenrichter, und als solcher geachtet und gefürchtet. Die sämmtlichen Hofdamen schlafen bekanntlich in einem großen Saale. Diese Gesellschaft würde

aber keine derselben hindern Nachts ihren Liebhaber zu sich kommen zu lassen, wenn maitre Tricotrac nicht wäre. Er hat nämlich das Recht jede Nacht die Schlafstube der Hoffräulein zu visitiren, und selbst die Betten derselben; denn ein kleiner Page wäre keck genug mit unter die Decke der Dame seines Herzens zu schlüpfen."

„Unerhörte Frechheit!" rief Stephan.

„Das ist noch nichts," entgegnete lachend Don Guevera, selbst die Prinzessinnen müssen sich solche Unverschämtheiten gefallen lassen und mögen oft nicht wenig erschrecken, wenn der gelbhäutige hagere H . . . . könig mit seiner Hörelaterne plötzlich vor ihrem Bette steht; denn er führt Nachschlüssel zu allen Kammern, an deren Thüren keine Riegel geduldet werden, und wenn sie von schönen Rittern träumen und dann vom Lichtschimmer erwachen, so ist es das schreckliche Antlitz dieses hohläugigen Ehrenhüters, das sie anglotzt."

„Aber die Königin?" fragte Stephan.

„Diese gute Dame theilt mit den erklärten Maitressen des Königs das Recht, von maitre Tricotrac nicht visitirt zu werden. Diese Letzteren haben die Ehre vom Könige selbst bewacht zu werden, während der frommen Königin die noch größere Ehre zu Theil geworden ist, unter dem Schutz der Heiligen zu stehen, zu denen sie betet, und der

Pfaffen, denen sie beichtet, wenn sie in ihrem guten Herzen einmal verwünscht hat ihre Nebenbuhlerin, die Gräfin von Chateaux-Briand, eine Schwester des Marschall Odet von Lauterec, der dem Könige zwei Schlachten und sein schönes Mailand verloren, aber Gnade gefunden hatte, auf Fürbitten dieser schönsten aller Geliebten des Königs."

„Und wie wollt Ihr es hindern," sprach der Spanier, daß der König nicht den Edelmuth hat uns als Ueberläufer hängen zu lassen?"

„Ich lasse ihm," versetzte Guevera, durch maitre Tricotrac ein Geschichtchen von meiner Erfindung auftischen. Ihr, Sennhor Stephano, habt nämlich aus einem vornehmen Hause ein wunderschönes Fräulein entführt, sie ist die Schwester dieses edlen Don. Der abtrünnige Bourbon hat sie geliebt und für sich entführen lassen, und nun glühet ihr Beide von Rache gegen den mächtigen Mädchenräuber und habt euch nur darum hieher gewendet, um an die Großmuth des Königs zu appelliren, daß er euch Gelegenheit gebe euch zu rächen.

So geschah auch. Maitre Tricotrac hatte mit dieser Geschichte die Neugier und den Edelmuth, den Haß und die Galanterie seines Herrn aufge-

stachelt, so daß er beiden Ueberläufern Audienz gewährte und sie höchst gnädig aufnahm.

Stephan hatte eine ganz eigene Empfindung, die sich nicht erklären ließ, als er diesen König sah. So groß sein Vorurtheil gegen ihn gewesen war, so gewinnend war seine Erscheinung.

„Foc de Gentillhomme!“ rief König Franz, als er auf den jungen Deutschen, der jetzt das entstellende Pflaster nicht mehr trug, einen Blick geworfen hatte, „dieser Mann sieht unserer Frau Mutter ähnlicher, als einem Pavian!“

Es war der Hofnaar, maitre Tribolet, gegen den er sich gewendet hatte. Dieser verzog sein langes weißes Schalksgesicht zum satyrischen Lächeln und entgegnete: „Sire, Euch gleicht er noch mehr, wie zwei Eier einer Henne, wer hat jemals gezählt, wie viel Eier eine gute Henne gelegt hat?“

In der That war die Aehnlichkeit zwischen beiden so auffallend, daß die im Hintergrunde stehenden Höflinge einander bedenklich ansahen und die schöne Franziska von Foix, Gräfin von Chateaux-Briand, die in reizender Stellung üppig und glühend, mit leichter halbverschobener Kleidung, neben ihm auf dem Divan ruhte, von seinem Arm leicht umschlungen, ihr dunkles Sonnenauge zu ihm aufschlug und ihn anlächelte, so daß die feinsten

Perlenzähne zwischen ihren schwellenden Blüthenlippen blitzten.

Auch sie hatte die Bemerkung gemacht, daß der junge Deutsche zwar lange nicht so zierlich und elegant gekleidet, so fein und abgeschliffen in seinen Manieren war, als ihr Gebieter, daß er aber dieselbe edle Haltung hatte, dieselbe breite gewölbte Brust und Kraftgestalt, nur höher und schlanker gewachsen war. Sein Haar war ebenfalls dunkel; aber doch etwas heller; das des Königs war schwarz, das seinige braun und reicher gelockt; während der König sein Haar kurz verschnitten trug. Stephans Bart war mehr jugendlich, kurz gehalten und kraus, einen feinen Schnurbart und ein Zwickelbärtchen bildend; des Königs Bart dagegen breit, schwarz und kraus war, um die Narbe von einer im Turnier empfangenen Wunde zu verbergen. Auch in den Augen beider lag derselbe Ausdruck einer großen, edlen Seele; die Augen des Königs waren dunkelbraun, die Stephans dunkelblau, sonst beide groß voll Feuer und Leben, das jedoch bei Stephan durch den bescheidenen und ungleich milderen Blick gedämpft wurde, während der König auf seine schöne Franziska von Zeit zu Zeit den Blick der leidenschaftlichsten Liebe warf. Eine weitere Vergleichung ließ auch leicht entdecken, daß des Königs Züge in Augenblicken

der Ruhe den Ausdruck einer gewissen Erschlaffung vom Uebermaß genossener Sinnlust trugen, während Stephans Jugendkraft und sittlicher Wandel längst schon alle Spuren seiner früheren wüsten Lebensweise verwischt hatte.

„Bei meinem Schwerte von Marignam,“ entgegnete der König, „diesen Mann könnte ich lieben, wie meinen jüngeren Bruder, trüge er nicht die verhaßte Nase der Bourbons und gliche nicht mancher Zug und seine Gestalt diesem Verräther! Geh, dich hat Gott gezeichnet mit dem Kainszeichen des Verworfenen. Und doch kann ich dir nicht zürnen!“

So hatte der König aufgeregt, aber nicht unfreundlich gesprochen. Die Blicke aller Anwesenden ruhten vergleichend auf beiden. Die Aehnlichkeit war auffallend, obgleich König Franz die grade, etwas starke Nase seiner erlauchten Vorfahren aus dem Hause der Valois von Orleans hatte, während Stephans Nase, wie die der Bourbons im römischen Styl gebogen war.

„Er ist wie der Greif,“ bemerkte maitre Tribolet, der Hofnarr, „halb Adler, halb Drache.“

„Wenn Gott will — das versöhnende Element —“ bat Franziska, „zürnt ihm nicht mein König und Herr, durch ein seltsames Naturspiel gleicht er Euch, Eurer Mutter und dem abtrünnigen Bourbon;

könnte es nicht Gottes Finger sein, daß auch zwischen feindlichen Naturen noch eine Versöhnung möglich sei?"

„Niemals," rief Franz mit dem Ausdruck von Schmerz und stand auf. In der edelsten Haltung reichte er beiden die Hand zum Kuß und sprach: „nie soll ein widriges Gefühl in meiner Brust mich ungerecht machen. Ihr seid beide Officiere in meinem Heere."

„Und diesen König sollte ich betrügen?" sprach Stephan vor sich hin, als er allein war, „diesen Herrn, zu dem mein Herz sich so unbegreiflich mächtig hingezogen fühlt; ihm sollte ich das edelste Vertrauen mit Verrath vergelten? — o, nimmermehr!"

Doch die Macht der Umstände ist oft stärker, als der Willen des Menschen.

Schwankend zwischen Gefühl und Pflicht war Stephan bis jetzt nur unentschlossen geworden, ob er seinen Auftrag vollziehen, oder zu der Sache des Königs übergehen sollte. Befand er sich einmal wieder in dem umlagerten Pavia, so gab es, wie es schien, keine Möglichkeit, jemals Kunigunde wieder zu sehen. Von hier aus dem Lager konnte

er vielleicht nach Lodi zurückkehren. Aber dann war er ja abermals Verräther.

In jenen Zeiten, wie den Söldner kein anderes Band an seinen Kriegsherrn knüpfte, als der Artikelbrief, der Fahneneid und die Löhnung, gab es nicht die moralische Macht der Unterthanentreue und Vaterlandsliebe, die den Uebergang zum Feinde im Gefühl des freien Soldatenlebens verächtlich gemacht hätte. Erkaufte Treue ist nie so heiliger Natur, als die angeborene. Ohnehin war Stephan in dem kaiserlichen Heere ein Freiwilliger, der nicht um Sold diente und keinen Fahneneid geschworen hatte. Deutschland hatte ihn geächtet; dort war er vogelfrei; sein Leben schwebte in Gefahr, wenn er erkannt wurde; dagegen bot ihm der französische König, zu dem sein Herz sich hingezogen fühlte, ein ehrenvolles Asyl. Wie leicht konnte er Kunigunden bewegen ihm zu folgen. Was fehlte dann an seinem Glück? — O, schönes Traumbild, trübe Wirklichkeit! —

Der mißtrauische Spanier ließ ihn nicht aus den Augen. Er schlief mit ihm in Gueveras Zelt. Die beiden Ueberläufer wurden dem Günstling und Feldherrn des Königs, Admiral Bonnivet vorgestellt. Dieser feine und gewandte Höfling hatte sogleich in den finstern Zügen des Spaniers Verrath gelesen. Er gab Befehl ihn zu beobachten.

Dagegen flößte das offene Antlitz des jungen Deutschen ihm Vertrauen ein. Er war betroffen von den Aehnlichkeiten, die man in seinen Gesichtszügen gefunden haben wollte, und diese schien fast dem eitlen Günstling der Mutter des Königs eine Ehrerbietung eingeflößt zu haben, die er sonst nur für die höchsten erlauchten Personen fühlte. Er ließ Don Diego abtreten und entfernte durch einen Wink die Kavaliere der Ordonanzoffiziere seiner glänzenden Umgebung, dann ergriff er den jungen Deutschen bei der Hand, mit einer so gewinnenden Freundlichkeit, daß die ehrliche Seele desselben sogleich zum unbegränzten Vertrauen sich hingezogen fühlte. Damit führte er ihn in sein Kabinet, dessen Thüre er hinter sich verschloß.

„Junger Mann,“ sprach er mit durchdringendem Scharfblicke, „auf Eurer ganzen Erscheinung ruhet ein Geheimniß. Ich will nicht wissen, was Euch hierher führt in's Lager. Verrätherischen Unternehmungen werde ich schon zu begegnen wissen. Uebrigens muß mir an Eurer Erscheinung manches auffallend sein, da ich bekannt bin mit der geheimen Geschichte des französischen Hofes. Wollt Ihr mir nicht sagen, ob Ihr nicht vielleicht auf dem Schlosse von Mindelheim das Licht der Welt erblickt habt?“

„Mindelheim?“ rief Stephan überrascht, „das

ist ja Frundsberg Schloß — dann wäre ich dessen Sohn!“

„Dem Herrn Georg von Frundsberg ist kein Sohn geraubt,“ sprach Bennivet mit Bestimmtheit.

„Auch kann ich nicht behaupten, dort geboren zu sein,“ entgegnete Stephan. „Nur so viel ist mir kund geworden, daß ich nicht auf Hohenkrähen geboren bin, sondern als Kind aus einem andern Schlosse geraubt war.“

„Habt Ihr nicht etwa irgend ein Zeichen, irgend eine Jugenderinnerung aufzuweisen?“ fragte der Admiral gespännt.

Stephan besann sich einen Augenblick, ob er sein heiligstes Geheimniß mittheilen dürfe; aber eine leise Hoffnung, hier oder nie das große Räthsel seines Daseins gelößt zu sehen, überwog jede Bedenklichkeit. Er überreichte dem Admiral eine goldene Kapsel, worauf in der feinsten getriebenen Arbeit, auf der einen Seite, ein Marienbild, auf der andern das des gekreuzigten Heilands angebracht war. Diese hatte er an einem feinen venetianischen Kettlein unter dem Goller am Halse verborgen getragen. Die Diamanten der Fassung waren ausgebrochen. „Das ist all meine Mitgift für das Leben,“ sprach er mit Wehmuth. Mein Räuber hatte es an meinem Halse hängend gefunden, als er mich aus dem elterlichen Hause ent-

führte; erst neuerlich hat er es mir sterbend zurückgegeben, indem er mir nur halben Aufschluß gab.

Der Admiral Bennivet betrachtete abgewendet das Kleinod, drückte an eine verborgene Feder. Das Medaillon öffnete sich und auf der einen Seite erschien das Bild einer wunderschönen majestätischen Frau, auf der andern das eines bildschönen Jünglings in reicher Rittertracht, beide auf das feinste in Email gemalt.

Bennivet hatte kaum diese beiden Bilder erblickt, so wurde er bleich und roth, kniff die feinen Lippen aufeinander und schloß die Kapsel wieder, ohne Stephan, der mit gespannter Aufmerksamkeit seinen Bewegungen folgte, mit dem geheimnißvollen Inhalt dieser Kapsel bekannt zu machen.

„Seigneur,“ sprach er, indem er sich unwillkürlich tief verneigte, „es gibt Geheimnisse, die zu entschleiern mir nicht anstehen würden. Begebt Euch nur in Euer Zelt. Es wird vielleicht die Stunde nicht mehr fern sein, wo ich Zeugniß für Euch ablegen darf; wo nicht, so vergeßt, daß bei Eurer Geburt ein glänzender Stern geleuchtet hat; denkt dann es sei nur Euer Unstern gewesen.“

Stephan war durch dieses seltsame Ereigniß in eine Aufregung gerathen, die, weil er nicht

wußte, wohin das Alles führen sollte, am Ende in eine öde, wüste Träumerei hinauslief. In dieser Seelenstimmung ließ er mit sich machen, was man wollte. Don Diego verließ ihn keinen Augenblick. Er war ein gewandter Mann, der fertig französisch sprach und daher mit den Kriegsleuten des Königs bald gute Kameradschaft anknüpfen konnte. So erfuhr er einen wichtigen Umstand, der ihnen den Uebergang nach Pavia sehr erleichtern mußte. Der Aufseher der Minen hatte ihm nämlich vertrauet, daß eine Mine bis vor eine Sturmbresche am Wall der belagerten Stadt bereits getrieben sei. Man brauche in der Nacht nur die dünne Decke zu durchbrechen, um von dort aus die Stadt überrumpeln zu können. Nun begab sich Guevera mit Stephan in das Marketenderzelt, welches die beiden vertrauten Bauern hielten. Dort arbeitete ein Schneider. Von diesem ließen sie sich zuerst die weißen Kreuze, das französische Feldzeichen, auf die linke Schulter nähen und bestellten dann zwei Mäntel, die am folgenden Abend fertig sein sollten. Mit den Mänteln aber erhielten sie die, den ihrigen ganz ähnlichen goldhaltenden Wämser, welche die vertrauten Bauern mit den ihrigen vertauschten und konnten nun ungehindert sich bis an den Eingang der Mine begeben.

Stephans Aufnahme bei dem Könige und dem

Admiral war bekannt geworden, und die Folge davon, daß man ihn im Lager mit Achtung und Vertrauen behandelte. Don Diego wußte aber durch seine große Gewandtheit jedes Mißtrauen, selbst der ihm vom Admiral beigeordneten Aufseher zu beschwichtigen, und so gelang es beiden, ohne Verdacht zu erregen, in einer dunklen Nacht den Eingang der Mine zu erreichen. Der Spanier schlich sich leise an den vor derselben stehenden Wachtposten heran und stieß ihm einen Dolch durch den Rücken, ehe dieser dessen Annäherung nur bemerkt hatte. Mit einem lauten Aufschrei brach der deutsche Landsknecht, der dort Wache gestanden hatte, zusammen.

„Geschwind!“ rief Diego, „ehe es Lärm gibt auf dem Vorposten. Bei San Jago — sie kommen! deckt mir den Rücken, Senhor!“

Damit schlüpfte er in die Mündung der Mine. Stephan aber stand unschlüssig. Ihm folgen, alle die schönen aufdämmernden Lebenshoffnungen aufgeben, das war doch zu hart. Die Stimme der Ehre konnte den Geächteten nicht dorthin rufen, wo er verachtet worden wäre, hätte man ihn erkannt. Nun aber machte er sich die Vorstellung, daß wenn er mit dem Gelde, welches Pescara sendete, wovon er die Hälfte in dem Goller eingenähet

auf dem Leibe trug, zurückbleiben würde, so müsse ihn Don Antonio de Leyra für einen gemeinen Dieb halten. Er konnte sich nicht entschließen das in ihn gesetzte Vertrauen zu verletzen. So hin und her schwankend zögerte er noch einige Augenblicke. Am Boden zu seinen Füßen stöhnte der Sterbende. Es war eine entsetzliche Scene. In einer Regung von Menschenliebe und Mitleiden knieete er neben ihm nieder. „Jesus Maria! ich sterbe!" stohnte der Todwunde. „Hast du noch Wünsche, Unglücklicher?" fragte Stephan. „Nein — beichten — beichten — Gott erbarme dich meiner Seele!" seufzte jener. „Vertraue mir," entgegnete Stephan, „ich werde der Ueberbringer deiner Beichte an einen Priester sein, und Seelenmessen für dich lesen lassen."

„Gottes Lohn, — sagt es auch dem Junker Stephan Hausner — wenn Ihr den Geächteten auffinden könnt....

„Um Jesus!" rief Stephan, „du, der alte Konrad? — Kennst du mich nicht mehr, alter treuer Knecht?"

Dabei hob er ihn etwas auf und brachte ihn in eine sitzende Lage, gegen eine Erdwand gestützt.

„O Herr, mein Herr!" stöhnte Konrad.

„Stephan!" rief dazwischen der Spanier mit dumpfer Stimme aus der Röhre der Mine zurück,

„eile, Stephan!“ — Zugleich blitzte Fackelschein herüber vom Blockhause, worin der Vorposten lag, und Soldaten nahten mit Fackeln. „Rede, um Gott rede“ rief Stephan dringend, „sie nahen wie auch dein Ende nahet, Unglücklicher. Schließ deine Rechnung mit dem Himmel ab! Bete!“

„Beichten — beichten!“ stöhnte der Knecht, „Ihr seid nicht des alten Hausners Sohn.“

„Das weiß ich!“

„Wir haben Euch als Kind geraubt und nach Hohenkrähen gebracht.“

„Das weiß ich — aber woher?“

„Aus dem Schlosse von Mindelheim!“

„Dann wäre ich ja doch Frundsbergs Sohn,“ sprach Stephan erschüttert vor sich hin, „dieses Frundsberg, der mir das tiefste Weh meines Lebens zugefügt hat!“

„Nein, einer Fremden Kind ....“ sprach der Sterbende, indem er noch einige unverständliche Worte murmelte, „auch Kunigunde ....“

„Was ist mit ihr?“

„Wir haben sie auch von Mindelheim als Kind geraubt.“

„So ist sie wenigstens Frundsbergs Tochter!“ rief Stephan.

„Ja,“ hauchte der alte Knecht und verstummte.

„Halbe Lösung — neues Räthsel!“ rief Ste-

phan; aber neuer Schreck verdrängte den Eindruck dieser Mittheilung.

„Schlagt ihn todt!“ donnerte jetzt eine Stimme, „es ist Hausner, der Geächtete — er hat unsern Kameraden erstochen — schlagt todt — er ist ein Verräther!“

Ringsum wilde, bärtige Gesichter, vom Fackelschein beleuchtet; unter diesen, gräßlich verzerrt von hohnlachender Schadenfreude, das rothhaarige Antlitz des Hans von Freidinger. Dieser war es, der die herbeigeführten Landsknechte und Spanier aufforderte, den gehaßten Stephan zu erschlagen.

„Feiger Bube,“ schrie dieser aufspringend, „nicht ich war der Mörder meines alten Knechts, und meine Aechtung vom Kaiser hat hier kein Gewicht. — Gebt Bahn, oder bei Gott ich lege noch mehr Todte zu dem Einen da. Mit diesen Worten hatte er sein kurzes, breites Schwert gezogen und hieb wie ein rasender Roland um sich. Immer wilder wurde das Geschrei und das Klirren der Waffen. „Stoßt ihn nieder,“ schrie Hans Freidinger, „ich hole noch Succurs!“ Damit eilte er feige davon und wild lachte Stephan hinter dem Fliehenden her. Unter seinen Schwertstreichen splitterten die Schafte der Spieße wie Strohhalme. Sein Mantel und seine Kleidung

wurden durchstochen. Er selbst erhielt einige leichte Stichwunden. Nun schlugen sie mit Spießen und Fackeln auf ihn ein. Sein Mantel fing an zu brennen. Mit der Linken riß er ihn von der Schulter, mit der rechten schwang er das Schwert in blitzhellen Kreisen um sich her. Dort fiel Einer zu Boden, da ein Zweiter. Andere, leichter verwundet, schrien und fluchten desto wilder. Im ganzen Lager wurde Lärm geschlagen. Von den Wällen fingen die Belagerten an mit ihren langen Feldschlangen in das Getümmel hinein zu feuern. Der Lärm von diesem Kampfe hatte sich immer weiter verbreitet. Schon hieß es im Lager, die Besatzung habe einen Ausfall gemacht. König Franz stieg selbst zu Pferde. Die ganze Ordonnanz-Kompagnie der prachtvoll geharnischten adligen Gensd'armen mußte aufsitzen. Wie nun der König mit seinem glänzenden Gefolge herbeigesprengt kam, da lagen dort nur noch einige Todte. Die Soldaten, welche Hans Hausner geführt hatten, waren verschwunden. Niemand wollte wissen, was hier vorgefallen war. Erst am folgenden Tage entdeckte Bonivet, daß die beiden ihm zur Aufsicht empfohlenen Ueberläufer aus dem Lager verschwunden waren. Auch die beiden Bauern waren fort, welche ihr Marketenderzelt dort aufgeschlagen hatten. Der König vergaß die Sache bald über Zerstreuun-

gen anderer Art, und hielt endlich den nächtlichen Lärm für eine der gewöhnlichen Camisaden oder blinden Angriffe von Seiten der Feinde, um die Wachsamkeit müde zu machen.

Bonivet aber fertigte einen vertrauten Eilboten nach Paris mit einem Briefe an die Herzogin Luise, der Mutter des Königs, worin er ihr in einer zwischen Beiden verabredeten Geheimschrift, von den Ereignissen Nachricht gab und um weitere geheime Verhaltungsbefehle bat.

Stephan hatte im wildesten Getümmel die Besonnenheit nicht verloren. Er hatte sich durchgehauen bis zu dem Eingange der Minen. Mit einem raschen Sprunge befand er sich in der Tiefe. Nur wenige wagten ihm dorthin zu folgen. Aber hier im engen, dunkeln Raume war der gewandtere Flüchtling den schwerfälligen Spießträgern überlegen. Der Kampf unter der Erde war kurz aber blutig. Zwei der Verfolger ließen dort das Leben, die Andern entflohen und Stephan eilte hinter seinem Gefährten her, den er jedoch erst am Ausgange des Minenganges erreichte. Don Diego war hier in die größeste Gefahr gerathen. Deutsche Hackenschützen standen gegenüber auf den Wällen. Als sie im Dämmerlichte des eben auf-

gehenden Mondes einen Mann aus der Erde herauflaufen sahen, der noch dazu das weithin schimmernde weiße Kreuz der königlichen Heerschaaren trug, bliesen sie auf ihre Lunten. Vergebens rief der Spanier einige Worte in seiner Landessprache, die Deutschen verstanden ihn nicht; ihre schweren Hackenbüchsen krachten und Kugeln pfiffen um ihn her, eine sogar durchlöcherte seinen Hut. Dadurch wieder zurückgetrieben, hatte er sich genöthigt gesehen, auf seinen Gefährten zu warten.

Stephan befand sich zwar in der höchsten Aufregung, doch hatte er Besonnenheit genug, sogleich sein weißes Kreuz von der Schulter abzureißen und mit einem weißen Tuche wehend vorzutreten. Die Deutschen hörten auf zu feuern und Stephan rief ihnen zu: „Wir bringen euch Geld!" Dieses Zauberwort beruhigte die Gemüther und durch Zahlung von einem Monatssolde versicherte sich der gichtbrüchige Feldherr noch auf einige Zeit der Treue seiner deutschen Landsknechte.

Indeß rückte die Zeit immer näher heran, wo Entsatz zu hoffen war.

Viertes Kapitel.

Frundsbergs Eintreffen auf dem Kriegsschauplatz. — Dessen Familienleben im Felde. — Die Verlobten. — Der päbstliche Legat wird aus dem Lager vertrieben. — Heranziehen des kaiserlichen Heeres. — Königliches Hoflager. — Die gefangene Vittoria Collonna und ihre Umgebungen. — Des Königs Franz ritterlich galantes Wesen gegen Damen. Feste Stellung seines Heeres. — Kaiserliche Heerschaaren und ihre Führer. — Frundsberg und sein Volk. — Fromme Vorbereitung zur Schlacht. — Lagerung der Kaiserlichen. — Der kecke Pfeifer. — Kunigunde und der König. — Stephan erfährt ihre Anwesenheit am Hoflager. — Ausfälle und Camisaden.

Endlich war Herr Georg von Frundsberg mit seinem stattlichen Regiment frommer Landsknechte, nach einem winterlichen Zuge durch die beschneiten Thäler und Engpässe der Tridentiner Alpen, in der Mitte des Januar um Lodi eingetroffen. Bourbon war mit einigen Geschwadern burgundischer Lanzen und dem Hofgesinde von Vorderöstreich eingetroffen; auch Herr Max Sittig mit seinen achtzehn Fähnlein war an der Adda zu ihnen gestoßen, und so hatte sich ein Hülfsheer gebildet, bei welchem allein zwölftausend deutsche Landsknechte sich befanden. Herr Georg von Frundsberg übernahm den Oberbefehl darüber und theilte sie in zwei wohlversehene Regimenter, in welchen viele Grafen und Herrn vom deutschen Adel als Doppelsöldner dienten.

Jener ehrenfeste Feldherr hatte sich in einem Nonnenkloster vor Lodi eingelagert, nachdem er die Nönnlein, alt und jung, zu ihren Familien heimgeschickt hatte. Statt ihrer waren zwei holde Frauenbilder in die verlassenen Zellen mit eingezogen — die eine, hoch und blond, war die ernste Anna, die andere, klein und brünett, war die lebhafte Barbara, Frundsbergs Töchter, die dem Vater zur Pflege mitgezogen waren über die winterlichen Alpen. So gestaltete sich das Leben des geliebten Feldherrn in Mitten der kriegerischen Unruhen gar freundlich, so oft er die Stunden der Ruhe finden konnte, für ein gemüthliches Stillleben in der kleinen gewölbten Klosterzelle, die er bewohnte. Zwei achtbare junge Männer fanden hier Zutritt; es waren Herr Otto von Schwarzenberg und der edle Graf von Montfort, jetzt Hauptleute in Frundsbergs Regiment und Verlobte seiner Töchter. Einfach und geräuschlos hatte sich die idillische Liebe dieser beiden Paare wie ein Blümlein, das auf den Wogen schwimmt, durch die sturmbewegte Zeit hindurch gezogen. Während überall Kampf und Thatendrang das Leben aufregte, war der Gang der Entwickelung hier so sanft dahingleitend gewesen, daß der ganze Roman ihres Liebelebens nur durch die Wirkung der Kontraste und den Geist der zartesten Huldi-

gung in Mitten dieses wirren, wüsten Treibens poetisch geworden war.

Vater Frundsberg hatte gleich nach dem Faschingsfeste in Kaufbeuern die ehrsamen Freiwerber beider Junggesellen freundlich aufgenommen und nachdem unter Mitwirkung ihrer Familien das Geschäft der Besprechung über die Morgengabe, Gerade und das Witthum abgemacht und in briefliche Urkunden verfaßt war, sein väterliches Jawort ertheilt. Beide Freier waren dann mit einer großen Zahl von adligen Verwandten und andern Helfern auch vielen bewaffneten Dienern im Schlosse erschienen, und hatten in zierlich verfaßten Reimlein um die Gunst und Hand der adligen Jungfrauen geworben. Mit niedergeschlagenen Augen hatten diese leise ihr Ja gehaucht, die Verlobungsringe und den väterlichen Segen empfangen, und so war denn der Tag des feierlichen Beilagers schon angesetzt gewesen, als an Herrn Georg von Frundsberg Bourbons Aufforderung, im Namen des Kaisers nach Welschland zu ziehen, erging. Nun aber war Vater Frundsberg zur Zeit des Aufbruchs nicht gar selten von Gichtschmerzen geplagt gewesen, und darum hatten beide Töchter in kindlicher Anhänglichkeit von dem sonst ziemlich starrsinnigen Alten die Erlaubniß erschmeichelt, ihm auf diesem beschwerlichen Zuge

folgen zu dürfen. So hatten Anna und Barbara den gefahrvollen und beschwerlichen Zug über die Alpen, wie Soldatentöchtern wohl ansteht, fast immer auf ihren Maulthieren reitend, zurückgelegt, und ihre Verlobten hatten sich abgewechselt in der angenehmen Pflichtleistung, mit auserlesener Mannschaft für ihre Sicherheit zu wachen und sie zu geleiten. Das eigene Ehrgefühl der jungen Männer und selbst der Wunsch des alten Kriegesherrn hatte den Aufschub der Vermählung bis nach glücklich zurückgelegtem Feldzuge veranlaßt. Barbara zitterte bei jedem Karthaunenschuß für das Leben ihres Verlobten, während Anna sich im erhebenden Vorgefühl schon des Ruhmes freute, den der Ihrige davontragen werde. Die beiden jungen Männer glühten im heißen Thatendrange, um Frundsbergs höhere Achtung gewinnen und unter den Augen ihrer geliebten Bräute mit ruhmvollen Waffenthaten glänzen zu können.

So saßen sie eines Abends traulich beisammen. Frundsberg hatte nach der beschwerlichen Recognoscirung es sich bequem gemacht und die mit Pelzwerk verbrämte Schaube über das Ledergoller gezogen. Der Graf Montfort saß ihm gegenüber bei'm Brettspiel, Anna drehte, an seiner Seite sitzend, die Spindel, während Barbara mit ihrem Verlobten tief im Schatten des Hintergrundes

zärtlich flüsterte; da trat der lange Rothhans, einer der Leibtrabanten des Feldobristen ein und meldete den Besuch eines geistlichen Herrn, der sich nicht nennen wolle, aber versichere, daß er nur als Freund komme.

„Ein römischer Pfaff?“ fragte Frundsberg.

„So scheint es.“

„Ich habe keinen Pfaffen zum Freunde,“ rief jener, „das sag ihm. Was hat überhaupt das heuchlerische Geschmeiß hier herum zu schleichen im Lager?“ eiferte er, gegen den Grafen Montfort gewendet, und zog einen Stein im Brett, „ich werde den Päbstlern mit der Laterne hinausleuchten lassen, wenn sie nicht bald den Weg finden.“

„Bei mir eine Ausnahme,“ sprach eine sanfte, geschmeidige Stimme, und ein vornehmer Geistlicher mit veilchenblauer Toga und eben solchen Strümpfen, einen gleichfarbigen Hut mit verschlungenen Schnüren und Quasten auf dem Kopfe tragend, trat ein. „Der freundliche Vermittler findet hoffentlich überall offene Herzen,“ fuhr er fort; „ich erscheine als Friedensbote Seiner Heiligkeit des Pabstes. Ihr scheint mich nicht zu kennen, Signore, da Ihr nicht einmal die Höflichkeit habt, aufzustehen, und doch sind wir Landsleute.“

„Ja — leider,“ entgegnete Frundsberg, „Ihr

Herr Nicolaus Schomberg, seid zwar Erzbischof von Capua, doch macht Ihr Eurer deutschen Mutter verdammt wenig Ehre, denn Ihr seid ein welscher Pfaff, Schleicher und Heuchler geworden."

„Ich bin päbstlicher Nuntius," sprach der Geistliche mit Stolz und Nachdruck.

„Allerdings," rief Frundsberg, „ein päbstlicher Schleicher seid Ihr, der sich unberufen bald im französischen Lager, bald im Unsrigen, bald zu Mailand umhertreibt und überall den Saamen der Zwietracht ausstreuet, weil es der Pabst liebt, das Wasser trübe zu machen, um fischen zu können."

„Das Oberhaupt der Kirche ist ein Mann des Friedens."

„Der diesen Krieg durch seine Intriguen angezettelt hat."

„Reumüthig wünscht der heilige Vater vorerst nur einen Waffenstillstand zu vermitteln und ist bereit, die Feldobristen, die dazu mitwirken, hinreichend für ihre Verluste an Sold und Finanzirung zu entschädigen. Ihr z. B. würdet zum römischen Fürsten erhoben ...."

„O du verdammter, lästerlicher Pfaff," schrie Frundsberg, „willst du meinen ehrlichen Namen schänden mit deinen Anträgen; hat er so schlechten Klang in Rom, daß man glaubt, mich durch Bestechungen gewinnen zu können? — Hebe dich

weg von hier, Satanas — spute dich von hinnen, du Judas Ischariot — oder bei Gott .... —" doch der edle Zorn ließ ihn nicht weiter Worte machen; rasch hatte er das kurze breite Schlachtschwerdt, das an der Wand hing, ergriffen, und als der wohlgenährte Prälat, so schnell, als es die kurzen Beine gestatteten, sich davon machte, so war doch seine Flucht dem alten Frundsberg viel zu langsam. Er trieb ihn scheltend vor sich her mit flachen Schwerthieben durch die langen Reihen der Gezelte und Wachtfeuer, unter dem Hohngeschrei und dem Gelächter der Landsknechte zum Lager hinaus.

Diese rasche That des Vater Frundsberg endete auf einmal alle Kabalen des Pabstes und nöthigte den schon wankend gemachten Vicekönig Lenoy, der den Oberbefehl über sämmtliche kaiserliche Streitkräfte hatte, den entscheidenden Kampf am Tessino zu wagen und zum Entsatz gegen Pavia heranzuziehen.

Es war am dritten Februar des Jahrs 1525, als die kaiserlichen Heerschaaren von Lodi, über Marignano heranziehend, auf den Rebenhöhen der Klöster von St. Jacopo und St. Paulo sichtbar wurden.

In den prachtvollen Gebäuden dieser beiden reichen Klöster wechselte damals das bewegliche Hauptquartier des Königs. Dort führte der König der Edelleute, wie ihn seine Zeitgenossen nannten, in Mitten des drohenden Kriegsgetümmels das heiterste Leben. Die schönsten Frauen Mailands zierten sein glänzendes Hoflager. Die Blüthe des französischen und wälschen Adels in ritterlicher Pracht und Zierlichkeit umschwärmte diesen romantischen Sitz der Musen. In den luftigen Marmorhallen, worin sonst schwarz gekleidete Mönche einsam und beschaulich wandelten, erschallten jetzt Tanz und Saitenspiel, und wo sonst in düsterer Zelle der strenge Minorit sein Brevier betete, da flüsterte jetzt bei nächtlicher Weile süßes Gekose und heimliches Küssen.

Die berühmte Vittoria Colonna, die schöne Gattin des feindlichen Feldherrn Marchese di Percara, war auf ihrer Flucht von Mailand nach Lodi durch den kühnen Partheigänger und Führer der schwarzen Bande, den Condottiero Giovanni von Medici, gefangen genommen und weilte jetzt dort am Hoflager des galanten Königs. Diese hohe Dichterin nannte Italien die Göttliche. Die berühmtesten Dichter und Künstler dieses schönen Landes — ein Benvenuto Cellini, der sie feurig verehrte, ein Ariost, der in seinem **Orlando furioso**

ihr das schönste Denkmal dichterischer Begeisterung gesetzt hatte, befanden sich in ihrem Gefolge und waren ihre freiwilligen Mitgefangenen. Die Dichterin aber war die Königin dieses beweglichen Hoflagers; sie bewohnte die prachtvollsten Gemächer, hatte ihre zahlreiche Dienerschaft und eigene fürstliche Hofhaltung. Der sonst so sinnliche König war hier in ihren Umgebungen ein Ritter, der sie zu der Dame seines Herzens erkoren hatte, und ihr die Huldigungen der zartesten Galanterie zu Füßen legte. Mit der größten Feinheit wußte er den Schein zu vermeiden, als sei sie als Gefangene im Lager, und seine Bewerbung um ihre Gunst schien mehr eine Huldigung der Künste zu sein, als ein Minnedienst, der dem schönen Weibe galt.

König Franz verschmähte es nicht, die Hefe der sinnlichen Lust zu leeren, aber sein feiner Geist liebte mehr noch die Blume des Weins — den Duft des höheren geistigen Lebens. Nur die übersprudelnde Kraft seines jugendlichen Körpers und das heißer wallende Blut bedurfte der Entladung; aber ein edles Gemüth, ein hochgebildeter Geist gab ihm die schönsten Stunden seines Lebens in der zartesten Huldigung edler Frauen, in der schönen Begeisterung für Kunst und Poesie und im adligen Spiel ritterlicher Künste.

Als Feldherr glaubte er für den Ruhm seines

Namens genug gethan zu haben, wenn er sich an die Spitze eines Reitergeschwaders seiner adligen **Hommes d'armes** setzte und als der muthigste Ritter im Treffen Allen vorankämpfte. Die in seinen Augen kleinere Sorge der Führung des Heeres, der Anordnung einer Schlacht oder der Sicherstellung des Lagers überließ er gerne seinem Günstlinge, dem Admiral Bennivet, der bei großer persönlicher Tapferkeit doch nicht die Besonnenheit, Ruhe und Umsicht hatte, die den guten Feldherrn machen.

Er war es, der im Kriegsrath, den Neigungen seines Königs schmeichelnd, für die rasche und ruhmvolle Entscheidung der Waffen gestimmt hatte, während besonnene und greise Feldobristen den Rath gegeben hatten, bei Certosa eine feste Stellung zu beziehen und mit dem übermächtig gewordenen Feinde keine Schlacht zu wagen, indem es nur der Zögerung bedürfe, um zu siegen, denn die Zwietracht der feindlichen Feldherrn und der Geldmangel bei ausbleibender Löhnung würde es unmöglich machen, das kaiserliche Heer noch länger beisammen zu halten. König Franz hielt es für schmählig, die begonnene Belagerung von Pavia aufzugeben, obgleich er sich dadurch zwischen zwei Feuer stellte. Bennivet hatte daher das französische Heer in das von einer hohen Mauer umgebene Lustrevier des Thiergartens, eine halbe Stunde von Pavia belegen,

geführt. Der Tessino, der Gravelona und das tiefe Bette des Vernaculo gaben dieser Stellung eine natürliche Festigkeit, welche noch durch Schanzen, Wälle und Gräben, mit Feuerschlünden gespickt, an allen bedrohten Stellen erhöhet war. In der Mauer waren Einschnitte gemacht, um bei Ausfällen Reitergeschwader und Plänkner zu Fuß hindurch zu lassen. Mächtige Schanzen deckten dann wieder diese Eingänge und hinter den Schießscharten lauerten geschwinde Hackenschützen und geschickte Büchsenmeister mit ihren metallenen Gestücken.

So schaute einst König Franz, umgeben von Damen und glänzend geharrnischten Rittern, vom flachen italiänischen Dache des Klosterpallastes von St. Jacopo herab auf das kriegerische Getümmel unten im Lager und übersah im stolzen Vertrauen die neue wunderbare Stadt voll Leben und Regsamkeit, die sich über die Rebenhügel durch Orangenhaine und Pinienwälder luftig und lustig dahinzog, und wie er nun darüber hinaus auf der Straße von Marignano her, die von Lodi heranziehenden Heerschaaren des Kaiser Karl V. erblickte, die in der weitesten Ferne klein erschienen wie Zwerge, da lachte er laut auf und rief im soldatischen Uebermuth: „**Foi de Gentilhomme!** — welch ein winziges Pygmäenvölklein sendet uns unser Vetter, der Kaiser, zu. Schickt dem Mückenheere einige

leichte Reiter von Medici's schwarzer Bande und eine Handvoll behender Hackenschützen entgegen, um sie auseinander zu jagen. Wir indeß — bei unserm Schwert von Marignano — wissen nichts Besseres zu thun, als sie zu bitten, der Tapferkeit ihres erlauchten Gemals ein Loblied zu singen; denn wahrlich der bedarf des Lobes, der die Keckheit besitzt, mit einer Handvoll unbezahlter Knechte und mit einigen verrosteten Stücken, die sie aus dem Kastell von Lodi genommen haben, ein Heer von französischen Edelleuten anzugreifen, deren Heldenherzen Frankreichs schönste Festung bilden. Auf, Ihr Herrn, zum Tanz und Saitenspiel!"

Unten aber in den Feldern von Certosa und Marignano ließ der kaiserliche Oberfeldherr, der Vicekönig von Neapel, Carl von Munockenwall, Markis von Lennoy, ein Niederländer von Geburt, die mächtigen Heeresmassen seines Herrn und Kaisers vorüberziehen. Vorsichtig und persönlich furchtsam hatte er erst die erfahrensten Büchsenmeister zusammenberufen, um über die Frage zu entscheiden, ob auch mit der längsten Feldschlange aus dem französischen Lager der Standpunkt auf einer leichten Anhöhe, wo er halten wollte, nicht erreicht werden könne. Und als diese ihm sein kostbares

Leben gleichsam versichert hatten, da hielt er es doch zu aller Vorsicht für angemessen, sich den Rücken durch Schanzkörbe decken zu lassen, hinter welche er sich auf einen Feldstuhl niederließ. Nun erst musterte er mit scharfen kriegserfahrenen Blicken die kriegerische Haltung des vorüberziehenden Heeres und gab dann mit Umsicht und Besonnenheit dem General-Quartiermeister die nöthigen Befehle zur Aufschlagung des Lagers im Angesicht der Feinde.

Da zogen vorüber an fünfhundert leicht berittene Albaneser, schöne gebräunte Männer auf herrlichen Rossen, in flatternden Gewändern von orientalischer lebhafter Farbenpracht, geführt von dem Griechen Markis von St. Angelo. Dann Herzog Carl von Bourbon, einfach gerüster unter glänzenden Umgebungen seiner Trompeter, Fahnenträger, Wappenkönige und Schildknappen. Er führte die neapolitanischen, burgundischen, spanischen und niederösterreichischen Reisigen, die er für eigne Rechnung hatte anwerben lassen. Diesem bunten Heerhaufen von phantastischer Mannigfaltigkeit der Kleidung und Bewaffnung folgte in ernster Grandezza das spanische Fußvolk, an welches sich die beweglichen und muntern Italiäner angeschlossen hatten. Der Markis von Pescara hatte sich den besondern Oberbefehl über diesen Heerhaufen vorbehalten und ritt an der Spitze dieses Zuges.

Mit tiefster Erbitterung des Rachegefühls warf er finstere Blicke aus den dunkeln Feueraugen hinauf nach den fernen Höhen von St. Jacopo und St. Paulo und schwur tief im Herzen die schrecklichste Rache dem königlichen Räuber seiner angebeteten Gattin.

Nun kam der für ein so stattliches Heer freilich gar ärmliche Zug der kaiserlichen Arkeley. Wie König Franz durch seine Spione schon erfahren hatte, so bestand er nur aus vier Stücken von Metall und zwei Falkonetten, die vom langen Liegen auf den Wällen des Kastells von Lodi schon ganz rostig und fast unbrauchbar geworden waren. Fünf elende Karren schleppten den ganzen Vorrath an Pulver und Stückkugeln und noch einige andere die nöthigen Brückenkähne. Nun aber kam erst der eigentliche Kern des Heeres. Ohne Ordnung, mit lautem Gesinge und Gelärm, zogen die neun und zwanzig Fähnlein deutscher Landsknechte vorüber, geführt von ihrem lieben Vater, dem alten Frundsberg, der, bequem auf seinem Maulthiere reitend, den breiten Knebelspieß auf seinen Schultern tragend, in ihrer Mitte ritt.

Wie nun das kaiserliche Heer bis fast auf einen Kanonenschuß weit, dem königlichen Lager nahe gekommen war, erblickten die Söldner die wunderbar neue Stadt von Gezelten, Hütten und

gemächlich eingerichteten Häusern, aus deren Mitte die Thürme und Zinnen von fünf prachtvollen Klöstern des Schlosses Mirabello und das weiße Gemäuer vieler Villen und Weinbergshäuschen hervorragten. Ein feiner blauer Dunst stieg kerzengrade auf, aus den vielen Schlotfängen der königlichen Lagerstadt und bezeugte den hungernden Landsknechten, wie wohl es den feindlichen Söldnerschaaren ergehen möge. Da richtete Vater Frundsberg sich auf aus seiner gebückten, lässigen Stellung und sprach zu den Nächsten, die ihn umgaben: „Liebe Mitgesellen und Freunde, die weil die da drüben so gar schön zugekocht haben, so können wir nichts besseres thun, als ungebeten bei ihnen zu Gaste zu gehen. Dort liegt Pavia. Unsere braven Kumpane dort wird der Hunger auch bissig gemacht haben. Gebt ihnen nur immer eine wunderschöne Salve, damit sie wissen mögen, daß Vater Frundsberg mit seinen lieben Söhnen als Nothhelfer nahe!“

Damit hielt er ein und stieg von seinem langohrigen Thiere herab, das geduldig stehen blieb und an der nächsten Distel nagte. „Hier ist es aller Wege gut sein,“ sprach Frundsberg, reckte die steifen Glieder und schloß mit den Worten: „Hier laßt uns Hütten bauen, aber Alles mit Gott!“ Dabei setzte er sich nieder auf einen Rasen-

hügel und gab weitere Befehle an seinen Lieutenant Jakob Werrau, und an die Hauptleute verschiedener Fähnlein, die sich um ihn sammelten.

Schnell wie ein laufendes Feuer hatte sich das tröstliche Wort des lieben Vaters Frundsberg von Mund zu Mund verbreitet und wie ein brausendes Meer, so rauschte der jubelnde Schlachtruf „Her! Her!" über die unabsehbaren Söldnerschaaren dahin und überall bließen die Hackenschützen, die mit den Doppelsöldnern im ersten Blatte gingen, so wie die Büchsenmeister und Schlangenknechte auf ihre Lunten und gaben mit lautem Gebelfer und Gepolter eine „wunderschöne Salve" wie es in dem alten Landsknechtsliede von der Schlacht von Pavia hieß.

Und bald darauf erscholl es von weither wie Glockenklang und Jubelruf und einzelne „Kraidschüsse" aus den Karthaunen auf den Wällen der fernen nebelgrauen Stadt mit hundert Thürmen, donnerten herüber zum Zeichen, daß die frohe Kunde vom Nahen des Erlösungsheeres bis zu den Belagerten gedrungen sei.

Das Kriegsgeschrei der frommen Landsknechte war aber drüben im Lager des Königs nicht ohne Wirkung geblieben. Aus den erwähnten Mauerlücken brachen Guiovannis von Medici leichte Rei-

tergeschwader hervor und umschwärmten die feindlichen Vorposten, und geschwinde Hackenschützen von der berüchtigten schwarzen Bande gesellten sich zu ihnen. Pescaras Arcabuseros und die albanesischen leichten Reiter, auch gute Schützen vom Tyroler Aufgebot der oberländischen Knechte wurden ihnen entgegengestellt. Immer hellere Haufen brachen hervor aus dem feindlichen Lager, da erhob sich Frundsberg und gebot seinen Hauptleuten, daß sie ihre Fähnlein in gevierter Ordnung aufstellen und den Igel machen lassen sollten. Und das geschah augenblicklich. Ein Wald von Spießen starrte den feindlichen Reitern entgegen und die Hackenschützen im ersten Blatte bließen manchen guten Mann vom Pferde.

Nun aber schien König Franz seine ritterliche Kampflust nicht mehr zügeln zu können. Er kam herangesprengt mit einem Gepränge von Fahnen, umgeben von glänzend geharnischten Rittern, er selbst prachtvoll gerüstet im silbernen Harnisch, ein Bild der Chevaillerie alter Zeit. Auf seinem Helm sah man in Flammen einen goldenen Salamander mit der Devise: „ista vice non plus.“ Lange weiße Federn wallten ihm über den Rücken herab, und einen Wappenrock von Silberfluß trug er unter dem vergoldeten Harnisch. Weit aus griff sein herrlicher Goldfuchs, dessen Courbetten

die Hand des kühnen Reiters mit Leichtigkeit führte. Der greise Grand-Escuyer des Königs, Galnas de S. Severin hatte Mühe sich mit dem breiten ganz vergoldeten Schwerte als Schirmherr der geheiligten Majestät an seiner Seite zu halten. Trompeter und Wappenherolde ritten vorauf. Wehende Fahnen und die wallenden Helmbüsche der ihn begleitenden Marschälle und Feldobristen, und die strahlenden Rüstungen des Geschwaders adliger Hommes d'armes, die auf gepanzerten Hengsten reitend, dem Könige als Leibwache dienten, bildeten zusammen ein Gemälde, dem an kühner und anmuthiger Bewegung, romantisch herrlicher Pracht und malerischer Haltung nichts auf der Welt gleichen mochte.

Gegenüber die deutschen Landsknechte in ihren verschossenen Wämsern, mit den rostigen Eisenspießen in der Hand, aber breite, bärtige Kern- und Kraftgestalten, zum Kampf auf Leben und Tod fest und ruhig entschlossen, bildeten einen so seltsamen, man könnte fast sagen grauenvollen Abstich gegen die heitere romantische Erscheinung der französischen Kämpfer, daß jene den Ernst des neuen Kriegswesens, diese das heitere Spiel adliger Chevaillerie zu repräsentiren schienen.

Während nur der König mit Mühe von seinen besonnenen Umgebungen abgehalten werden konnte,

den kaiserlichen Feldobristen Pescara auf Tod und Leben zum Zweikampf zu fordern, um sich die schöne Dame, die göttliche Vittoria zu ersiegen, oder in minniglicher Treue für sie zu sterben, waren die frommen Landsknechte auf ihre Kniee niedergefallen und hatten das schöne fromme Lied des Doktor Luther von Wittenberg: „eine feste Burg ist unser Gott!“ angestimmt, wie sie solches daheim von ihren lutherischen Predigern als fromme, ehrsame Gewerbsleute erlernt hatten. Erbaulich hallte die fromme Weise mit ihren tiefen Grundtönen durch den Silberklang der schmetternden Trompeten des König Franz, und durch das Gekrach der Hackenbüchsen und das Kriegsgeschrei der kämpfenden Plänkler.

Und wie das geistliche Lied geendigt war, da murmelte jeder der frommen Knechte ein stilles „Vaterunser“ that ab von sich Karten- und Würfelspiel, gelobte im Herzen das sündliche Fluchen und Schwören, wie es ohnehin der Artickelbrief untersagte, zu lassen, und empfahl seine Seele dem lieben Gott und Vater im Himmel. Nun erst erhoben sich die Knechte, streuten den Staub des Bodens, den sie mit hohler Hand aufgerafft hatten hinter sich und waren des kräftigen Zurufs ihres Vaters Frundsberg: „Auf, mit Gott!“ gewärtig, indem sie frische Kerben in die Schafte

ihrer Spieße schnitten, um sie in den breiten Eisenfäusten fester halten zu können.

Aber die Besonnenheit der Führer beider Heere ließ es jetzt noch nicht zur unvorbereiteten Schlacht kommen.

Wie der Abend dämmerte, zogen die Franzosen sich hinter die Mauern und Umwallungen des Thiergartens zurück und die ermüdeten kaiserlichen Heerschaaren bezogen ihr Lager, das indeß aufgebotene Schanzbauern mit Wall und Graben hatten umziehen und mit vorspringenden Werken und Ecken, sogenannten „Cavalliere“ hatten umgeben müssen. Wie die Dunkelheit der Nacht sich über die stiller werdende Landschaft legte, da schimmerte die ganze weite Gegend, Berg und Thal und Ebene, von aufblitzenden Wachtfeuern. Nur ein breiter schwarzer Streif trennte die feindlichen Lager, und fern im Nordwesten glimmten die Feuerzeichen auf den Thürmen der alten Lombardenstadt.

Unter den Einzelnkämpfen dieses Tages bleibt ein Ereigniß bemerkenswerth.

Zur Abwehr der Hackenschützen von der schwarzen Bande, die durch ihr Geplänkel lästig wurden, hatte Herr Georg von Frundsberg von Jakob Wernaus Regiment ein Fähnlein Landsknechte entboten,

im Sturmlauf vorzurücken und sie zurückzudrängen. Da sprang von einer andern Compagnie ein zartes Pfeiferlein vor die Fronte, und ohne auf den Ruf seines gebietenden Fähndrichs zu hören, eilte das schlanke feine Bürschchen zu dem Spiel der schon im Ausrücken begriffenen Schaar. Der Pfeifer derselben war ein hinfälliger Knabe, der vor Zittern nicht blasen konnte; dagegen pfiff jener Ankömmling eine so feste und lustige Weise, als ginge es zum Tanz. Der Hauptmann im raschen Vorrücken, hatte er nicht Zeit den wahrhaft engelschönen Jüngling zurückzuweisen, um dessen junges Leben bei dieser waghalsigen Fahrt es ihm leid war und die bärtigen Männer riefen ihm zu: „bravo, mein Junge, bist der Engel Gabriel, der uns in's Himmelreich pfeifen soll — auf! frisch Gesellen — vorwärts!"

Und nun ging es hinaus in das Kampfgetümmel. Da kam eben der König mit seinem Gepränge daher geritten, und die feindlichen Schützen zogen sich zurück. Der Hauptmann aber ließ die Hackenbüchsen der Doppelsöldner auf die Schutter werfen, um das gesalbte Haupt nicht von der Kugel eines geringen Knechtes treffen zu lassen.

Der König hielt und übersah das kecke Häuflein, das vorgeschoben mit gesenkten Spießen stehen blieb. Da eilte der bildschöne junge Pfeifer leicht

und behende, wie ein im Mondlicht tanzender Elfe grade auf den König zu, warf sich mit Anmuth auf seine Kniee und flehte mit erhobenen Händen: „Sire, ich bin kein Ueberläufer, ich bitte um eine Gnade!"

„Sie sei dir gewährt," sprach der König milde im reinen Deutsch, das er bei seiner hohen Bildung und dem häufigen Verkehr mit den Deutschen in seinem Solde im zierlichen fremdländischen Accent, aber gar wohl verständlich zu reden wußte. Der schöne Jüngling mit der feinen etwas bleichen Gesichtsfarbe, dem kleinen Munde mit den köstlichsten Inkarnatlippen, die sich nicht öffnen konnten, ohne eine Doppelreihe von Perlenzähnen blitzen zu lassen, war eben so gewinnend, als das treue dunkelblaue Auge und die aus der Seele redende melodische Stimme.

„Foi de Gentilhomme!" sprach der König. „Wir bewundern die seltene Schönheit dieses Jünglings, nie sahen Wir den Engel Raphael in lebender Gestalt, wie hier, machte er nicht alle Damen unseres Hofes verliebt, so könnten wir keinen schöneren Pagen haben, als ihn."

„Sire," rief der junge Pfeifer und nahm die entstellende leichte Pickelhaube vom Haupte. Langes braunes Haar rollte seidenweich und gelockt über den schöngebogenen Nacken herab bis zur

Hüfte, „seht hier meinen Hauptschmuck, ich bin ein Weib. Treue Liebe für einen Gatten, der in Pavia liegt, führte mich hierher. Ich beschwöre Euch, großmüthigster König, laßt mich durch einen Parlamentär nach Pavia führen."

„Bei Bayards Schwert," rief König Franz und blickte im glänzenden Kreise seiner Feldobristen umher, „wer kann sich rühmen, ein schöneres Weib jemals geküßt und eine treuere Geliebte umarmt zu haben. Die Bitte sei Euch gewährt, holde Frau! — Steht auf! — Bennivet, wir beauftragen Euch mit der Vollziehung unsers Willens."

„Sire," sprach dieser achselzuckend, „Eure Majestät befehlen, einen Spion dem Feinde zuzusenden. Nichts ist schlauer berechnet, als daß die romantische Lüge einer Liebe und Treue, die sich im Reiche der Möglichkeiten nicht findet, das große Herz meines erhabenen Königs rühren werde — und dazu ein so schönes Weib ...."

„Schweig, Bennivet," entgegnete der König Franz und wendete seinen Goldfuchs zum Rückzuge; „du weißt nicht was diese Großmuth unserm Herzen für ein Opfer kostet. Unser halbes Königreich," fuhr er gedämpfter fort, „würden wir freudig opfern, könnten wir die andre Hälfte mit diesem Engel theilen. Einem Herzen, das seinen

höchsten Wünschen entsagen kann, bleibe niedriges Mißtrauen fremd."

„Haltet Euch an meinen Steigbügel, Dame, und folgt mir," sprach Bennivet zu dem engelschönen Weibe in der leichten Knabentracht, und Kunigunde, denn sie war es, küßte dankbar die Hand, die ihr der König noch lächelnd zum Abschied reichte.

„Foi de Gentilhomme!" rief am folgenden Morgen Franz I. verstimmt dem würdigen Beamten der galanten Angelegenheiten des Hofes zu. „He, maitre Tricotrac, wir haben gestern eine Uebereilung begangen."

„Es ist keine schlimmere Reue," sprach der eben anwesende Hofnarr Tribolet dazwischen und wischte sich den Mund mit seiner Kappe, „als wenn man im Paradiese nicht zugeschnappt hat, so einem die gebratenen Tauben in's Maul fliegen."

„So ist es, Narr," entgegnete der König, „keine schlimmere Reue, als wenn man sich vorwerfen muß, zu edelmüthig gehandelt zu haben. — Wann ist die schöne Fremde fortgeführt nach Pavia. — Wir haben die ganze Nacht von ihr geträumt und — foi de Gentilhomme — im Schlaf unser Kopfpolster geküßt.

„Der Admiral,“ sprach der Dirnenkönig Tricotrac, „wird erwogen haben die große Gefahr für das Heer, und daher nicht eben geeilt haben, Pescara's schönen Spion in die belagerte Feste zu senden. Der Engel Raphael befindet sich noch im Lager.“

„Wir wollen sie selbst sprechen. Führt sie in unser Kabinet; sorgt, daß wir nicht gestört werden und laßt uns allein.“

Von der Sinnlichkeit und dem Wankelmuth des Königs oft in seinen edelsten Entschlüssen war Alles zu fürchten, nur keine niedrige, unedle Handlung.

„Weißt du Neues, Stephan?“ sprach in einer stürmischen Nacht auf der Bastion der Darsena in Pavia ein Wachtposten zu seinem Nebenmann.

„Die neueste Zeitung werdet Ihr auch kennen, Herr Ulrich von Hutten,“ entgegnete Stephan. „Die Feldherrn drüben, so wie auch wir von unserer Seite haben den Feind so lange allnächtlich beunruhigt durch blinden Lärm, was sie Camisaden nennen, daß die feindlichen Wachtposten, wenn der Lärm in ihre Nähe kam, spöttisch von ihrer Bastei herunter riefen: Glaubt ihr Mohrengesindel denn, daß wir zu den Waffen rufen werden? — Da seid Ihr falsch berathen, wir achten Euch nicht so viel.“

„Das weiß ich,“ entgegnete der Andere. „Die Camisaden haben ihren Zweck vollkommen erreicht, die Königlichen sicher zu machen und ihre Stellung auf das genaueste auszukundschaften. Ich meine, wir werden bald etwas Großes erleben — oder ersterben, denn in der Schlacht ist das Sterben näher als das Leben.“

„Der Tod macht Vieles gut, was das Leben schlimm gemacht hat,“ entgegnete Stephan, „übrigens habe ich den guten Soldatenglauben, die Kugel, die mich treffen soll, muß für mich gegossen sein. Ist es Bestimmung, daß ich fallen soll, so habe ich nur ein Wesen zu beklagen, das freilich jetzt auch rathlos umher irrt in der Welt. — Ihr wißt, Herr Ulrich, daß ich Kunigunde bei Jacob Wernau's Landsknechten gesehen habe. — Wo ist sie? — was ist aus ihr geworden? — Ich zittre schon bei dem Gedanken, ein so zartes Wesen unter dem rohen Soldatenhaufen zu wissen.“

„Sie befindet sich jetzt wenigstens in vornehmerer Gesellschaft,“ spöttelte Ulrich mit der Bitterkeit eines tief verwundeten Gemüths; „von einem Ueberläufer habe ich mir folgende Geschichte erzählen lassen ....“ und nun erzählte Ulrich von Hutten von dem kleinen Pfeifer und der Bitte desselben an den König.

„O,“ rief Stephan und Thränen der freudig-

sten Begeisterung rollten über seine Wangen, „an dieser muthvollen Treue erkenne ich mein Weib — und der König?“

„Seine Aeußerungen waren edler, als seine Handlungen.“ Damit erzählte Herr Ulrich von dem Versprechen, das der König ihr gegeben, sie durch einen Parlementär nach Pavia führen zu lassen.

„Und sie ist nicht angekommen?“ fragte Stephan erschüttert.

„Nein — denn sie glänzt jetzt als der erste Stern der Schönheit am Hoflager des Königs.“

„O — entsetzlich!“ rief Stephan, „dann war sie treulos; dann haben Verführungskünste oder Gewalt dieses sinnlichen Königs ihre Tugend besiegt — und ich — ha! — ich fühle wieder eine Hölle in meiner Brust erwachen, ich werde furchtbar mich rächen!“

„Keine Uebereilung,“ sprach Ulrich ernst, „nichts auf der Welt ist ungerechter als das Urtheil der Leidenschaft. König Franz ist keiner gemeinen Niederträchtigkeit fähig. Sie befindet sich unter den Hofdamen der berühmten Vittoria Colonna, Pescara's Gattin, die bekanntlich am ritterlichen Hoflager des Königs der Edelleute behandelt wird, wie eine gefangene Fürstin.

„Wenig Trost!“ entgegnete Stephan bitter,

„auch das treueste Weib läßt sich vom Teufel der Eitelkeit blenden.“

Bei allen Ausfällen war Stephan unter den Vordersten. Er focht wie ein Löwe und war immer der Letzte, wenn zum Rückzuge geblasen wurde. Sein Freund Ulrich hielt sich so viel als möglich an seiner Seite. „Erhalte dein Leben für Kunigunde!“ rief er ihm zu, wenn Stephan oft allein mit blitzendem Schwerte in die Haufen der Feinde stürzte.

„Sie ist ja doch für mich eine Verlorene,“ rief er aus und hieb ein wie ein wilder Eber auf die starren Spieße der schwarzen Landsknechte des Messer Giovanni de Medici.

„Hoffe,“ sprach Herr Ulrich und fing mit seinem Knebelspieß einen Schwerthieb auf, der den Kopf des wilden Kämpfers zu spalten drohte.

Fünftes Kapitel.

Der Schlachttag. — Pescara's Angriffsplan. — Stiller Aufbruch. — Einbruch in den Thiergarten. — Die Albaneser. — Das Lustschloß Mirabello. — Vittoria's Hoflager und Fest. — Vittoria's Befreiung. — Sie zieht ihrem Gatten entgegen, Kunigunde an ihrer Seite. — Zusammentreffen. — Bourbon. — Benvenuto Cellini's Eifersucht. — Neue Heereszüge. — Die Heerführer. — Der König und seine Edelleute greifen an. — Der treue Ponperrant. — Die schwarzen Knechte. — Pescara unter den Gefallenen. — Bourbon, sein Retter.

Endlich war der große Schlachttag gekommen. Des Kaisers Geburtstag, am St. Mathiastage (den 24. Februar 1525), war zum allgemeinen Angriff bestimmt, Alles vorbereitet, jedes Verständniß mit der Besatzung eröffnet. Im Kriegsrath der kaiserlichen Heerführer war Pescara's Plan durchgegangen, wonach der Thiergarten zu erstürmen, mitten hindurch zu dringen, das Schloß Mirabello zu nehmen und dann entweder nach Pavia vorzudringen und das französische Heer von Mailand abzuschneiden, oder den König, wenn er im Lager Stand halte, herauszulocken und ihm eine Feldschlacht zu liefern sei.

Bourbon und der Vicekönig legten, vertrauend diesem durchdachten Plan des kühnen Italiäners, den Oberbefehl dieses Tages in Pescara's Hände nieder.

Bourbon behielt für sich den besondern Oberbefehl über die gesammte Reiterei, Frundsberg über das Fußvolk.

Die Feldherrn bereiteten sich vor zum großen Schlachttage, theils durch stilles Gebet, theils durch Anhörung einer Messe.

Dem Befehlshaber von Pavia war von dem Schlachtplan geheime Kunde mitgetheilt, um sich der gleichzeitigen Mitwirkung desselben zu versichern. Um die feindlichen Kundschafter im Lager irre zu führen, wurden widersprechende Tagsbefehle ausgegeben. Nur seine treuen und verschlossenen Spanier wagte Pescara zur Gemeine zu versammeln, und ihre leicht entzündlichen Gemüther für die großen Ereignisse des folgenden Tages anzufeuern. Sie schwuren, daß kein Spießträger vor erlangtem Siege aus dem Haufen treten, die Arcabuseros sich nicht auf Raub zerstreuen wollten. Um die neunte Stunde der Nacht zogen die Atambores durch das Lager, weckten die Schläfer durch leisen Zuruf, ohne das Spiel zu rühren, damit der Feind, der durch viele blinde Anfälle oder Camisaden sicher gemacht war, nichts merken solle. Nun erhoben sich spanische Knechte, zogen, wie geboten war, ihre weißen Hemden über den Harnisch, oder hefteten Papier auf die Brust, um in der Dunkelheit von den königlichen Truppen nicht sogleich als

Feinde erkannt zu werden. Das Gepäck und der Troß wurde unter eine Obhut leichter Reiter links gegen Lodi hin abgeführt, um auch durch diese Bewegung den Feind sicher zu machen.

Die Nacht, die dem Feste des Apostel Mathias voranging, lag frostig und sternenhell auf der winterlichen Landschaft. Eine stille Geschäftigkeit entstand im Lager der Spanier, während die deutschen Landsknechte noch ungestörter Ruhe genossen. Ganz im Stillen rückte der spanische Hauptmann Salzedo mit einer Schaar spanischer Guastadori oder Schanzknechte und deutscher Schneller an eine unbewachte Stelle der Parkmauer auf der nördlichen Seite des Thiergartens unweit der Karthause. Geräuschlos wurden hier Sturmblöcke, Kriegsmaschinen der alten Art angelegt, um sich mit harten Stößen den Eingang zu öffnen. Doch sollte diese geräuschvolle Arbeit erst beginnen, nachdem die Aufmerksamkeit des Feindes auf andere Punkte abgeleitet war.

Inzwischen schaarten sich im Lager der Kaiserlichen die Spanier und Landsknechte um ihre Fähnlein. Hinter ihnen brannte das Lager. Um den Feind glauben zu lassen, es gehe zum Abzuge, hatten es die Schneller auf Pescara's Befehl anzünden müssen. Schaurig und seltsam auf dem Feuergrunde bewegten sich die dunklen Gestalten, die

dann wieder durch die Dunkelheit der Nacht wie weiße, gespenstische Nebelschatten schimmerten.

Nun begann an der Morgenseite des französischen Lagers bei San Lazzaro und am Tessino ein seltsames wildes Getön von Heerpauken und Trompeten, begleitet vom Gekrach der Hackenbüchsen. Rufende und schreiende Schaaren bewegten sich hin und her vor der Lagerfront und weckten die von vielen Nachtwachen müde und verdrossen gewordenen Fußvölker und **Hommes d'armes** aus ihrem unruhigen Schlummer. Aber es war nur eine Camisade, wie sie die Feinde schon zu sehr gewohnt waren, um dadurch zu den Waffen gerufen zu werden.

Inzwischen arbeiteten die Werkleute auf der entgegengesetzten Seite des Parks, unbemerkt im Getümmel, mit kräftigen Stößen an der Niederlegung der Mauer. Doch lange widerstand das harte Gestein. Es war schon Morgendämmerung geworden, als endlich eine Mauerlücke von etwa sechzig Fuß Breite geöffnet war.

Da wogten in breiten Angriffskolonnen an viertausend auserlesene Landsknechte und Spanier, von Pescara persönlich angeführt, heran. Im Sturmschritt erstiegen sie die kleine Anhöhe und drangen durch die Bresche. Dieser Heerhaufen bildete nur den Vortrab der Massen, die sich von jetzt an in Bewegung setzten. Durch drei Kreydschüsse wurde

die Besatzung in der umlagerten Lombardenstadt von den ersten glücklichen Erfolgen ihrer Nothhelfer in Kenntniß gesetzt.

So sprengte zuvörderst der griechische Marquis de Civita de Sant Angel mit vierhundert seiner leicht berittenen Albanesen mitten durch die überraschten Feinde nach dem Lustschlosse Mirabello. Im folgten im eilenden Sturmschritt zehn deutsche und spanische Fähnlein, jedes etwa zu vierhundert Mann stark. Darauf in geringen Zwischenräumen rückte das spanische Fußvolk und an zweitausend deutsche Landsknechte heran. Pescara selbst führte diesen Kern des kaiserlichen Heeres zum Siege.

In fliegender Eile setzten die Albanesen durch das tiefe Bette des Vernacula, hieben sich mit der eilig gesammelten Reiterwacht des Genuesers Guistiniani herum, und so zog sich das Kampfgewühl immer näher heran an das weiße Marmorschloß von Mirabello, das zwei Miglien von dem erstürmten nördlichen Eingang des Parks entfernt, auf einem Hügel sich erhob.

Ueber die weiße Nebelferne im Osten schossen die röthlichen Strahlen der Morgensonne. Die leichte, zierliche Architektur des Jagdschlosses mit seinen schlanken Säulen, zierlichen Balüstraden und vorspringenden Eckthürmchen war rosig angehaucht. Alles athmete hier stille, heitere Ruhe, während

unten die unermeßliche Fernsicht nur ein einziges großes Schlachtgemälde darbot, dessen Bewegungen in der Ferne noch in Dämmerung und Morgennebel gehüllt waren. Hier auf Mirabello war das Hauptquartier des Herzog von Alençon, dem als Schwager des Königs ohne Rücksicht auf seine geringen Fähigkeiten der Oberbefehl über die Avantgarde des französischen Heeres anvertraut war. Vittoria Colonna hatte es sich von dem Könige ausgebeten, nur einen Flügel dieses reizenden Schlosses bewohnen zu dürfen. Dieser aber hatte ihr mit gewohnter Galanterie das ganze Hauptgebäude eingeräumt, während der Herzog sich glücklich schätzte, in der Nähe der gefeierten Frau, die zugleich seiner Wachsamkeit anvertraut war, die Seitenflügel bewohnen zu dürfen. Aus Erkenntlichkeit — auch wohl im geheimen Einverständniß mit Pescara — hatte Vittoria dem Könige und dem Herzoge grade in dieser Nacht ein glänzendes Fest gegeben. Die bedeutendsten Führer des französischen Heeres — ein Bennivet, La Palice, Montmorenci, Termonville, der greise Trivulcio und viele Andere — hatte sie mit der anmuthigsten Unterhaltungsgabe fast bis zum hellen Morgen in ihren Umgebungen festgehalten. Der König besonders war ganz entzückt gewesen, wie sie mit dem Wellengesäusel des weichtönenden italiänischen

Organs in wohlklingenden, improvisirten Stanzen den Edelsinn und die ritterliche Galanterie des Königs der Edelleute über die Sterne erhob. Indem die kluge Frau seiner Eitelkeit schmeichelte, wußte sie mit der feinsten Besonnenheit seine Leidenschaft zu zügeln. Das ferne Waffengetümmel hatte in dieser Nacht im Schlosse von Mirabello nicht einen Augenblick den anmuthigen Wechsel von Tanz, Saitenspiel, Gesang und Improvisation begeisterter Dichtungen gestört. So oft Eilboten eintrafen mit der Anzeige von den Bewegungen im Lager der Feinde, gab der König lächelnd Befehle an die Truppen, sich durch solche Camisaden in der Ruhe nicht stören zu lassen. Endlich war die Nachricht eingetroffen von dem Einbruch der Kaiserlichen in den Thiergarten und von Guistiniani's Reitern kamen Versprengte und Verwundete heran und schilderten mit bleichen Gesichtern und Alles überbietenden Redensarten die wunderbare Schnelligkeit und den unwiderstehligen Andrang der albanesischen Reiter. Da erst erkannte der König, daß es Ernst geworden war mit dem Angriff. „Bennivet," sprach er, „trefft die Maßregeln zur Vertheidigung unseres Hoflagers. Wir geben Euch volle Macht über die Anwendung unserer Streitkräfte. Wir selbst werden nach San Jacopo fliegen, um ritterliche Rüstung anzulegen, denn

wir haben beschlossen, im entscheidenden Augenblick persönlich unsere Edelleute gegen den Feind zu führen. **Foi de Gentilhomme**, man nennt uns den ersten Edelmann von Frankreich, wir werden unsern Ruhm darin setzen, auch der erste Ritter zu heißen."

Damit verneigte er sich, mehr als Cavalier, wie die Würde des Königs in sich fühlend, gegen Vittoria und sprengte mit einem Schwarm von ungewappneten Edelleuten unter Bedeckung einiger schwer gerüsteter **Hommes d'armes** in entgegengesetzter Richtung davon.

Bald darauf wurde eine Frauengestalt von grandiosen Formen und einer klassischen Schönheit des Profils oben auf der mit einer marmornen Balüstrade umgebenen Plattform des nach welscher Bauart ebenen Daches sichtbar. Sie war in ein Purpurgewand von tyrischer Baumwolle gehüllt, das, einen herrlichen Faltenwurf bildend, wie eine Toga um ihre Schulter geworfen war. Ihr schwarzes, glänzendes Haupthaar wallte in reichen Locken um Nacken und Schultern und ein Diadem von strahlenden Diamanten zierte ihre hohe Stirn. Es war ein Bild der Erhabenheit — eine königliche Würde mit der höchsten Frauenwürde vereint.

Geisteskraft und Seelengröße ruhte in dem ernsten Blick, womit sie die weite, so ruhelos bewegte Gegend, überschaute.

An ihre Seite aber schmiegte sich ein ungleich zarteres weibliches Wesen. Ihre feingebildeten Formen waren züchtig in ein grau seidenes Pilgergewand gehüllt. Allen äußern Schmuck verschmähend, trug sie doch den schönsten Schmuck einer reinen Weiblichkeit und ein himmelblaues Auge voll deutscher Treue und Gemüthlichkeit.

Jene war Pescara's Gattin, die fürstliche Vittoria Colonna, diese die bescheidene deutsche Kunigunde, die voll banger Sehnsucht vergebens ihren geächteten Gatten im Kampfgewühl suchte.

Endlich waren Guistiniani's italiänische Reiterschaaren zersprengt. Unten vor dem Pallast ordnete sich eine Abtheilung albanesischer Reiter, malerisch anzuschauen im lebhaften Farbenglanz ihrer morgenländischen Gewänder. An ihrer Spitze hielt ihr Führer, der Marquis de Civita de St. Angel, der stolze Abkömmling des Türkenwürgers Scanderbeg. Er ritt ein leichtes kastanienbraunes Roß, das, wie sich später ergab, zum Unheil seines Herrn nicht mit Kettezügeln, sondern mit goldenen Borten geleitet wurde. Ueber den Harnisch trug er einen offenen Waffenrock von carmoisinrother Farbe. Gleichfarbig war die Decke seines Thiers. Der

silberne Helm war fast turbanartig umwunden und eine Sultane von Reiherfedern, von einer Diamanten-Agraffe gehalten, zierte den Helmbusch. Mit adliger Sitte grüßend neigte er seinen Degen, schwang sich aus dem Sattel uud trat in Begleitung einiger Trabanten in das hohe Portal des Schlosses.

Vittoria, die in den bewegtesten Momenten ihres Lebens nie die Ruhe einer würdevollen Haltung, die ihr eigen war, verlor, begab sich in das Empfangzimmer, gefolgt von den Herrn und Damen, Gelehrten, Künstlern und Dichtern ihres Gefolges. Dort empfing sie stehend den Häuptling der Albanesen, der ihr mit einer Kniebeugung die ihm graciös dargereichte Hand küßte.

Er verkündete ihr den siegreichen Einzug ihres Gemals in den Thiergarten und dessen Wunsch sich bereit zu halten, bis er persönlich sie von Mirabello abholen könne. Würde das Kriegsglück sich wenden, so daß zu besorgen stehe, das Schloß werde von den Königlichen wieder genommen, so solle eine zurückbleibende Albaneserwache ihre Flucht auf dem sichersten Wege erleichtern.

„Mein edler Gemahl,“ sprach sie mit Stolz, „ist der Kriegsgott selbst. Das Siegesglück kann ihm nie wieder untreu werden. Für seine Gattin

wäre es unwürdig zu fliehen; wohl aber geziemt es mir den Lorberkranz ihm entgegen zu tragen.“

Durch die Vorstellung, daß es gewagt sei vor beendigter Schlacht sich in das Kriegsgetümmel zu begeben, ließ sie sich nicht abhalten. „Pescaras Gattin,“ sprach sie, „kennt keine Furcht, wohl aber ihre Pflicht. Man bringe mir Lorberzweige und führe die Zelter und Pferde vor. Mein Gefolge möge mich begleiten.“

Kunigunde bat schüchtern um Erlaubniß dem Helden den Lorber pflücken zu dürfen, der, wie sie hoffe, auch ihren Gatten befreien werde und freundlich gewährte Vittoria diese Bitte mit der Zusicherung, wie sie sich selbst bei dem Markis dafür verwenden wolle, daß dieser Alles aufbiete, um Stephan aufzufinden und ihr zuzuführen.

So ging denn der Zug der gefeierten Vittoria von zwei Abtheilungen Albaneser gedeckt, mitten durch den Thiergarten zurück. Ueberall kamen ihr im Sturmschritt einziehende Heeresmassen entgegen, die sich theilten, um die auf ihrem weißen Zelter, wie eine Königin daher reitende Dichterin mit ihrem Gefolge hindurchzulassen.

Welch ein Getümmel war das, Trompeten Trommeln und Pfeifen und aufjauchzendes Siegesgeschrei ringsum, fernes Schießen, Fahnen und Spieße, Einzelnkämpfe und wildes Schlachtgetüm-

mel geschlossener Massen an beiden Seiten, Sturmschritt der Fußkämpfer oder donnernder Gallop der Reiter. Und inmitten dieses wild bewegten Lebens die fast steinerne Ruhe auf den edlen griechischen Gesichtszügen der grandiosen Reiterin. Ihr still begeisterter Blick überschaute das Ganze, wie ein Phantasiegebilde, das in ihrem Geiste schon zu den schönsten Stanzen sich ordnete. An ihrer einen Seite ritt Ariosto, dessen Feuerauge hier den reichsten Stoff zu seinen herrlichen Schlachtgemälden in den schönsten Gesängen seines Orlando furioso zu finden wußte und an der andern Seite die zarte, fast nonnenartig verhüllte Kunigunde, die mit ächt weiblicher Schüchternheit vor jedem fernen Geschützschuß zusammenbebte und doch den Muth gehabt hatte sich mitten unter die starren Spieße zu stürzen, um ihren geächteten Gatten zu suchen. Jetzt aber schmiegte sie sich schutzbedürftig, so nahe als möglich an die hohe Frau, deren Hand sie oft zwischen den ihrigen hielt und wie heimlich, aber tief bewegt an ihre Lippen zog. Zunächst hinter diesen dreien ritt Benvenuto Cellini, der kunstreichste Erzbildner seiner Zeit. Unter den schwarz umbuschten Augenbraunen schauete er finster umher. Sein heißes Blut glühte in einer Kampflust, die er nur bezwang, um die Göttin seines Lebens, die göttliche Vittoria, nicht aus den Augen lassen zu

müssen. Mit der Eifersucht einer wilden Phantasie bewachte er jede Huldigung, die der Gefeierten zu Theil wurde. Nie hatte er gewagt ihr seine tiefe furchtbar glühende Leidenschaft zu gestehen; aber er war ein Todtfeind eines Jeden, der sich vielleicht hätte einbilden können nur einen Augenblick ihre Gunst gewonnen zu haben. Ein solcher war Bourbon, der eben vorüber sprengte in der Kleidung eines gemeinen Reiters mit dem weißen Hemde über den Harnisch und der Pickelhaube auf dem Kopfe, während sein getreuer Pomperrant, seine bekannte schwarze Eisenrüstung, den Helm mit schwarzen Roßschweifen und den Schild mit den springenden Hirschen und der Devise: Esperance, Esperance! trug, um für seinen Herrn, dem er schon das Höchste — Vaterland und Ehre geopfert hatte, nun auch das letzte, sein Leben, hinzugeben.

Einen Augenblick hielt Bourbon an, die gefeierte Vittoria zu begrüßen. Er sagte ihr nicht mehr, als ein gewöhnliches Kompliment; daß er ihr Glück wünsche zu ihrer Befreiung, und daß er sowohl, wie ihr edler Gemahl gemeine Knechtskleidung angelegt hätten, um den Frevel ihrer Gefangenschaft persönlich rächen zu können.

„Schont wenigstens den König," sprach sie, „denn er schonte meiner und behandelte mich mit Zartheit und Achtung."

„Eure hohe Fürbitte, Signora," sprach Bourbon, „hat für immer meinen Zorn entwaffnet. Ein Glücklicherer als ich, wird sogleich Euch begrüßen."

„Schont auch Euer Leben, Herzog!" sprach Vittoria mit bedeutender Betonung.

Bourbon blickte zum Himmel, seufzte und sprach: „das Schwerste verlangt Ihr von mir! Es sei! — Dieses Wort der Theilnahme erhebt mich über mein Schicksal; ich werde es ferner tragen lernen, wie ich es bis jetzt getragen habe."

Sprechende Blicke und ein Farbenwechsel auf Bourbons ausdrucksvollen Zügen, hatte dem eifersüchtigen Italiener eins der tiefsten Herzensgeheimnisse des unglücklichen Bourbon verrathen. Während er Vicekönig von Mailand war, hatte er seine glücklichsten Stunden in Vittorias geistreicher Gesellschaft zugebracht. Ihr Gemahl befand sich damals gefangen in Frankreich. Auf's neue schwur Benvenuto ihm Rache. Die Geschichte weiß, wie furchtbar er im Sturm von Rom diesen seinen Schwur später gelöset hat.

Nichts davon ahnend schloß sich Bourbon an ihre Seite, um sie ihrem Gemahl entgegen zu führen. Er hatte die Selbstverleugnung Zeuge einer Scene sein zu wollen, die sein Herz verwunden mußte.

Da kamen neue Heeresmassen angezogen. Es war der Lärm der spanischen Fußkämpfer und zwei tausend deutscher Landsknechte, letztere in zwei Abtheilungen.

Die Deutschen führte Herr Ulrich von Herkheim, aus Max von Sittigs Regiment und Herr Egloff Schiller, aus dem des Vater Frundsberg, der selbst mit dem Hauptkorps der deutschen Knechte noch zurück war.

Vorauf ritt der Markis von Pescara, der dieses Vordertreffen befehligte, auf einem gescheckten Hengste von der edelsten Abstammung, el Mantuano genannt. Er selbst trug gewöhnliche Fußvolkbekleidung und Wehr, Schuh, ein rothes Wams, darüber aber ein Hemd mit Gold und Perlen gestickt. Viele Edelleute und Wachen begleiteten ihn. Kaum war er Vittoria mit ihrem Gefolge ansichtig geworden, so sprengte er vor im kurzen Galopp, sprang herab von seinem Rosse und begrüßte seine gefeierte Gattin mit ritterlicher Galanterie durch eine Kniebeugung. Vittoria setzte ihm den Lorbeerkranz auf's Haupt, neigte sich dann von ihrem weißen Zelter herab und sank ihrem edlen Gatten in die offenen Arme.

Einige Minuten nur vergönnten den Glücklichen, nach so schwerer Trennung der Wonne des Wiedersehens das schöne Recht, alles das wilde Kriegs-

getümmel ringsumher vergessend, in einer beseligenden Umarmung zu ruhen; da schmetterten Silbertrompeten; der Kreis der Umgebungen wich weiter auseinander und mit großem Gepränge kam der Vicekönig herangezogen, vorauf sechs Trompeter in reich gestickten hellblauen Waffenröcken mit dem kaiserlichen Doppeladler in dem Trompetenfähnlein. Er selbst war ein ältlicher Herr, von einer auffallend weißen Gesichtsfarbe, mager und kleinlich von Gestalt. Sein Blick hatte etwas Scheues. Bei jedem krachenden Schuß blinzelte er mit den Wimpern. Doch dabei entging seinem schnellen Blicke nicht das Geringste. Man erkannte wohl, daß er mit klugem Auge das Ganze übersah und seine feinen geschlossenen Lippen verriethen Nachdenken und Ernst; aber es lag einmal eine fast unentschlossene Vorsichtigkeit in seinem Charakter, so daß er ohne Pescaras geniale Kriegspläne und Frundsbergs Thatkraft, nie über einen so mächtigen Feind gesiegt haben würde. Er liebte das Gepränge und hielt streng darauf, daß ihm, als dem Stellvertreter des Kaisers, königliche Ehren erwiesen wurden. Sein Harnisch war von Silber mit goldenen Verzierungen. Vom Helme flatterte ein langer roth und hellblauer Federbusch, über dem Panzer trug er einen prächtigen Waffenrock von Goldstoff und Carmoisin. Sein dun-

kelbrauner Streithengst war mit Decken von gleichen Stoffen behangen.

„Ei!“ rief er höhnend mit scharfer näselnder Stimme, „bei unserer heiligsten lieben Frau von Mecheln, unser Held weiß sehr früh den Lorbeer zu erringen. Ja, ja, Gott Mars war auch ein Held der Damen.“

Erröthend nahm Pescara den Lorbeerkranz vom Haupte und überreichte ihn mit einer leichten Kniebeugung dem Vicekönige.

„Verzeiht Hoheit,“ sprach er, „der Partheilichkeit einer liebenden Gattin. Ich fühle zu wohl, daß mir die Ehre des Tages noch nicht gebühret. Aber es wird erlaubt sein darnach zu ringen. Ertheilt diesen Preis demjenigen, der ihn verdienen wird.“

„Er ist in guten Händen,“ entgegnete der Vicekönig, mit einer galanten Verneigung gegen die schöne Vittoria, und ritt weiter.

Funfzig baumlange Trabanten, gekleidet in Hellblau und Silber, mit breiten Hellebarden auf der Schulter folgten ihm. Dann kam die Leibkompagnie, den kaiserlichen Pannerherrn begleitend, der die himmelhohe blaue Heeresfahne mit dem Doppeladler und dem Wahlspruch des Kaiser Karl V. „nondum“ vor sich her trug.

Bourbon setzte sich wieder an die Spitze der

Reiterei, aus Burgundiern und östreichischem Hofgesinde bestehend.

Nun erst drängten in schweren wuchtigen Sturmschritten die deutschen Regimenter der Herren Max Sittig und Georg von Frundsberg durch die breite Mauerlücke in den Thiergarten. Aber welchen Abstich gegen den phantastisch prachtvollen ritterlichen Schmuck aller der Helden aus dem Süden, die noch den letzten Glanzpunkt des heiteren Ritterthums repräsentirten, bildete der kernhafte und ehrenfeste Vater deutscher Landsknechte, Herr Georg von Frundsberg. Wie bescheiden, wahrhaft fromm und demuthsvoll gegen den höchsten Lenker menschlicher Schicksale ritt er einher auf seinem schmucklosen Maulthiere, in der Mitte seiner lieben Söhne, die mit treuherziger Zuversicht dem Ruhme seines Namens nachgezogen waren. Seltsam trug er, der Freund Luthers, der den Pabst und die ganze Möncherei haßte, das braune härene Gewand eines Kapuziners, statt des Waffenrocks über dem Panzerhemde. Wie ernst sein deutsches Gemüth den heißen Streit genommen, dem er mit dem Entschluß sein Leben nicht zu schonen entgegen ging, bezeugt eben dieses Todtenhemd; denn als ein solches wurde lange noch die Kutte des Kapuziners, selbst unter Protestanten betrachtet.

Es ist hier nicht der Ort eine ausführliche Schlachtgeschichte dieses Tages zu liefern, die mit allen ihren Einzelnheiten den Leser ermüden möchte. Es sei genug anzudeuten, daß König Franz unter dem Schutz von dreißig wohlbedienten Stücken seine Heerschaaren ordnete und die langen Züge der Kaiserlichen gegen den Thiergarten hin abzuschneiden suchte. Allein in Zeit von wenigen Morgenstunden wurden die königlichen Reiterbataillone, die adlig stolzen und ritterlich gewappneten **Hommes d'armes**, die furchtbaren ganz schwarz gerüsteten Knechte, aus deutschen Flüchtlingen und Abentheurern bestehend, erlegt und die blutdürstigen Schweizer in den Tessino gejagt, wo nur deutsche Mildherzigkeit noch viele mit dem Leben begnadigte, anstatt Vergeltungsrecht zu üben, wegen des „bösen Kriegs" ohne Pardon, den sonst die Schweizer erbarmungslos zu üben pflegten.

Doch zuvor, ehe die Niederlage des königlichen Heeres ganz entschieden war, hatte die weit überlegene Artillerie, von einem erfahrenen Grandesbatellier geführt, einige vorübergehende Erfolge gewonnen. Jetzt glaubte der König sei der Augenblick gekommmen, wo er mit seinen ritterlichen **Hommes d'armes** die Schlacht für sich entscheiden und die Ehre des Tages gewinnen könne.

Unvorzüglich gab er seinen ungeduldigen Edel-

leuten den Befehl unter Trompetenschall und mit flatternden Fahnen einzubrechen auf die deutschen und spanischen Knechte und burgundischen Reiter, die, um den Kugeln der französischen Geschütze auszuweichen sich gebückt und geduckt hinter eine Anhöhe zurückgezogen hatten. Und in gestrecktem Anlauf mit eingelegten Lanzen, die Schweizer und schwarzen Knechte hinter sich lassend, strömten nun des Königs heldenmüthige schwer geharnischten Reitergeschwader, auf die starren Spieße der Feinde; er selbst voran hoch zu Roß, schön und jugendlich wie der Kriegsgott, den muthigen gepanzerten Goldfuchs reitend, war er noch prächtiger gerüstet, als Tages zuvor bei dem erzählten Vorpostenkampf der Fall war.

Aber auch gegenüber des Kaisers Feldherrn waren von gleichem Ehrgeiz erfüllt. Selbst der Vicekönig bekreuzigte sich und überwand seine persönliche Scheu gegen jede Gefahr und sprengte an der Spitze seiner Leibkompagnie heran gegen diesen prächtigen Feind. Immermehr lösete sich das wilde Schlachtgetümmel in wüthende Einzelnkämpfe auf. Dort wurde „France, France!“ gerufen, hier „San Jago España!“

König Franz mit seiner starken Lanze suchte vor Allen die Führer und berühmten Kriegshelden des Kaisers auf, besonders aber den Verräther

seiner Krone, den abtrünnigen Bourbon. Schon glaubte er ihn getroffen zu haben, denn Waffenrock und Wappen, Helm und Feldzeichen des Gehaßten hatte er im Kampfgetümmel erkannt. Glühend vor Zorn sprengt er auf ihn zu, stürzt ihn vom Pferde, indem seine Lanze dem starken Gegner durch die Halsberge gedrungen ist. Erschüttert hielt Franz einen Augenblick bei dem Todtwunden. Er befahl ihm den Helm abzunehmen und aus dem Getümmel zu tragen. „Sagt ihm, wenn er noch lebt, so wisse König Franz Verräther an seiner Krone zu strafen; aber sein Herz hege keinen Haß mehr; der Tod versöhne Alles.“

„Er lebt noch, mein Rächer!“ stöhnte der Sterbende, „nur den treuen Diener traf Eure königliche Lanze, vergebt auch mir, mein König!“

„Ponperrant! du? Foi de Gentilhomme! du warst die Zier und Ehre unserer Ritterschaft, ein zweiter Bayard, wie konntest du Ehre und Pflicht so vergessen?“

„Um der Treue willen!“

„Gott segne dich, dein König hat dir verziehen,“ rief Franz und wendete sich gegen einen neuen Feind, der gegen ihn heran sprengte. Es war der edle Grieche, der Führer der Albanesen, Marquis von St. Angel. Die zersprengten Zügel hatten ihn der Herrschaft über sein Roß beraubt

und so gelang es dem Könige leicht dieses edle Blut aus Scanderbogs Stamme durch einen tödtlichen Lanzenstoß in den Sand zu strecken.

Noch an viele Andere machte sich der königliche Kämpfer und keiner seiner ritterlichen Gegner kam mit dem Leben davon.

Schon war das österreichische Hofgesinde durchbrochen, Lannoy's und Bourbons schwere Reisige geworfen, da verwandelte der Marquis von Pescara das Bild eines glänzenden Schlachtturniers aus der herrlichsten Periode des nun schon versunkenen Ritterthums in eine gemeine, entsetzliche Mordjagd nach der neuen zünftigen Kriegesweise. Daher fliegt er in geringer Rittertracht, den Spieß in der Hand auf seinem Mantuano gegen die spanischen Arkebuseros und gibt diesen mit kurzen eilenden Worten Befehle. Und alsobald erfolgt ein Hagelwetter von Kugeln, die auf die Harnische der prachtvollen französischen Turnierritter niederprasseln und durchschlagen. Gar manches hochadliges Heldenherz sinkt, schwer getroffen von der Kugel eines gemeinen Landsknechts, vom schäumenden Rosse herab zu Tode.

Ein furchtbarer Schreck und tiefer Schmerz zugleich ergreift die ritterlichen Kämpfer, wie sie einsehen müssen, daß all ihre adlige Kunst, all ihre von berühmten Ahnen ererbten Waffenstücke

und ihr glänzender Muth, ihre edle Fechtkunst und der ganze Stolz einer mächtigen Aristokratie, dem gemeinen Kriegshandwerk des deutschen namenlosen Gesindels völlig wehrlos erliegen müssen. Wüthend sprengen sie auf die heillosen Schützen ein, aber diese theilen sich, springen hinter Hecken und Gebüsch und senden dem wie rasend um sich hauenden Ritter die von fernher tödtende Kugel durch den Rückenharnisch in die Brust.

Da entflohen auch die Schweizerhaufen und in die entblößte Flanke der adligen Ordonnanz-Compagnie fielen, mit erneuerter Kampflust Bourbons leichtere und gewandtere Reiterschaaren.

Der Marchese di Pescara hatte sich, um den Lorbeer des Tages zu erringen, so löwenmuthig in die dichtesten Schlachthaufen gestürzt, daß eine halbe Stunde lang Niemand mehr wußte, wo er geblieben war. Die Spanier, die da glaubten, er sei gefallen, wütheten wie Racheengel und verschonten selbst wehrlose Gefangene nicht mehr. Da machte Bourbon sich auf, seine Leiche zu suchen. Er dachte an Vittoria und bei dem Gedanken, daß sie Wittwe geworden sei, pochte sein liebendes Herz lebhafter gegen den Harnisch.

Endlich fand er den Gefallenen. In der Mitte großer Haufen erschlagener Feinde, deren Leiber ihn fast bedeckten, lag er mit einem Schenkel unter

dem Leibe seines sterbenden Mantuano. Auch sein treuer Edelknabe, Antonio de Vega, lag neben ihm erschlagen. Schnell sprang Bourbon vom Pferde. Noch athmete der gefallene Gatte Vittoria's. Mit der edelsten Selbstverleugnung seiner heißesten Gefühle und kühnsten Wünsche legte er selbst Hand an, um seinen Gegner und Nebenbuhler zu retten. Es gelang seinen Bemühungen. Pescara war von einer Kugel, die den Harnisch durchbrochen und dadurch einen Theil ihrer Kraft verloren hatte, in die Brust getroffen. Edlere Theile waren nicht veletzt. Ein geschickter Wundarzt entfernte die Kugel und der kühne Italiäner stürzte sich auf's Neue in den Kampf.

Sechstes Kapitel.

Niederlage des königlichen Heeres. — Der König in der Mitte seiner erschlagenen Edelleute. — Dessen Gefangennehmung. — Ausfall der Besatzung von Pavia. — Stephan sucht Kunigunde zu befreien. — Schreckliche Nachricht. — Der Herzog von Bourbon findet Bennivet. — Die geheimnißvolle Brieftasche. — Der gefangene König. — Bourbons Zusammenkunft mit dem Könige. — Stephans edler Entschluß. — Der König und Stephan. — Weitere Ereignisse der Gefangenschaft des Königs. — Dessen Befreiung. — Stephans Aufopferung. — Fortdauer seiner Gefangenschaft.

Schon hatten beide Flügel des königlichen Heeres durch tödtliche Niederlagen und feige Flucht

sich gelößt, da kämpfte noch das Häuflein französischer Edelleute um die Erhaltung des Lebens ihres ritterlichen Königs, der in kühner Todesverachtung sich viel zu weit vorgewagt hatte, in die dichtesten Haufen des deutschen Fußvolks hinein.

Kaum zwei Stunden hatte der mörderische Kampf gewährt; die bleiche Frühlingssonne stand erst im Mittage. Noch hielten sich die hart bedrängten Edelleute zusammengeschaart um ihren König, aber die sichern Arkebuseros schossen die weiß bekreuzten **Hommes d'armes** mitten aus dem dichtesten Kampfgewühl heraus, und jemehr die wilde Flucht ihrer Streitgenossen nach der Tessinobrücke hinfluthete, desto mehr abgemüßigte Schaaren wendeten sich gegen das kühne Häuflein, in dessen Mitte der König focht, und bald hatten sie es ganz umzingelt.

Immer mehr gelichtet wurde diese französische Heldenschaar. Die edelsten Männer mit den Siegespreisen vieler Feldzüge geschmückt, raffte die schonungslose Kugel dahin. Dort sank unter vielen Andern der fünf und siebenzigjährige La Tremville, Bayards Waffengefährte, zugleich in den Kopf und in das Herz getroffen. Der alte Grandescuyer fiel schwer getroffen an der Seite des Königs nieder und das goldne Schwert von Frankreich, das

den König schützen sollte, wurde in den Staub getreten.

So starb, wie ein alter Chronist sagt, von heroischer Trunkenheit gleichsam berauscht, der hochherzige Adel Frankreichs mit Freuden und wetteifernd um seinen Herrscher, ohne ihm durch heldenmüthige Todesverachtung die noch tiefere Schmach der Gefangenschaft ersparen zu können.

König Franz schaute um sich mit einem Gefühl, das keine Feder beschreibt. Rings um ihn her lagen Berge von erschlagenen Rossen und edlen Leibern; da unter den Todten und Schwerverwundeten sah man auch den Bastard von Savoyen, den Grafen von St. Paul, den Grafen von Tenerre, den trotzigen L'Escun, Marschall von Frankreich; nur Bennivet lebte noch, des Königs Günstling, Feldherr und Vertrauter. Der König in seiner Bedrängniß warf ihm einen flehenden Blick zu, wie er an der Spitze einer kleinen muthigen Reiterschaar daher gesprengt kam. Wie aber der ehrgeizige Admiral sah, daß Alles verloren, selbst der König nicht mehr zu retten sei, so stürzte er sich mit dem Ausruf der Verzweiflung: „nein ich mag diesen Unstern um aller Schätze der Welt willen nicht überleben!“ unter die Spieße und Hellebarden der Landsknechte, wo er — als der Urheber dieses Krieges im rächenden Verhängniß —

noch ein ritterliches Ende fand, wie es sein hoher persönlicher Muth wohl verdient hatte.

Da war König Franz hoch zu Roß und in glänzendem Waffenschmuck fast noch der Letzte unter seinen ritterlichen Mitkämpfern. An Rettung war nicht mehr zu denken. Nur um sein Leben theuer zu verkaufen, kämpfte er noch mit unermüdlichem Arm. Sein schönes, männliches Antlitz war mit Blut bedeckt von einer schweren Wunde in der Wange. Der eine Schenkel war von einem Lanzenstich durchbohrt, der Panzer von abprallenden Kugeln voll Beulen. So wendete er sich von den dichtesten Haufen feindlicher Landsknechte umdrängt, gegen das Brücklein, das über den Vernacula führte.

Da kam der Graf Nicolaus von Salm mit seiner Lanze hart herangesprengt gegen den Schwerbedrängten, verwundete ihm die rechte Hand und stach seinen edlen Hengst, der schon von einer Kugel getroffen war, vollends nieder. Im Fallen noch stach der König diesen rheinischen Grafen durch den Schenkel.

Die deutschen Reisigen, die den hohen Gefallenen nicht erkannten, stürmten, ohne ihn zu beachten, zu anderer Blutarbeit vorüber; doch die Spanier zu Fuß und zu Roß drängten heran, als sie seinen weißen Federbusch nicht mehr flattern sahen.

Der König, mit einem Fuße unter seinem gefallenen Thiere liegend, hieb und stach noch vom Boden aus mit seinem Schwerte um sich her. So hatte sich um den Schwerbedrohten ein enger Kreis der wildesten Gestalten gebildet, und lange wagte Niemand, ihm beizuspringen. Jetzt aber noch einmal raffte sein Roß sich auf, da ergreift ein Spanier den König bei'm Helmbusch und sucht ihn vom Pferde zu reißen. Doch der König stößt jenen zurück mit der unverwundeten Linken, so daß der Spanier hintaumelnd den Helmbusch in der Hand behält. Das Roß bricht wieder zusammen und der König liegt auf's Neue mit dem Beine unter dem Pferde.

Nun erkühnt sich ein gewisser Jouanes de Urbieta, ein spanischer Hombre de Armas von gewaltiger Stärke, ihm die Spitze seiner Lanze auf die Brust zu setzen, mit der Aufforderung, sich zu ergeben. Da endlich erkennt König Franz, daß er der göttlichen Schickung sich nicht entziehen könne. „Das Leben!“ ruft er aus; „ich bin der König! — ich ergebe mich dem Kaiser!“

Der Biscayer hat seine französisch gesprochenen Worte verstanden. Eben will er seinen hohen Gefangenen in Sicherheit bringen, da bemerkt er unfern seinen Alferez in Gefahr und will ihm zu Hülfe eilen. Zuvor aber bittet er den König um

die Gnade ihm ein Wahrzeichen anzugeben, damit er ihn wieder erkennen möge. Da zeigt ihm der König eine Zahnlücke und jener eilt davon. Nun kommt ein anderer Reisiger aus Granada, Namens Diego de Avila, herangesprungen und fordert ihn auf, sich zu ergeben. „Ich bin schon des Kaisers,“ entgegnet der König; „fragt Diego!“ — „Habt Ihr ihm schon ein Pfand gegeben?“ spricht jener, „wo nicht, so reicht mir ein Zeichen!“

Da übergibt ihm der König sein blutiges Schwert und seine mit Stahlschienen belegten Handschuh. Eben will ihm Aquila unter dem Pferde hervorhelfen, da springt ein Reisiger aus Galizien, Namens Pinto, herbei und nimmt ihm zum Lohn für seinen Beistand die Kette des St. Michaelsordens vom Halse. Vergebens erbietet sich der König Franz, diesen königlichen Schmuck um sechstausend Dukaten wieder einzulösen.

Endlich stand der König auf den Füßen, als noch eine Rotte Hackenschützen, Spanier und Deutsche, ihn umringte. Sie wollten ihn tödten, weil sie nicht glaubten, daß er der sei, wofür er sich ausgebe. So wäre es unter den Spießen dieser rohen Gesellen um sein edles Leben geschehen, hätte nicht ein glücklicher Zufall den Hofmeister des Herzogs von Bourbon und seinen treuen Schicksalsgenossen, den Herrn La Motte, herbeigeführt.

Kaum hatte dieser seinen vormaligen Gebieter erkannt, als er das lärmende Gesindel auseinandertrieb, sich zu den Füßen des Königs niederwarf und flehentlich bat, seinem Herrn, dem Herzog von Bourbon, das Wort zu gönnen.

„Ich kenne keinen Herzog von Bourbon,“ sprach dieser, stolz im Unglück wie auf dem Throne, „als mich selbst.“ Darauf gebot er mit Feldherrnstimme, den Vicekönig von Neapel zu suchen.

Bis dieser in Mitten des weiten, unermeßlichen Kampfgetümmels durch lauten Umruf gefunden wurde, hatte der königliche Dulder noch eine schwere Prüfungsstunde zu bestehen, denn jeder der Spanier wollte ein Andenken von dem kostbaren Gefangenen haben. Als Diego de Avila ihm den Helm vom Haupte genommen hatte, damit er Schweiß und Blut abtrocknen könne, griffen die ungeberdigen Söldner zu und rissen Federbusch, Helmdecke, und Feldzeichen ab, um sich darin zu theilen. Einige zogen ihm den Waffenrock aus, den sie in Stücke schnitten, Andere schnallten ihm die Sporn ab und nahmen die Schärpe, wieder Andere den Harnisch, so daß nach wenigen Minuten schon der so reich geschmückt gewesene königliche Turnierheld fast entkleidet dastand.

Aber mit hoher Seelenstärke blickte König Franz lächelnd herab auf so ruchloses Beginnen; fast fühlte

er sich dadurch geschmeichelt, daß selbst die rohsten Knechte schon die geringste Kleinigkeit von seiner Kleidung wie ein unschätzbares Andenken betrachteten.

Endlich erschien der Vicekönig. Alles wich vor ihm zurück. Mit Thränen in den Augen beklagte er den ungeheuern Glückswechsel seines königlichen Gefangenen. Er leistete dem König das Gelöbniß ritterlicher Ehrenhaft und übergab ihm seinen eigenen Degen, da der des Königs bereits genommen war. Auf das schnell verbreitete Gerücht von der Gefangennehmung des Königs hatten sich andere Feldobristen des Heeres zusammen gefunden. Alle bewunderten seine hochherzige und edle Haltung, der so aller Aeußerlichkeit seiner hohen Würde entkleidet, doch mit ritterlichem Anstande die Majestät des Königs mit der Geschmeidigkeit des Gefangenen zu vereinigen wußte. Mit stolzer Selbstverleugnung erlaubte er sich nur die eine Bitte: um Schonung seiner edlen Streitgenossen.

Indeß hatte Herr Antonio de Leyra in Pavia in seinem Sessel sich an das der Schlacht zugekehrte Thor tragen lassen. Von einer hohen Bastion herab folgte er mit klugem Auge den Bewegungen des unermeßlichen Schlachtgemäldes, das vor seinen Augen sich aufrollte. Vor ihm, längs der Mauer,

bis zum Schlosse hinauf stand das italiänische und französische Fußvolk, durch Wall und Graben gedeckt und geführt von dem berühmten Krieger Bussy von Amboise, und versperrte der Besatzung den Ausfall, zu ihren anfangs hartbedrängt gewesenen Genossen im Thiergarten. Endlich war der günstige Augenblick dazu gekommen. Er gab das Zeichen zum Aufbruch, und Reiter und Fußvolk, heißmuthig in racheglühender Kampflust, ergossen sich im Sturmschritt aus der Porta nuova und der Schloßpforte.

Die Hauptleute der frommen Landsknechte stellten sich mit dem Spieß in der Hand in das vorderste Blatt. Unter den ersten, die hinausstürmten, befand sich Stephan.

Schnell und vollständig war der Sieg über Amboise's Schaaren; aber während Frundsberg die Seinen beisammen zu halten wußte, überließ sich die endlich befreite Besatzung der unersättlichsten Mord- und Beutelust.

Bald stand Stephan noch allein im ehrlichen Kampfe, ohne eine Hand nach Beute auszustrecken, oder nur einen wehrlosen Gefangenen zu tödten, da eilte er weiter immer vorwärts nach Mirabello hinauf, nur von dem einen Gedanken beseelt, seine geliebte Kunigunde zu befreien.

Schon hatte das Kampfgetümmel sich verzogen. Nur hier und dort gab es noch Einzelnkämpfe; da wurden von blutdürstigen Spaniern noch Schaaren von Gefangenen niedergemetzelt, dort in der Ferne Fliehende verfolgt. Es war ein grauses Bild der Zerstörung; die kalte Mittagssonne brach durch das graue Gewölk und überschien ein unermeßliches, blutiges Leichenfeld.

Da kehrte Stephan trostlos von seiner weiten Wanderung nach dem Schlosse Mirabello zurück. Er hatte dort nur vandalische Vernichtung aller Kostbarkeiten gefunden und Massen Verwundeter, die sich dorthin geschleppt hatten.

Da trat ein Mann ihm entgegen, den er an den rothen Haaren und dem falschen grinsenden Antlitz erkannte.

„Ihr — Freidinger!“ rief er aus, „Ihr waret im Lager — wo ist Kunigunde?“

„Tod — begraben,“ sprach jener eintönig und sein widriges Hohnlachen war so abgewendet und hüstelnd, daß es Stephan im ungeheuern Schreck über diese Kunde nicht bemerkte.

„Tod?“ schrie er auf, und stützte sich auf seinen Spieß, um nicht niederzusinken.

„Ja — tod — sie erdolchte sich, als König Franz sie zwingen wollte . . .“

„Genug — Unglücksrabe,“ schrie Stephan,

„entferne dich, Judas, so dir dein Leben lieb ist.“

„Wohl bekomme die Rache,“ kicherte er heiser vor sich hin, „das war ein Meisterschuß,“ murmelte er im Weiterziehen, „das thut weher, als hätte ich ihm den Spieß durch den Leib gerannt.“

Nun aber suchte Stephan eine einsame Stelle im Lustwäldchen. Dort kniete er nieder und betete. Immer stiller wurde es in seinem Gemüth. „O du Engel des Lichts,“ sprach er leise mit gefaltet erhobenen Händen, „bist nun in das Himmelreich zurückgekehrt, dem du mehr angehörtest als dieser kalten, herzlosen Welt! — O blicke milde und freundlich auf deinen verlassenen Geliebten zurück! Du hast das Werk meiner sittlichen Reinigung und Selbstveredlung begonnen; an mir ist jetzt die Pflicht, es zu vollenden. Ich fühle das Ahnen und Wehen deines verklärten Geistes, der mich unsichtbar umschwebet. Das schwerste an menschlicher Selbstverleugnung würde ich freudig vollbringen, um mich zu dir, Geliebte, zu erheben, um dereinst mit dir verbunden im heiligen Paradiese als seeliger Geist dich umschweben zu dürfen. — Ja, Kunigunde, das soll mein Trost, meine Freude sein, so zu handeln, daß du mir zulächeln würdest, wenn du noch lebtest.“

Und nun erhob er sich und ging weiter.

Indeß suchte der Herzog von Bourbon, den es unstect und flüchtig umtrieb, wie vom bösen Gewissen gemahnt, den Feind seines Geschickes, den gefallenen Admiral Bennivet. Auf ihn hatte all sein tiefer Groll sich entladen sollen, ihn hatte er gesucht im heißesten Kampfgetümmel, um ihn zu erlegen, aber nicht gefunden. Nun suchte er ihn unter den Todten, um sein Rachegefühl mindestens an dem Anblick seiner Leiche zu kühlen.

Er hatte ihn gefunden, aber nicht todt. Noch lebte der Schwerverwundete in Mitten eines Haufens erschlagener **Hommes d'armes.** Nur einen Augenblick zuckte der Gedanke, ihm seinen Degen durch den Hals zu stoßen, und so sich blutig zu rächen, durch Bourbons Seele, da bat der Verwundete, der ihn nicht kannte, mit lächzender Zunge, ermattet vom Blutverlust, um einen Trunk. Mit diesem Augenblick hatte der Anblick des Unglücks allen Groll aus seinem Gemüthe getilgt. Er kniete nieder, um seinen todtwunden Feind aufzurichten, und gab ihm aus seiner Feldflasche zu trinken.

Schwer und matt schlug Bennivet jetzt sein Auge auf. Sein Erbleichen verrieth, daß er den Connetable erkannt hatte. „Ach Unglücklicher," seufzte dieser, „du bist Schuld am Unheil Frankreichs und an dem meinigen!"

Ein tiefer Schmerzesschauer durchzuckte das

bleiche Antlitz des Sterbenden. Er gab kein Wort auf diesen Vorwurf zurück, deutete aber mühsam auf seine Brust, stöhnte: „Hier!“ senkte sich und verschied.

Dieser Ausruf war ein Räthsel für Bourbon. Doch als er ihm den Halskragen und den Brustharnisch lösete, um zu fühlen, ob nicht das Herz noch schlage, da fand er dort einen auf Pergament geschriebenen Brief.

Kaum hatte er diesen gelesen, so sprang er auf und rief: „er lebt, mein Sohn lebt! Gott gebe, daß ich ihn finde!“

Als gegen den Nachmittag der Kampf völlig beendigt war, die Todten ruhten und so viel als thunlich für die Verwundeten und Gefangenen gesorgt war, mochte wohl auf keiner Brust das Gefühl des Unglücks so schwer lasten, als auf der des König Franz.

Nicht auszudrücken ist es, was er fühlte; Schaam, Reue über seinen Leichtsinn, Unmuth über den Abfall der Schweizer, Schmerz über so viel edles Blut, das heute durch seine Unbesonnenheit vergossen war, und dazu sollte ihn noch eine Reihe leidiger Trostreden demüthigen, die ihm von den Führern des kaiserlichen Heeres mit schwer

verhaltener Siegesfreude dargebracht wurden. Dabei aber verstand der tief betrübte König, seine schwer verletzten Gefühle in sich zu verschließen und nie — nur einen Augenblick — seine Würde zu verleugnen.

Als der Marschese von Pescara sich mit einer Kniebeugung ihm nahte und mit studirter Rede und erheuchelter Demuth kaum die Siegesfreude bergen konnte, indem er die Großmuth seines Kaisers prieß, entgegnete der König verbindlich: „Allzeit habe ich gewünscht, einen so gepriesenen Kriegsmann von Angesicht zu schauen; doch niemals geglaubt, daß mein Wunsch auf solche Art in Erfüllung gehen werde.“

Am treuherzigsten von Allen nahte sich wohl der alte Frundsberg mit dem Zuspruch, er möge sich sein Mißgeschick nicht gar zu tief zu Herzen nehmen, denn keine andere Gewalt habe ihn zu Falle gebracht, als ein höherer Wille, der irdischen Hochmuth warnend zu züchtigen pflege. — Herr Georg von Frundsberg war wohl der Einzige von Allen, der, frei von aller Eitelkeit auf eigene That, seinem Gott und Herrn die Ehre des Sieges zulegte.

Freundlich dankte ihm der König und schüttelte ihm, seine deutsche Sitte ehrend, die Hand. Nun aber erschien noch ein Mann im Kreise, der hier offenbar allgemeines Mißbehagen erregte. Er war groß und stark gewachsen, schwarzbärtig, noch immer

männlich schön von Antlitz. In der Hand trug er ein bloßes Schwert, das voll Scharten und Blutflecken war; auch das Hemd, das er über dem Panzer trug, war zerrissen und blutig. Dazu kam die heftige, schwer zurückgehaltene Gemüthsbewegung und der unsichere, fast drohende Blick, womit er auftrat — das Alles gab seiner Erscheinung einen Ausdruck von gefährlicher Wildheit, daß der in diesem Augenblick waffenlose König, sich, auffallend betroffen, an Pescara's Seite drängte. Er hatte ihn erkannt, seinen abtrünnigen Vetter, den vormaligen Connetable von Bourbon.

Pescara bat ihn mit höflichen Worten, die Waffe abzulegen. Sogleich steckte Bourbon sein Schwert in die Scheide, und entgegnete artig, daß er nichts sehnlicher wünsche, als einem jeden, der hier weile, sich gefällig erweisen zu können.

Offenbar bemühte sich Bourbon, in der ersten Verlegenheit den Anschein anzunehmen, als ob er den gefangenen König nicht erkannt habe. Pescara ersuchte ihn daher, dem Könige die schuldige Ehrerbietung zu erweisen. Nun aber näherte sich der geächtete Herzog seinem Vetter und vormaligen Gebieter mit allen Zeichen einer stürmischen Seelenbewegung, beugte vor ihm ein Knie, und bat um die Gnade, seine Hand küssen zu dürfen.

Sein edles Gemüth war in diesem Augenblick

völlig versöhnt gegen den Unglücklichen. Hätte der König nur ein freundliches Wort gesprochen, so würde er abermals aus dem gefährlichsten Feinde sich den treuesten Diener gewonnen haben. Allein König Franz konnte jetzt, wo er so tief gedrückt war durch die Folgen von Bourbons Abtrünnigkeit, und gedehmüthigt vom Geschick dastand, seinem einst so stolzen Vasallen gegenüber, seinen Groll nicht bemeistern; er versagte ihm die Hand und zuckte, sich abwendend, die Achseln.

„Wenn Eure Majestät,“ sprach darauf Bourbon mit Thränen in den Augen, „in einigen Dingen meinen Rath befolgt hätten, so würdet Ihr Euch nicht in der gegenwärtigen Ungelegenheit befinden, und das Blut des Adels von Frankreich würde jetzt nicht diese Felder benetzen.“

Mit dem Blick gen Himmel gewendet entgegnete der König tief aufseufzend weiter nichts als die Worte: „Geduld fehlt dem Glück!“

Pescara fühlte fein genug, um dieses peinliche Zwiegespräch bald zu enden. Durch einen bittenden Blick bewog er Bourbon, sich zurückzuziehen. Der König gewann wieder den Anschein von Ruhe und Heiterkeit. Der Vicekönig von Neapel gab ihm einen Hut und Harnisch und so, noch ohne Helm, Wappenrock, Handschuh und Mantel bestieg der gefangene König den ihm vorgeführten Klep-

per und der Zug setzte sich nach der Stadt in Bewegung.

Der Gedanke, in die Feste geführt zu werden, der er so viele Drangsale zugefügt hatte, erfüllte ihn nicht ohne Grund mit Schrecken. Er fürchtete, Mißhandlungen von den aufgebrachten Bürgern erdulden zu müssen, und bat, ihn damit zu verschonen.

Gerne gewährten die Feldherrn diesem billigen Gesuche und nun zogen sie mit dem königlichen Gefangen die Mailändische Straße hinauf nach dem prachtvollen Kloster Certosa, das sich nördlich an den Park lehnte.

Hier bei den Karthäusern angelangt, begab sich der König zunächst in die Kirche und betete mit einer Weihe und einem Gottvertrauen, wie er in glücklichen Tagen nie empfunden hatte. Zufällig haftete sein Auge, als er zum Beten niederkniete, auf einer Marmortafel, welche die lateinische Inschrift führte: „Bonum mihi, quia humiliasti me, ut discam justificationes tuas *),“ und so war denn der Trost, welchen Religion dem Unglücklichen gewährt, in vollem Maaße über sein betrübtes Herz gekommen.

---

*) Aus Psalm 119, V. 71. „Es ist mir lieb, daß du mich gedemüthigt hast, daß ich deine Rechte lerne.“

Darum gewann der unglückliche Monarch mit dem Vertrauen auf Gott eine Ruhe des Gemüths und eine Freudigkeit im Unglück, die ihn weit über sein Schicksal erhob. Er zog schon am ersten Abend die kaiserlichen Feldherren, mit Ausnahme Bourbons, zur Tafel. Doch dieser nahte sich ihm vor Tisch und überreichte ihm ein blutbeflecktes Schreiben, das von der Hand seiner Mutter an den Admiral Bennivet gerichtet war.

„Bei den Todten gefunden," sprach Bourbon kurz und mit Nachdruck, „die Stimme des Bluts, hoffe ich, wird Euch den empfehlen, der hierin genannt ist. Was Ihr mir und meinem Sohne versagen würdet, werdet Ihr hoffentlich dem Sohne Eurer Mutter gewähren. Alle meine Rechte trete ich an ihn ab. Möge er sühnen, was sein Vater an Euch verbrach."

Der König verstand nicht den Sinn dieser dunklen Rede. Betroffen steckte er das geheimnißvolle Schreiben zu sich und suchte sich selbst zu überreden, es sei nichts als auf eine neue Kränkung von Seiten seines Feindes abgesehen und deßhalb scheute er sich das Schreiben zu lesen.

Bald wußte er seine Unbefangenheit wieder zu gewinnen, sprach bei Tafel sehr ungezwungen über die Wendung der Schlacht an diesem verhängnißvollen Tage. Indem er mit Klarheit seine Pläne

entwickelte gab er die Hauptschuld des für ihn so unheilvollen Ausganges auf die Treulosigkeit der Schweizer, auf den Betrug seiner Hauptleute, die in betrüglichen Musterrollen eine weit größere Zahl Streiter ihm angegeben, als wirklich vorhanden gewesen, und endlich hätte die voreilige Flucht des dritten Reitertreffens, verbunden mit jenen Unfällen, alle Anstrengung des Feldherrngenies und der französischen Tapferkeit zu Schanden gemacht.

Wie der König an jenem ersten Abend seiner unglücklichen Gefangenschaft sich zur Ruhe begeben wollte, fehlte es an französischen Dienern und Cavalieren, die ihm bei'm Auskleiden hätten behülflich sein können. Da trat ein junger Mann von edler Gestalt und ernsten, schönen Gesichtszügen aus der Zahl der ihn umgebenden Wachen vor und bat mit einer Kniebeugung um Erlaubniß sein ganzes Leben dem Dienste seines Unglücks weihen zu dürfen.

Der König betrachtete ihn mit Verwunderung und der seltsamsten Gemüthsbewegung.

„Du bist der junge Mann, sprach er, der uns schon einmal so aufgefallen ist wegen seiner selt-

samen Aehnlichkeit mit uns selbst, unserer Frau Mutter und . . . .“

In diesem Augenblick erinnerte er sich der räthselhaften Worte Bourbons. Er trat an die Seite und las das vertraute Schreiben seiner Mutter an den Admiral Bennivet. Abwechselnd erröthete er und wurde bleich. Eine ungeheuere Gemüthsbewegung durchschütterte seine Nerven. Doch mit der großen Seelenstärke, die ihm eigen war, verbarg er seine Empfindungen und entfernte zunächst durch einen Wink alle seine Umgebungen, mit Ausnahme jenes jungen Mannes.

„Du trägst ein Kettlein mit einer Kapsel bei dir, die einst der Admiral bei dir gesehen hat?“ fragte der König mit der ihm eigenen so herzgewinnenden Freundlichkeit.

„Ja,“ sprach dieser und überreichte das Kleinod, „hier ist vielleicht der Schlüssel zu dem Räthsel meines Daseins.“

Der König entfernte sich damit in ein Nebenzimmer, öffnete die Kapsel des Medaillons und betrachtete lange mit Kopfschütteln die beiden darin befindlichen Bilder von Email. Noch einmal überlas er das Schreiben seiner Mutter an Bennivet. „Nun,“ rief er endlich aus, „seltsam unbegreiflich, und dennoch bei Gott ist kein Ding unmöglich, also in solchen Verhältnissen haben sie

gestanden, meine Mutter und dieser Bourbon? und später hat er sie verschmäht und verachtet? ha, nun begreife ich ihren Haß gegen den Abtrünnigen. Was aber nun beginnen? der Stimme des Bluts Gehör geben? ihn als Bruder umarmen und die Schande meiner Mutter kundig machen? nein, er möge ahnen, aber nicht wissen, wem er das Leben verdankte. Es würde sein Gefühl nur verwunden; schonender kann ich ihm ja ersetzen, wozu ihn seine Geburt berechtigte.“

Nun kehrte er zurück in das Gemach, wo noch der junge Mann versunken in einem Meere von Gefühlen stand, das ihm nicht klar werden wollte, weil er wohl ahnen konnte, daß ein großes Geheimniß auf seinem Dasein ruhe; aber dieses selbst vermochte er nicht zu enträthseln.

Uebrigens wird man schon erkannt haben, daß es Stephan war, der sich zum Dienste des gefangenen Königs gestellt hatte, weil er das schwerste Gebot des Weltheilands: Liebe deine Feinde! hatte erfüllen wollen, um seiner verklärten Kunigunde durch hohe Selbstverleugnung und Edelmuth würdiger zu werden.

König Franz nahte sich ihm und umarmte ihn mit einer Wärme und Bewegung des Gemüths, die er vergebens sich bemühte in die gemessene Haltung der königlichen Huld zu hüllen. „Du wolltest

wolltest der Diener des Unglücklichen sein," rief er aus, „sei dessen Freund! Wenn Gott mir gnädig ist, werden die schöneren Tage wiederkommen, die mir gestatten werden, dir deine Treue und Ergebenheit zu lohnen."

„O, mein König," rief Stephan, indem er mit Jugendwärme, ohne kleinliche Scheu die Umarmung erwiederte, „ich kam mit Haß im Herzen zu Euch, um nach dem Gebote des Erlösers in Euch den Feind zu lieben; o, Ihr wißt es nicht wie wehe Ihr mir gethan, nie komme nur die leiseste Andeutung eines Vorwurfs über meine Lippen, und nun, kaum habe ich Euch gesehen, kaum das Klopfen Eures Herzens gefühlt, so hat der Haß keine Macht mehr über mein Herz und ich liebe Euch wie nur ein Bruder den andern lieben kann."

„Liebe mich, als seist du mein Bruder und ich werde dich wieder so lieben!" sprach der König, „und laß mir dieses Kleinod zum Andenken an diese Stunde."

„Es ist Alles, was ich habe und weiß von dem Geheimniß meines Daseins; vielleicht könntet Ihr mir das große Räthsel meines Lebens lösen?" so sprach Stephan und blickte mit Betrübniß und fast hoffnungslos zu Boden.

„Es gibt Geheimnisse," entgegnete der König,

die man nicht enthüllen kann, ohne Schmerzgefühl zu erwecken. Lege nur vertraut dieses Kleinod in meine Hand, ich werde am besten wissen, wann es dir frommen wird, es zurückzuempfangen.

Und nun küßte Stephan mit Thränen im Auge die goldene Kapsel, deren Inhalt er nicht kannte und gab sie dem Könige zurück.

König Franz aber trat in sein Kabinet und schrieb im Gefühl des eigenen Werthes, noch verletzt von der Unwürdigkeit seiner Mutter, die er jetzt erfahren hatte, die denkwürdigen Worte: „Ich habe Alles verloren, nur die Ehre nicht!"

König Franz hatte sich furchtbar getäuscht. Indem er dem Kaiser Karl V. seinen eigenen Edelmuth zutraute, hatte er gehofft, daß ihm dieser mit hochherziger Uneigennützigkeit die Freiheit zurückgeben werde, sobald er Kunde erhalten würde von seiner Gefangennehmung. Deßhalb gab er gern den Wünschen des Vicekönigs nach, indem er dem Kommandanten von Pennalosa, den Lannoy mit dieser großen Zeitung abfertigte, einen Geleitsbrief durch Frankreich gab, um schneller zum Hoflager des Kaisers gelangen zu können.

Kaiser Karl empfing diesen Bericht mit einer

Haltung und Mäßigung, die ihn als den vollkommensten Meister in der Verstellungskunst bezeichnet. Kein Zug auf seinem Antlitz verrieth die Freude über das unerwartete Siegesglück. Ohne ein Wort zu sagen begab er sich in die Schloßkapelle und betete dort mehrere Stunden; dann erst machte er die Freudenbotschaft dem versammelten Staatsrathe bekannt. Die Glückwünsche des Hofes nahm der stolze Monarch mit verstellter Bescheidenheit auf, beklagte das Schicksal des gefangenen Königs als ein rührendes Beispiel der Unbeständigkeit des Glücks, dem auch die mächtigsten Monarchen unterworfen seien und verbot alle öffentlichen Freudenbezeugungen; doch den gefangenen König ließ er nicht frei, vielmehr schmiedete er im tiefsten Geheimnisse Pläne, sich das Unglück seines Feindes so sehr als möglich zu Nutzen zu machen.

Inzwischen wurde der König aus dem heiteren prachtvollen Klosterpalast von Certosa, unter mancherlei Vorwänden, in das feste Schloß Pippighitone, nahe bei Cremona, geführt. Der Vicekönig Lannoy begegnete ihm mit allen Merkmalen der Ehrerbietung; aber stellte ihm einen unerbittlich und unbestechlich strengen Wächter, in der Person des Don Fernando de Alarcon, der während der ganzen Dauer seiner Gefangenschaft den

unglücklichen König mit eiserner Beharrlichkeit und der umsichtigsten Klugheit bewachte.

Stephan blieb der treue Gefährte des königlichen Gefangenen und wurde ihm durch Edelmuth der Gesinnungen und treue Redlichkeit des Gemüths mit jedem Tage theurer.

Frankreich wurde mit Schrecken erfüllt; doch die Herzogin Luise ergriff mit Klugheit und Kraft die Zügel der Regierung und rettete ihm die Krone des schönen Landes.

Der gefangene König erklärte mit einer Charakterstärke, die in solcher Lage wohl selten ist, daß er nie in etwas willigen werde, was dem Interesse Frankreichs, der Integrität des Staats und seiner Ehre entgegen sei.

Der Kaiser stellte ihm die härtesten Bedingungen für seine Freilassung; unter andern sollte er an Bourbon die Provence und die Dauphine abtreten, um für den Abtrünnigen daraus ein unabhängiges Königreich zu bilden. Da übermannte den König der edelste Unwillen. Er zog seinen Dolch, richtete dessen Spitze gegen seine Brust und rief: „Foi de Gentilhomme! es wäre besser so stürbe der König, als daß er sich entehrte, wie ihr es verlanget.“ Alarcon fiel ihm bestürzt in die Arme und nun erklärte König Franz ruhig und fest, daß er lieber Zeit seines Lebens Gefan-

gener sein, als solche Bedingungen unterschreiben wolle.

Man machte ihm Hoffnung, daß der Kaiser persönlich mildere Gesinnungen hege, daß diese Vorschläge nur von seinen Ministern kämen und sich Alles billig ausgleichen würde, wenn beide Monarchen in Person zusammentreffen würden. Mit Lebhaftigkeit ergriff König Franz diese Idee und bat selbst ihn nach Spanien zu führen, indem er seine eigenen Galeeren dazu anbot. Das war es, was der Kaiser wollte, denn es gab kein anderes Mittel zu dieser Uebersiedlung des Gefangenen, weil es dem Kaiser an einer Flotte im Mittelmeer fehlte.

Auf dieser unglücklichen Reise wurde König Franz, durch einen Sturm verschlagen, gegen die französische Küste getrieben. Da sah nun der hohe Gefangene das schöne Land vor sich liegen, dessen König er war; es gibt kein Gefühl in menschlicher Brust, das seiner Wehmuth gleich kam.

Nach wenigen Tagen landeten die königlichen Galeeren bei Barcelona in Spanien. Er erhielt seine traurige Wohnung in dem Alcazar von Madrid, unter der Aufsicht des immer wachsamen Alarcon, der ihn jetzt vorsichtiger hütete, als jemals.

Eine Verschwörung in Italien zu Gunsten des Königs war durch Pescara entdeckt und diese Ent=

deckung wirkte nachtheilig auf die Behandlung des König Franz zurück; den jetzt der Kaiser die volle Härte seines Geschicks fühlen ließ, um ihn zur Nachgiebigkeit zu stimmen.

Der König wurde in einem alten Schlosse bewacht. Die abgemessenen rauhen Manieren seines strengen Gefangenwärters machten dessen Aufsicht nur noch unerträglicher. Auf die gewohnten Leibesübungen mußte der unglückliche König verzichten. Nur im engen Raum der Festung wurde ihm bisweilen ein Spazierritt auf einem alten Maulthiere gestattet, doch war er dabei von einer Wache auf raschen Pferden begleitet.

König Karl kam nach Toledo. Umsonst ließ ihn Franz um eine Unterredung bitten. Nie wurde sie abgeschlagen, immer aber unter leeren Vorwänden verschoben. Eine so unwürdige Behandlung machte auf das Gemüth des unglücklichen Königs den tiefsten Eindruck, jedoch ohne seinen festen und starken Willen zu beugen. Sein starker Körper erlag solchen Eindrücken des Gemüths. Er wurde siech, die Aerzte verzweifelten an der Erhaltung seines Lebens. Mit seinem Tode aber hätte Kaiser Karl alle Vortheile seiner Gefangenschaft verloren. Das bewog ihn nachzugeben. Er reisete nach Madrid und besuchte den König. An höflichen, trüglichen Zusicherungen ließ es der

Kaiser nicht fehlen. Der Unglückliche ergreift so gern das zarteste Reis der Hoffnung und betrachtet es als Rettungsanker. Aufgerichtet vom Strahl der Hoffnung genaß der König.

Der Connetable von Bourbon kam nach Madrid, da hatte der Kaiser in seiner Berechnung ein neues Mittel ersonnen den König zu kränken, ohne den Schein dieser Absicht auf sich zu laden; er überhäufte den französischen Geächteten, den er früher vernachlässigt hatte, jetzt mit königlichen Ehrenbezeugungen, während er den König selbst vernachlässigte.

Pescara starb, Bourbon erhielt das Kommando in Italien, nicht um ihn zu belohnen für seine Dienste, sondern um ihn zu entfernen und dessen größere Ansprüche unter dem Schein der Freundschaft zu beschwichtigen. So war einmal Kaiser Karls Art zu handeln.

Die Unterhandlungen um die Freilassung des Königs zogen sich in die Länge; der Druck der Gefangenschaft wurde immer härter, zuletzt unerträglich, da faßte Stephan einen Entschluß, der seinem Herzen Ehre machte. Er bewog den König ihm zn erlauben für ihn sein Leben zu opfern, wie er ihm schon seine Freiheit geopfert hatte.

Bei der großen Aehnlichkeit beider und der kalten Zurückhaltung, die der König gegen seine Wächter beobachtete, war es leicht für Stephan mit ihm die Rollen zu tauschen. Dem Diener war freiere Bewegung gestattet. Lange vorbereitet wurde der Rollentausch durch auffallende Verschiedenheit in der Kleidung, Haltung und Sprache, die beide eine Zeit lang um so merklicher zu machen wußten, als auf die vollkommenste Täuschung der Erfolg beruhte. Im Geheimen dagegen bemühte sich der treue Stephan des Königs Manier und Sprache täuschend nachzuahmen, was ihm zum Bewundern gelang. Nun tauschten beide die Kleidung. Unerkannt spielte der König mehrere Tage die Rolle des Dieners. Als solcher weniger beobachtet, gelang es ihm endlich mit außerordentlicher Kühnheit und großer Geistesgegenwart, unbemerkt die Festungswerke zu übersteigen und durch den Mezenares zu schwimmen, aber ehe er nach Frankreich entkam, wurde er wieder eingefangen, und von Stephan getrennt, noch enger verwahrt. Dieser treu ergebene Freund und Diener aber wurde in einen einsamen unterirdischen Kerker gelegt und mit Ketten beschwert.

Nun endlich war des Königs fester Sinn gebrochen. Er schloß im Jahre 1526 den Traktat von Madrid, worin er die größesten Opfer zu bringen,

doch mit dem Vorsatz sein Wort nicht zu halten, versprach. Feierlich hatte er zuvor im Kreise von Vertrauten eine Protestation aufgesetzt, daß er nur gezwungen durch harte Behandlung unterschreibe. Er beschwor den Traktat mit dem stillen Vorbehalte sich von diesem durch die Noth ihm abgedrungenen Eide dispensiren zu lassen, und erhielt endlich die Freiheit, gegen Stellung zweier seiner noch unmündigen Söhne als Geiseln.

Kaum betrat der König das französische Ufer des damaligen Grenzflusses Andaye, so warf er sich auf sein türkisches Pferd, schwang seine Hand über den Kopf und rief freudig aus: „Nun bin ich wieder König!“

Man macht vielleicht nicht mit Unrecht den Großen dieser Erde den Vorwurf der Undankbarkeit. Wenigstens König Franz hatte den treuen Schicksalsgenossen bei den Unterhandlungen über seine Freilassung vergessen. Erst wie es zu spät dazu war dachte er daran; aber der erbitterte Wächter des Königs, Don Marcon, hatte seiner Rache an dem Unglücklichen, der seine Wachsamkeit so schlau getäuscht hatte, nicht entsagen wollen. Statt der Gewährung der Bitte des Königs ließ er dem Gefangenen nur noch schwerere Ketten anlegen. Nun wendete sich König Franz an den Kaiser; dieser aber von Alarcon eingenommen

gegen Stephan ließ dem Könige stolz antworten, er möge ihn mit solchen Kleinigkeiten nicht behelligen. Nun glaubte Franz keine Zurückhaltung mehr beobachten zu dürfen. Er schrieb dem Kaiser unter dem Siegel des tiefsten Geheimnisses: „dieser Gefangene ist meiner Mutter und Bourbons Sohn, also mein Bruder!“

„Desto besser,“ entgegnete der Kaiser, so habe ich einen Bürgen mehr für die Erfüllung des Traktats von Madrid.“

Da aber König Franz damit zögerte, endlich mit dem Kaiser Karl V. brach, ein neuer Krieg in Italien unter beiden sich entspann; so war keine Aussicht mehr zur Rettung des deutschen Geächteten.

Siebentes Kapitel.

Rückblick auf die Schlacht von Pavia. — Frauenmilde gegen Verwundete. — Hans von Freidingen. — Kunigunde wird in Frundsbergs Familienkreis aufgenommen. — Am Sterbelager eines Kriegers. — Vermählung von Frundsbergs Töchtern. — Kunigunde geht in ein Kloster. —

Noch ein Rückblick sei uns vergönnt! — Als die Schlacht von Pavia geschlagen war, zogen viel edle Frauen mit einem Gefolge von Dienern, Wundärzten und Mönchen vom Orden der Miseri-

corden über das Schlachtfeld, um die schöne Pflicht der Menschlichkeit zu üben, für die leibliche Nothdurft der Verwundeten und das Seelenheil der Sterbenden zu sorgen.

An der Spitze eines solchen Zuges befand sich Pescaras edle Gattin, die gefeierte Vittoria-Colonna; an ihrer Seite die jungfräuliche deutsche Frau mit den treuen blauen Augen, Kunigunde von Rosen.

Die Frauen damaliger Zeit besaßen Gefühl, aber keine leere Empfindsamkeit, die nur das Ergebniß jener unseligen Verbildung und Ueberbildung unserer Tage ist. Eine edle Frau im jugendlich kräftigen Mittelalter fiel nicht in Ohnmacht, wenn sie eine tiefe Fleischwunde sah und zierte sich nicht mit falscher Anstands Prüderie, wenn es darauf ankam, einem todtwunden Krieger Hülfe und Beistand zu leisten. Damals lag das wissenschaftliche Studium der Heilkunde noch sehr im Argen, aber die Frauen und Jungfrauen waren durch Ueberlieferungen ihrer Mütter und durch Unterweisung heilkundiger Mönche, selbst die besten Heilkundigen geworden, und wußten ihre Hülfe mit dem so wohlthuenden freundlichen Zuspruch und mit weicher, milder Hand zu spenden.

Da lag nun unfern des Schlosses Mirabello, in dem Thale der Vernacula, ein schwer Ver-

wundeter, dem eine Stückkugel beide Beine weggerissen hatte. Die Verwundung war mit den letzten Nothschüssen der fliehenden Franzosen geschehen; denn Ströme von Blut ergossen sich noch aus den zerrissenen Gliedern und färbten den Boden. Ohnehin war sein erdfahles langes Antlitz von einem rothen Haupt- und Barthaar umgeben, schaudererregend verzerrt. Vittoria ging an ihm vorüber; sein Anblick war ihr unerträglich und sein Gestöhn zu erschütternd; ohnehin lag in einiger Entfernung ein junger, noch glänzend geharnischter französischer Ritter, der in den zierlichsten Redewendungen der Galanterie um die Hülfe der schönen Dame flehte; dorthin wendete sich Vittoria. Kunigunde aber blieb bei Jenem stehen, sie überwand ihren Abscheu, denn er war ja ein Leidender. Mit milden trostvollen Worten in deutscher Sprache beugte sie sich zu ihm herab und gab ihm zu trinken; dann winkte sie einem Mönch, den sie aufforderte die zerrissenen Schenkel des Mannes zu unterbinden, um die Blutung zu stillen, dann ihn zur weiterer Verpflegung nach Mirabello bringen zu lassen, und nicht zu versäumen ihm die Tröstungen der Religion zu gewähren. Das war Alles, was sie in diesem Augenblick für ihn thun konnte. Sie bat ihn auf Gott zu bauen; könne sein Leben nicht mehr gerettet werden, so könne

er Gott danken, daß dieses nun die letzte schwere Prüfung im Erdenwallen sei, und daß er, wenn er Herz und Gemüth zum Himmel wende, bald eingehen werde in das himmlische Reich Gottes des Allerbarmers.

„Ich weiß nichts von Gott," rief er aus mit wildem Schmerzgeschrei und stöhnte in Absätzen: „ich glaube nicht an Gott! — er weiß nichts von mir! Ich war immer vom Teufel besessen! — O! O! — mit mir ist es aus — rein aus — ich fahre zur Hölle!"

„Ihr seid es, Junker Hans von Freidingen," rief Kunigunde, ihn erkennend, „geht in Euch, Unglücklicher, noch ist es Zeit sich mit Gott zu versöhnen!"

„Ha — — Kunigunde!" rief er aus, „Engel des Lichts — versöhnender Engel — ja Gott lebt — Licht wird es in mir — ich glaube an Gott — an den Heiland, der für unsere Sünde am Kreuz gestorben! — Ha — o Seelenwonne — o Glückseligkeit! — ich habe Euch gesehen! — nun sterbe ich gern."

Hier galt es also wieder das ewige Heil einer menschlichen Seele zu retten. Kunigunde ließ ihn nach Mirabello bringen und brachte am folgenden Tage mehrere Stunden an seinem Lager zu.

Schon fing der kalte Brand an die schwer ver-

letzten Glieder zu ergreifen; aber sein Gemüth war ruhiger geworden; der harte Sünder war jetzt weich wie ein Kind und reuevoll bußfertig wie der verlorene Sohn im Evangelium. Ohne Schauder zu empfinden, erkannte er das Herannahen seines letzten Stündleins, und nun bat er Kunigunden, den Vater Frundsberg zu bewegen, mit ihr an sein Sterbebett zu treten, da er ihm wichtige Entdeckungen zu machen habe.

Kunigunde begab sich in das Hauptquartier des alten ehrenfesten Kriegsherrn. Es war schon Abend geworden, als der viel beschäftigte Held dieses schönen Siegestages zu den Seinigen zurückgekehrt war in das schmucklose Gezelt. Eine eiserne Lampe hing von der Decke desselben herab. Zwei liebliche Frauengestalten, die eine groß und schlank, die andere klein und behende waren eben beschäftigt dem Kampfes müden Vater die eisernen Waffenstücke, den Spieß und Helm, Panzer, Halsbrege und Ringkragen abzunehmen; als Kunigunde von Rosen eintrat.

Erstaunt und überrascht blieb sie noch einige Augenblicke am Eingange stehen. Sie hatte nichts davon gewußt, daß Anna und Barbara, ihre geliebten Freundinnen aus den schöneren Tagen

ihres Lebens, den Vater Frundsberg auf diesen Feldzug nach Italien begleitet hatten. Jetzt erkannte sie beide.

„O, meine geliebten Schwestern!" rief sie aus mit geöffneten Armen, „erkennt Ihr mich wieder? o, nehmt mich auf, als die dritte, ich bin ja ein armes hülfloses Wesen!"

„Kunigunde, Herzgeliebte, o, Kunigunde! — welch ein Wunder führt dich her?" riefen beide Mädchen mit dem lebhaftesten Ausbruch der Freude, und im nächsten Augenblick hatten sich alle drei umschlungen, wie die holden Schwestern der Grazien.

Minuten um Minuten vergingen unter den zärtlichsten Liebkosungen und endlosen Fragen mädchenhafter Neugier, worin besonders die kleine lebendige Barbara unerschöpflich war. Da endlich gewann Kunigunde so viel Ruhe zu der Bitte, sie ihrem Vater vorzustellen.

Dieser hatte mit untergeschlagenen Armen und einer seltsamen Bewegung des Gemüths und mit wohlwollendem Lächeln dieser bewegten Scene zugeschauet. Immer mehr dämmerte in seiner Seele eine leise Erinnerung herauf. Erst wie ihm die Fremde von seinen Töchtern als Kunigunde von Rosen vorgestellt wurde, erinnerte er sich, daß sie dasselbe räthselhafte Wesen sei, welches damals, als er zu Meran die neugeworbenen Fähnlein

deutscher Landsknechte gemustert, sich auf so seltsame Weise dem Zuge angeschlossen hatte. Jetzt wie damals fühlte er für diese liebliche Fremde mit dem treuen deutschen Gemüth ein so zärtliches, väterliches Wohlwollen, daß er sich dessen nicht entschlagen konnte und Kunigunde umarmte mit den Worten: „So sei du durch Gottes Gnade meine liebe dritte Tochter — ersetze mir die Verlorene!"

„O," rief Kunigunde vertrauend, „mein gütiger Vater — wie hat schon längst mein Herz sich zu Euch so wunderbar hingezogen gefühlt — ach schon damals zu Meran...."

„Es sind die Wunder der Sympathie," sprach Anna, deren überlegener Geist Reflexionen und Sentenzen liebte, „die gute Menschen zu einander hinziehen; es sind gleichgestimmte Herzen, die enger binden, als die Bande des Bluts."

Nun traten Schwarzenberg und Montfort, von einem Waffengange zurückkehrend, in Frundsbergs Gezelt und Anna und Barbara flogen ihnen liebkosend in die Arme. Nach der ersten Begrüßung hatten die Mädchen nichts eiligeres zu thun, als ihrer Freundin beide junge Männer als ihre Verlobte vorzustellen.

„Ihr seid so glücklich," seufzte Kunigunde, „daß ich mein Unglück doppelt empfinde. — O —

ihn, der mir so theuer ist — ihn — ihn — an den Liebe und Pflicht mich bindet — ihn werde ich wohl nie wiederfinden in diesem Getümmel — ach — mir sagt meine trübe Ahnung — er ist längst unter den Todten!"

Und nun erzählte Kunigunde, aufgefordert von ihren jungen Freundinnen, mit der Offenheit eines treuen deutschen Gemüths von ihrer romantischen Verbindung mit Stephan.

„Mit dem Geächteten?" riefen die Männer aus.

„Ja," sprach Kunigunde, „für treue Liebe gibt es keine Reichsacht — Verfolgung macht den Unglücklichen nur theurer dem liebenden Herzen!"

„Aber er war ein Verbrecher!" sprach Vater Frundsberg mißbilligend.

„Er war," entgegnete sie, „er ist der verlorene Sohn, der reuig und gebessert heimgekehrt ist zu seinem lieben Vater im Himmel. Sagt nicht der Apostel Mathias: du sollst deinem Bruder, der an dir sündigt, vergeben, nicht nur siebenmal, sondern siebenzigmal siebenmal."

„Ich beuge mich in Demuth!" sprach Frundsberg. „Es sei dem Geächteten vergeben. Ich werde bei Kaisers Majestät mich für seine Begnadigung verwenden, wenn ich ihn dessen würdig finden werde."

„Aber wo ist er?" rief Kunigunde schmerzlich aus, „wo finden wir ihn in diesem Irrsal?"

Nun ließ sich der alte Frundsberg genau von ihr berichten, was sie von ihm wußte. Das war wenig und gab keine Spur. Da erwähnte sie seines Freundes und Beschützers, Ulrich von Hutten, und Frundsberg meinte, ein so berühmter Mann werde wohl leicht aufzufinden sein.

Jetzt erst, als schon die Nacht weit vorgerückt war, fiel Kunigunden das Anliegen des sterbenden Freidinger wieder in's Gedächtniß, das sie im stürmischen Wechsel der Gefühle und Ereignisse fast ganz vergessen hatte.

Gern war der alte Frundsberg dazu bereit, dem todtwunden Krieger das Herz zu erleichtern. Nur schüttelte er bedenklich den Kopf, als Kunigunde seinen Namen genannt hatte. „Dieser Mensch," sprach er, „ist ärger als der Teufel," denn er hat eine schwarze Seele und rothes Haar, wie Judas Ischariot. — Doch der Tod sühnt den Richter!"

Nach einer nächtlichen Wanderung über das noch nicht aufgeräumte Leichenfeld traten Frundsberg und Kunigunde, in Begleitung der beiden Töchtern des Erstern und ihrer Verlobten, in das Lustschloß Mirabello, das jetzt zu einem Lazareth eingerichtet war. Bald standen sie vor dem Lager

des Sterbenden. Lampenschein erhellte mit schwachen Streiflichtern die schaurige Scene.

Der Todwunde hatte eben von dem an seinem Lager noch betend knienden Mönch die Sterbesakramente empfangen. Dieser drückte ihm das Kruzifix auf den Mund und sprach: „Absolvo te, in nomine dei, patris, filii et spiritus sancti, Deus benedicat te, requieveus in pace, Amen *)!“

Nun trat der Mönch zurück und der Sterbende wendete den Kopf gegen die Nahenden. „Ihr habt etwas auf dem Herzen, das Ihr mir sagen müßt,“ sprach Frundsberg mit bewegtem Gemüth, da stöhnte der Todwunde mit röchelnder Brust in abgebrochenen Worten: „ich habe es schon dem Priester gebeichtet — fragt ihn — o Herr — ja — sie ist es — ich war dabei als dieses Kind — diese Kunigunde von Rosen — Eurer Amme aus dem Schlosse Mindelheim geraubt wurde; auch Selbitz — er wollte sich rächen — wir haben sie gegeben dem Rathsherrn von Rosen aus Kaufbeuern — statt seiner Waare — die wir ihm raubten. — Wir sagten ihm nicht, wessen Kind sie sei — sie

*) „Ich absolvire dich, im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Gott segne dich! Ruhe in Frieden, Amen!“

ist das Eurige — so wahr als Gott mir helfe in meiner Todesnoth!“

„Kunigunde,“ rief Frundsberg fast aufjauchzend,“ du — Katharina — meine verlorne Tochter? — so dank dir Gott — die Stimme des Bluts hat schon gesprochen, das Herz schon dich anerkannt — es gilt mir mehr als jedes Zeugniß.“

„Vater! Schwester!“ jubelten die Mädchen und still weinend, überwältigt vom Gefühl, sank Kunigunde aus den einen umschlingenden Armen in die andern.

Welch ein Wogen und Wallen der glückseligsten Gefühle, welche menschlich warme Empfindung in Mitten dieser Halle der Leiden, wo schwer Verwundete wimmerten und Sterbende ihre letzten Seufzer aushauchten, — überall berühren sich die Extreme im menschlichen Leben. Von der höchsten Wonne zum tiefsten Schmerz ist ja oft nur ein Schritt ohne milden Uebergang. Wie sie aufblickten aus der Umarmung, war Freidinger todt. Nun begaben sie sich in die Schloßkapelle und beteten. Nie ist ein Dankgebet aus wärmer und inniger vereinten Herzen aufgestiegen.

Am folgenden Tage wurden, nachdem der Sieg bei Pavia und die Gefangennehmung des Königs

dem Kriege in Italien ein Ende gemacht hatte, beide liebende Paare, Montfort mit Anna und Schwarzenberg mit Barbara, eingesegnet. Frundsberg und seiner edlen Schwiegersöhne Bemühungen, den Geächteten aufzusuchen, blieben aber ohne Erfolg, wie wir wissen. Erst am dritten Tage wurde in Pavia Ulrich von Hutten aufgefunden, der wieder im schwarzen kurzen Mantel eines Hochschülers die Lehrer der Weisheit besuchte, um den Zweck seiner Wanderung nach Italien zu erfüllen.

Auf Anfragen nach seinem Gefährten gestand er, daß er bei dem ersten Ausfall schon den Geächteten aus den Augen verloren habe; er zweifle nicht, daß er geblieben sei, so tollkühn habe er sich in die dichtesten Haufen der Feinde gestürzt. Auf weitere Erkundigung hätten ihm Landsknechte bestätigt, daß sie ihn fallen gesehen. Seine Leiche habe er indeß nicht gefunden. Kunigunde, die er noch immer im stillen liebte, wollte er nicht wieder sehen. So ehrte er mit Zartgefühl diese unglückliche Liebe seines Freundes und seiner Freundin, deren hohe Weihe er kannte. Schon längst hatte er entsagt — seine Braut, um die er warb mit heißem Wissensdurst, war die Weisheit.

Erst langsam und allmählig wagten es Anna und Barbara ihrer wiedergefundenen Schwester diese Trauerbotschaft zu hinterbringen. Kunigunde

weinte keine Thräne; sie hatte keine Hoffnung mehr, aber sie fand Trost und Ergebung in der Tiefe eines frommen, Gott ergebenen Gemüths. Ihr Schmerz war eine sanfte Wehmuth geworden, mit vorwaltender Hinneigung zum Himmlischen.

Sie ging wohl mit nach Deutschland, aber sie konnte sich nicht heimisch finden auf dem weiten Schlosse von Mindelheim, besonders als Anna und Barbara ihren Gatten gefolgt waren und der Kaiser den alten Frundsberg nach kurzer Rast wieder in den Streit gerufen hatte, und noch dazu in den unheilvollen, mörderischen Bauernkrieg, der damals (1525) begann.

Sie war zum Protestantismus nicht übergetreten, und fühlte den innern unabweislichen Drang, in der Stille eines Klosters unter Gebet und frommen Uebungen ein beschauliches, versöhnendes Leben zu führen; denn nur im Hinblick auf das Ewige vermochte sie ihres Erdenwallens hoffnungslose Trübsal zu tragen.

Erst nach vielen Bitten gab der alte Frundsberg ihren Wünschen nach, da er endlich wohl einsah, daß eine tiefe Schwermuth immer mehr ihr Gemüth ergriff, so gestattete er, daß sie als barmherzige Schwester (soeur grise) in ein Kloster der Bernhardinerinnen nach Graubünden zog und nach einem kurzen Noviziat dort den Schleier nahm.

So waren nach menschlichen Berechnungen die treusten, liebenden Seelen für immer getrennt und im Gewölk, das den Lebenshimmel beider umdüsterte, blinkte kein freundlicher Stern der Hoffnung mehr. Desto freier erging sich ihre Phantasie in den Gefilden der Seligen — und das war der einzige Trost der Unglücklichen — Wiedersehen über den Sternen!

Im folgenden Jahre nach ihrer Aufnahme im grauen Kloster der heilgen Brigitte fand sich ein seltsames Zusammentreffen. Durch den Alpenschnee kam ein siecher und lebensmüder Wanderer daher gezogen. Er klopfte Abends im Schneegestöber an das niedrige Klosterpförtlein. Da fielen die Riegel. Schwester Beate, jung und schön aber vom Kummer gebleicht, hatte grade den dort wechselnden Pförtnerdienst. Mit einem Laternlein leuchtete sie dem späten Gast in die Augen, als dieser den breitgerändeten Hut abgenommen hatte, um den Schnee abzuschütteln.

„Hilf, Heiland!“ rief sie plötzlich aus, „ich soll Euch kennen — Eure Sprache verräth Euch — aber verfallen sind Eure edlen Züge!“

„Kunigunde,“ sprach der Ankömmling mit matter, bebender Stimme, „Gott hat wunderbar

meine Wege geführt — ich komme ohne Hoffnung — als die — hier zu sterben!“

„Herr Ulrich von Hutten,“ sprach die graue Nonne jetzt erschüttert mit den trostvollen Worten des Psalmisten, „tretet näher — der Herr ist nahe bei denen, die zerbrochenen Herzens sind, und hilft denen, die ein zerschlagenes Gemüth haben.“

Da legte Ulrich von Hutten sich nieder und stand nicht wieder auf. Vier Wochen, die letzten seines Lebens, nannte er die schönsten, denn wie ein Engel des Friedens stand Schwester Beate, so war Kunigundens Klostername, ihm bei, mit Gott und der Welt im Frieden von hinnen zu scheiden. Und wie nun sein letztes Stündlein vorüber war, da drückte sie ihm mit weicher Hand die lebensmüden Augen zu und sprach mit dem Prediger im Evangelium: „der Staub muß wieder zur Erde werden, von der er genommen ist, und der Geist wieder zu Gott kommen, der ihn gegeben hat!“

Achtes Kapitel.

Neue Kriege in Italien. — Rebellion des Heeres. — Bourbons Gefahr. — Frundsbergs Vermittlung. — Dessen Krankheit. — Sturm von Rom.—Bourbons Tod.— Frundsberg, krank im Kreise der Seinigen. — Der Geächtete erscheint wieder.— Schluß.

Neue Kriege in Italien hatten sich entsponnen aus der Wortbrüchigkeit des König Franz. Der Pabst Clemens **VII.** hatte ihn von seinen Eiden entbunden und mit heuchlerischer Politik beiden Theilen gedient und beide heimlich angefeindet. Eine Kette von Unfällen entwickelte sich daraus. Der Kaiser, wie gewöhnlich, ohne Geld, ließ das Heer in Italien ohne Sold. Die Söldner wurden rebellisch.

„Geld, Geld!" schrieen die Landsknechte, Spanier und Italiäner, ohne auf den Ruf ihrer Hauptleute zu hören, durch das Lager. Es war in der Nacht vom **13.** März (**1527**), als sie vor dem Thore von S. Giovanni sich zusammen rotteten, Gemeine mit stürmischer Berathung hielten, dann ihre Ordnung schlossen, die Hackenbüchsen und Geschütze abfeuerten und mit furchtbarem Gebrüll, Löhnung verlangend, gegen das Gezelt des Herzog von Bourbon heranstürmten.

Dieser aber, mißtrauend dem spanischen Cha=

rakter, hatte sich, unter Begünstigung der Dunkelheit, noch zeitig geflüchtet. Rathlos, erschöpft, fast nur mit dem Hemde bekleidet, wie er aus dem Bette gesprungen war, so stürzte er sich in rundsbergs Gezelt, den er beschwor, sein Leben zu retten, und versteckte sich unter das Stroh eines Stalles.

Indeß hatten die rebellischen Rotten Bourbons Gezelt umringt. Die wüthendsten der Spanier stürzten mit dem Geschrei: Geld oder Tod! hinein, stachen einen adligen Diener des Herzogs nieder und da sie den Gegenstand ihrer Erbitterung nicht fanden, so ließen sie ihre Wuth am Geräth und an den Waffen und Kleidungsstücken, die sie im Gezelte fanden, aus. Am folgenden Tage fand man noch den goldstoffenen Waffenrock des Herzogs zerrissen und zerhackt im Stadtgraben liegen.

Gleichzeitig waren auch die deutschen Landsknechte, durch den Taumel angesteckt, zusammen gelaufen. Auch sie schrieen: „Geld! Geld!'' schworen, ohne Bezahlung des rückständigen Soldes keinen Schritt weiter zu ziehen.

Da war Jammer und Noth überall und die Meuterei, Geschrei und Bitterkeit zog sich durch das ganze Kriegsheer. Hoch und theuer vermaßen sich die Knechte, alle ihre Hauptleute und Feldobristen todt zu schlagen. Mit Lebensgefahr erwirk-

ten diese endlich, durch Bitten und Verheißungen einige Beruhigung bis zum folgenden Morgen. Die Spanier aber gaben am 14. März die Erklärung ab, sie wollten einen andern Herrn suchen und sich in Sold der Liga verdingen.

Bourbon versuchte auf's Neue sein gewöhnliches Mittel der Herablassung zu dem Leben und Treiben eines gemeinen Söldners. Er wurde verhöhnt und überall angeschrien: „Geld! Geld!“

Nun wendete er sich mit der dringendsten Bitte um ein neues Darlehn an den Herzog von Ferrara, unter der Zusicherung, es solle die Rückzahlung von der nächsten Brandschatzung geschehen; doch auch dieser lehnte den Antrag ab. Darauf blieb nichts mehr übrig, als daß der alte Frundsberg noch einmal versuchte, sein persönliches Ansehen aufzubieten, um mindestens die deutschen Landsknechte zu beruhigen.

Es war am 16. März, als er im Lager mit Trommeln und Pfeifen umschlagen ließ, daß das deutsche Kriegsvolk zur Gemeine sich versammeln solle.

Wie nun die Knechte sich eingefunden und alle mit Wehr und Waffen einen weiten Ring geschlossen hatten, da trat Herr Georg mit dem Prinzen Philibert, seinem Sohne Melchior und den vertrautesten Hauptleuten in den Ring und redete

sie mit großem Ernst und seiner gewohnten Treuherzigkeit an.

Er hatte mild und ernst geredet, „daß es einen Stein in der Erde hätte bewegen sollen,“ wie ein alter Chronist sagt. Aber diesesmal hatten die mahnenden Worte des sonst so lieben Vaters frommer Landsknechte nicht den gewünschten Erfolg. Das Gebrüll: „Geld, Geld her!“ dauerte fort und die verwilderten Knechte schickten sich an, ihre Spieße nieder zu lassen und gegen ihre Hauptleute und Obersten zu richten. Da überwältigte tiefer Unmuth und Herzeleid die starke Natur des ernsten und gemüthvollen Mannes. Wohl hatte er viel erfahren vom Undank der Fürsten und Großen dieser Erde, aber noch kein Beispiel hatte er gefunden auf seiner langen, schönen Heldenfahrt, daß seine lieben Söhne durch sein treuherziges Wort nicht zu beruhigen gewesen, oder gar Miene gemacht, die Spieße gegen seine eigne Brust zu richten. So aber war es jetzt geschehen, und nun im ungeheuern Schmerz stieg ihm das Blut zu Kopfe, so daß ihm Hören und Sehen verging. Er war so ergriffen, daß er sich auf den Füßen nicht mehr halten konnte, sondern auf die Trommel sank, welche der Trommelschläger vor ihn hinstellte.

Und wie er nun so kraftslos da saß, der sonst

so starke und regsame Mann, da ermahnten die Hauptleute noch einmal die wilden Gesellen.

„Wessen zeihet Ihr Euren lieben Vater.“ Gehet Alle in Eure Häuser und seid ruhig, dann wollen wir sehen, was in der Sache zu thun ist.“

Nun erst öffneten jene den Ring, Diener und Trabanten hoben den kranken Herrn auf sein Maulthier und führten ihn in seine Herberge.

Nach diesem Kampf und Unmuth setzte er sich mit vielen seiner Hauptleute, denen er immer offene Tafel hielt, zu Tisch, konnte aber kein Wort reden, denn die Stimme war ihm vergangen. Nach dem Mahle stellte er sich fröstelnd an's Kamin zum Feuer, da überfiel eine Lähmung seine Glieder und ein heftiges Fieber nöthigte den alten Kriegsmann, sich auf das Siechbett legen zu lassen.

Die ehrlichen Hauptleute um ihn her, alle rathlos und trostlos, und heiße Zähren rannten den ergrauten Kriegsleuten über die bärtigen Wangen. Ein Schlagfluß hatte ihn getroffen. Die Hoffnung, daß er wieder zu Felde ziehen könne, wurde immer geringer; die Italiäner aber jubelten, daß ihn die Strafe des Himmels getroffen habe, weil er, wie die Sage ging, die Stricke mit sich geführt habe, um dem heiligen Vater die Hände zu binden. Die Landsknechte, meinten sie, würden nun, ihres Führers beraubt, aus einander laufen; doch diese

hatte darüber deutscher Grimm und wilde Mordlust ergriffen. Die **Rabbia tedesca**, wie die Italiäner sagten, wüthete später in dem erstürmten Rom, wie die Mordlust der Spanier und die Rachsucht der Italiäner von der Parthei der von ihr vertriebenen Fürsten und Kardinäle aus dem Hause Colonna.

Der Himmel selbst schien sich drein zu legen, um die empörten Knechte zu beruhigen. Ein furchtbares Ungewitter trieb sie vom Felde heim in ihre Quartiere. Die wilde Geldgier der Spanier wurde zur Nothdurft befriedigt, die deutschen frommen Landsknechte aber sammelten sich um das Hauptquartier ihres lieben Vaters, schalten sich selbst arge Vatermörder und gelobten Gehorsam und Treue, wenn sie nur gegen den Pabst, den alten Erbfeind ihres Herrn und Vaters, geführt werden sollten.

Als Frundsberg am 22. März seine Sprache wieder gewonnen hatte, ermahnte er selbst den Herzog, von seinem in der Noth eigenmächtig begonnenen Zuge auf Rom nicht abzulassen, weil es ja doch nicht anders sein könne. Dann im heißen Gebet befahl er sein Volk dem lieben Gott und sprach: „ich habe das Meine gethan, nun ist es aus mit mir; Gott sei meiner armen Seele gnädig.“

Die Heimkehr nach Deutschland konnte er bei seiner schweren Krankheit und den argen Kriegsläuften nicht wagen. Es war am 22. März, da ließ er sich von seinen Dienern und Trabanten nach Ferrara tragen, wo ihn der Herzog Alfons freundlich aufnahm und dem alten lebensmüden Kriegesmann fürstliche Ehren erwies.

Bourbon aber sah sich durch seine rebellischen Söldner, durch Mangel und Noth des Heers und durch die heimtückische, zweizüngige Rolle, die der Pabst Clemens spielte, zu den entsetzlichsten Maaßregeln hingetrieben. Durch Umstände gedrängt, rückte er auf Rom zu, um die heilige Stadt der Christenheit der vandalen Wuth roher Landsknechte und blutdürstiger Spanier preiß zugeben. Es war der größeste Frevel seines verlorenen Lebens, den er begonnen, der furchtbarste in seinen Folgen, ein Unternehmen, das die ganze katholische Christenheit ein ruchloses nannte, welches den Fluch Gottes und den Bann des Pabstes auf das Haupt des Abtrünnigen herabziehen sollte, und hier war es, wo sich sein Schicksall erfüllte und die Macht der ewigen Vergeltung ihn erreichte.

Es war der fünfte Mai des Jahres 1527, als Bourbon in der weiten, nackten Campagna di Roma,

mitten zwischen den Trümmern einer großen Vorzeit sein Lager aufschlug. Da zeigte er seinen Soldaten, wie einst von der Thurmzinne von Zion der Versucher unserem Herrn und Weltheiland, alle Herrlichkeiten der Welt, die goldene Kuppel der Peterskirche, die hohe Engelsburg, die reichen Kathedralen und Pallästen, in welchen die fromme Christenheit seit Jahrhunderten alle Pracht und Reichthümer der Erde zusammen gehäuft hatte und sprach: „das Alles soll Euer sein, so Ihr die Hand ausstreckt und zugreift. Morgen wird Sturm gelaufen!“

Mit wildem Jubel schrien alle die zahlreichen Söldnerbanden ihm Beifall und rüsteten sich zum verzweifelten Anlauf auf Leben und Tod. In drei Schlachthaufen, Deutsche, Spanier und Italiäner, wurden in der Nacht noch die Heerschaaren Bourbons um die Weltstadt gelagert. Jeder Heerhaufen sollte auf einen besondern Punkt hin den Angriff richten. Schnell mußte Alles vollbracht sein, ehe das Heer des Herzog von Urbino zum Entsatz heranrücken konnte.

In der heiligen Stadt war Alles in der schrecklichsten Verwirrung. Von Partheiungen zerrissen fehlte jede Einigkeit und Einheit in den Vertheidigungswerken. Pabst Clemens **VII.** übernahm selbst den Oberbefehl; aber schwankend und unent-

schlossen, feige und heuchelnd, wie er war, suchte er mehr durch Kabalen zu gewinnen, als durch Waffengewalt. Künstler und Lakaien und Schweifträger der Kardinäle schaarten sich um seine geheiligte Person, während die Römer ihn verwünschten, und zogen mit ihm in die Engelsburg, wo sie auf die Hostie schwuren, ihn bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Unter ihnen befand sich Benvenuto Cellini. Er haßte Bourbon, weil er ihn für den Begünstigten der von ihm vergötterten Vittoria Colonna hielt. Der Haß eines Italiäners ist Todtfeindschaft. Er schwur einen Eid auf das Kreuz, sich selbst und die Schändung der heiligen Religion zu rächen. Am Morgen vor dem Sturm schlich er sich verkleidet in das feindliche Lager, und sah wie Bourbon sich gewappnet und gekleidet hatte; dann kehrte er zurück, über die Mauer kletternd, in die Engelsburg.

Der Pabst hatte im heiligen Feuereifer auf Bourbon und alle Deutschen den kirchlichen Bannstrahl herabgeschleudert, nannte in der Bannbulle die Deutschen Lutheraner, die Spanier Mohren, alle Abtrünnige Ketzer und meinte nun genug gethan zu haben, um Rom zu retten.

Aber Benvenuto trat an ihn heran, küßte kniend das goldne Kreuz auf dem Pantoffel Seiner Heiligkeit und bat, daß er die drei Kugeln, die er

für den großen abtrünnigen, geächteten und in den Bann gethanen feindlichen Heerführer gegossen habe, mit dem Fluch der Kirche weihen möge, damit sie sicher treffen und tödten würden.

Das geschah unter mystischen Ceremonien. Ob sie pfäffische Bosheit und feige Hinterlist noch vergiftet hatte, wagen wir nicht zu behaupten, doch will man so entsetzlichen Frevel dringend vermuthen. So kam der Morgen des verhängnißvollen Tages heran, an welchen Roms Schicksal, das des Pabstes und das des abtrünnigen Bourbon entschieden werden sollte.

Bourbon hatte sich durch Gebet zum Tode vorbereitet. Er war fest entschlossen, zu siegen oder zu sterben. Jetzt mußte er auf den Gipfel der Macht steigen oder des Kaisers treulose Politik mußte ihn preisgeben und opfern, um den Schein zu retten, als billige er nicht den frevelhaften Angriff gegen das Haupt der Christenheit und gegen die heilige Stadt der Welt.

Ueber seine Rüstung warf er einen weißen, schimmernden Waffenrock von Dammast mit Silber durchwirkt. Er war der Einzige, der so ausgezeichnet gekleidet war. Daß alle feindliche Kugeln

auf seine schimmernde Erscheinung gerichtet werden würden, sah er voraus; aber es war ein Muth der Verzweiflung, der ihn beseelte. So stieg er zu Roß und ordnete seine Schaaren.

Weiße Nebel dampften herauf aus den gelben, still wogenden Fluthen der Tiber und breiteten ihren Todesmantel über die ungesunden Trümmerthäler der Campagna di Roma. Ungesehen von den Mauern herab rückten Bourbons Schaaren mit gefällten Spießen und die Hackenschützen mit glimmenden Lunten bis an den Graben, der die Umfangsmauern der Vorstädte umzog. Im Augenblicke waren die breiten Sturmleitern angeschlagen. Aber schon hatten sich auf den Mauerzinnen die Schweizer der päbstlichen Garde und alte versuchte Krieger gesammelt, und fochten abwechselnd mit der entschlossensten Tapferkeit.

Die Spanier Bourbons wichen nach dem ersten Anlauf. In geldgieriger Unart forderten sie Sturmsold, ehe sie auf's Neue ihr Leben einsetzen wollten. Das vermochte Bourbon nicht zu gewähren. Der große Augenblick war gekommen, wo entweder Alles gewonnen, oder Alles verloren werden mußte. Er stieg vom Pferde, und ergriff persönlich eine der Sturmleitern, um durch ein großes Beispiel den Muth der Seinigen anzufeuern und ihren Eigensinn zu brechen. Und so erstieg er in

schwerer Rüstung und im weithin schimmernden Waffenrock zuerst und fast allein die Mauer.

Da, im Winkel einer vorspringenden Bastei ersah ihn ein brauner, finsterer und schwarzbärtiger Mann. Sein sonst so geniales Auge sprühte Flammenblitze und Zornesfalten rollten sich über die hohe edle Künstlerstirn, es war Benvenuto Cellini, der kunstreiche Erzbildner aus Florenz. Jetzt lud er auf einmal seine drei geweihten Kugeln in die schwere Hackenbüchse, legte sie fest in die schmale Schießscharte, blies auf die Lunte und zielte mit sicherem Auge. Eben erhob Bourbon Haupt und Arm, mit der mörderischen Streitaxt bewaffnet, über die Mauerzinne; da krachte zur Seite ein Schuß und zum Tode getroffen stürzte er prasselnd hinunter in den Graben.

Der Schmerz der Verwundung und das Gefühl der Todesnähe hinderte ihn nicht, seiner letzten Pflicht eingedenk zu sein. Mit letzter Kraft der Stimme gebot er seinen Trabanten, daß sie ihn in einen Mantel hüllen, zurücktragen und seinen Tod heimlich halten sollten. So gebot er, damit nicht der Anblick des sterbenden Kriegesfürsten die Seinigen entmuthigen solle.

Es war der Hauptmann Jonas, ein Gascogner, der den Todtwunden auf einer von Spießen angefertigten Tragbahre, mit einem Mantel bedeckt,

unbemerkt durch das Getümmel tragen ließ und ihn in eine nahe Kapelle des Campo Santo niederlegte. Hier verlangte er einen Priester, um zu beichten und sich mit Gott zu versöhnen und beklagte nur, daß Herr Georg von Frundsberg nicht bei dem Heere sei. Er war der Einzige, dessen moralische Kraft im Stande gewesen wäre die Siegesfreude der wild aufgeregten Soldateska zu zügeln; mit ihm fehlte dem Heere das Prinzip der Milde und Ordnung. Weit ärger, als einst die Vandalen dort wütheten, wie eine wilde Tiegerheerde, so stürzte sich die Fluth der rohen herrenlosen Sieger auf das zitternde Rom.

Lassen wir die Schauderscenen, die jetzt folgten, in den Abgründen der Geschichte ruhen. Mitten durch das schwarze zerrissene Gewölk schaudervoller Ereignisse blickte ein freundlicher Stern. Folgen wir ihm, alles milde Gestirn, das menschliche Lebensschicksale erleichtert, ist ja ein ausströmendes Licht, von dem versöhnenden Geiste der Liebe gespendet.

Der Priester hatte sein Amen! gesprochen; Bourbon das Kreuz geküßt, gebeichtet und die letzte Oelung empfangen.

„Gott sei meiner Seele gnädig," sprach er,

„allen meinen Feinden habe ich vergeben; Herr, mein Gott, vergib auch du mir, was ich verbrach. Nicht rechtfertigen will ich mich; denn wir sind allzumal Sünder und keiner ist vor deinem Angesicht gerecht; aber wer mich menschlich verdammen will, der möge die Macht fortschiebender Verhältnisse würdigen. Einmal auf der Bahn des Unrechts, gibt es kein Halten mehr, bis der Mensch in's Verderben sinkt. O, vermöchte ich Eins wieder gut zu machen, ehe ich von hinnen scheide. Wer mag wissen, wo das unglückliche Wesen umherirret in der Welt, das Luisen von Savoyen, meiner unversöhnlichen Feindin und mir das Daseyn verdankt?“

In diesem Augenblick erschienen Bewaffnete vor der Thüre der Kapelle und hoben einen reich gewappneten französischen Seigneur, dem die Augen verbunden waren vom Pferde.

„Hier ist ein Parlamentair aus dem belagerten Rom,“ sprach der deutsche Rottmeister, der ihn führte und die Landsknechte seiner Bedeckung ordnete.

„Nehmt ihm die Binde ab!“ gebot Bourbon, „wen sucht Ihr, ich bin der Herzog!“

„Euch,“ sprach der Fremde, nahm seinen vergoldeten Helm mit dem blau und weiß wallenden Federbusch ab und knieete nieder neben dem

Todtwunden, der auf einem eilig bereiteten Lager von Decken und Mänteln auf den Altarstufen der Kapelle lag.

Der Herzog betrachtete einige Augenblicke das männlich schöne Antlitz des jungen Mannes. Ein blaues treues Auge strahlte ihm entgegen; der Ausdruck tiefer Gemüthsbewegung lag auf seinen edlen Zügen, ein braunes Lockenhaar und ein etwas dunklerer Spitz= und Schnurbart, zierlich geordnet und gestutzt, gab dem männlich gebräunten Antlitz jenen Ausdruck von adliger Zierlichkeit, wie sie mit dem in Gold ausgelegten Harnisch und dem Wappenrock von Damast, der mit Silber durchwirkt war, übereinstimmte.

„Wer seyd Ihr?“ fragte der Herzog, „Eure Gesichtszüge enthalten eine seltsame Mahnung an mein Gewissen, erwecken längst entschlummerte Jugenderinnerungen, was bringt Ihr, dem Sterbenden! — Eilt — — eilt — um Gott — mein letztes Stündlein wird bald abgelaufen sein!“

„Was ich bringe?“ sprach der Fremde mit bewegter Stimme, „Versöhnung, König Franz läßt Euch durch mich freundlichen Gruß, Vergessenheit alles Vergangenen und Wiedereinsetzung in alle Eure Würden und Güter bieten!“

„Zu spät, o Gott, zu spät,“ rief Bourbon, „doch erleichtert es meine Todesstunde; sagt mei=

nem Vetter, daß ich ihm danke und ohne Groll von hinnen scheide, — o, er hätte viel Unheil abwenden können, wenn er minder auf Leidenschaften und böse Einflüsterungen gehört! — Aber wer seid Ihr, dessen Anblick schon mein Herz bewegt?"

„Ich war dem Könige als Diener und Freund in die Gefangenschaft nach Spanien gefolgt; ich habe für ihn Ketten getragen; er hatte mich vergessen, als er seine eigne Befreiung erwirkte. Als todt wurde ich aus dem Gefängnisse in das Beinhaus der Klosterkirche des heiligen Hieronymus gebracht; dort erwachte ich aus dem Starrkrampfe und Scheintode; ein Mönch, der dort betete, hatte Mitleid mit mir; die Mönchskutte hatte man mir schon als vermeintlicher Leiche angelegt; so nahm mich der Mönch unerkannt mit in seine Zelle und gewährte mir die Mittel zur Flucht. König Franz entschuldigte sein Vergessen, erhob mich zum Markis von Chateaurouge und später zum Herzog von Bourbon; indem er mich mit dem größesten Theile der Güter belehnte, die einst Eure Herrschaft in der Provence gebildet haben."

„Ha — Verräther — Räuber meiner Güter!"

„Der König meinte, ich solle Euch dieses Kleinod zeigen, das man als Knabe an meinem Halse gefunden, als ich aus Herrn Georg von Frundsbergs Schlosse zu Mindelheim geraubt wurde.

Ja — bei Gott dem Allwissenden — ich bin es, der unter dem Namen Stephan Hausner zum Verbrecher, Wegelagerer und Landstürzer erzogen wurde, den hohe Liebe eines edlen Weibes aus der moralischen Versunkenheit gerettet, und der sich erhob, während des Kaisers Reichsacht ihn erniedrigte; ja, ich bin der deutsche Geächtete, Bruder des König von Frankreich, Sohn seiner Mutter, der Herzogin Luise von Savoyen, und wie nahe ich Euch stehe, möge Euch dieses Kleinod sagen."

Damit öffnete er die Kapsel, Bourbons jugendliches Bild und das der Herzogin Luise strahlte ihm zierlich in Email gemalt entgegen.

„Mein Sohn — o, mein Sohn! — Gott mein Herr — ich danke dir — ich habe meinen Sohn gefunden, bin versöhnt mit der Welt und meinen Feinden, meinem König und Vetter — — o, nun sterbe ich gerne — Vater im Himmel empfange gnädig meine Seele!"

Mit diesem Ausruf hatte der todtwunde Fürst seine Arme um den Wiedergefundenen geschlungen. Eine tiefe Stille folgte jetzt. Die bärtigen Krieger standen schweigend im Kreise und in mancher grauen Wimper zitterte eine Thräne.

„Victoria, Victoria," tönte es weit her von der fernen Stadt, Freudenschüsse und der Ruf: „Rom ist erstürmt."

Aber Bourbon hörte nicht mehr. Der Himmel hatte ihm milde ein Siegesgeschrei erspart, das jetzt in der Alles versöhnenden Todesstunde ihm zur Störung seines Gottesfrieden geworden sein würde.

Stephan, oder wie er getauft war Dieu-donné, erhob sich, betete noch eine Weile knieend neben der Leiche und sprach dann mit männlicher Fassung: „Heil ihm! er hat ausgelitten. Sein Erdenlos war kein glückliches; aber sein Ende versöhnend!“

Noch einmal küßte er die Leiche und sprach bewegt: „Schlaf wohl und ruhe sanft, mein edler unglücklicher Vater! über den Sternen wirst du einen milden Richter finden!“

Weit offen standen die Pforten der Kapelle, grandiose Ruinen und Arkaden, weite hüglige Ebenen, die stillen Wogen der gelben Tiber, Platanen am Ufer, die Kuppel von Sanct Peter, die Engelsburg und das Colosäum, emporragend über ein in weiter Ferne bewegtes Schlachtgemälde, das Alles bildete den Hintergrund zu dieser feierlichen Sterbescene eines unglücklichen Helden, und der Donner der Geschütze, das Siegesgeschrei der Stürmenden, der Weheruf der Besiegten und das Gestöhn der Sterbenden bildete die obligate Begleitung zu dem stillen Gebet, womit

alle Anwesenden diesen großen ergreifenden Moment zu feiern sich gedrungen fühlten.

Endlich erhob sich der junge Mann, glänzend und männlich schön, ein Bild der aufstrebenden Jugend, schaute er ernst und sinnend im Kreise umher und fragte bewegt: „wo finde ich nun unsern Vater Frundsberg?“

„Er liegt zu Ferrara auf dem Siechbett,“ war die betrübte Antwort.

„Wolle Gott ihm gnädig helfen,“ sprach Stephan und bat um freies Geleit, sich dorthin begeben zu dürfen. Als ihm dieses zugesagt war, übertrug er einem Priester die Bestattung der Leiche seines Vaters, bestieg sein Roß und nur von wenigen Dienern begleitet, ritt er fort aus dem Bereich des Kriegsgetümmels.

Es war am **22**sten März **1527** als der alte kranke Kriegsherr Georg von Frundsberg von seinen trauernden Leuten zu Schiffe nach Ferrara geführt wurde. Zunächst ließ ihm der gastliche Herzog eine stattliche Wohnung in seinem am Markte belegenen Palast anweisen und gab ihm viel Hofgesinde zur Pflege und Bedienung. Herzog Alfonso selbst besuchte ihn oft auf seinem Krankenlager; den Zuspruch katholischer Priester

aber wies er mit Ernst und Nachdruck zurück, weil ihr Glauben schon lange nicht mehr der seinige war.

Als es im fürstlichen Schlosse dem immer schwächer werdenden Kranken zu unruhig wurde, nahm er das freundliche Anerbieten des Grafen Bevilaqua an und ließ sich in dessen Haus tragen.

Es fehlte dem alten Herrn immer an Geld, denn er gab gern sein Letztes den Armen, ohne viel an die Bedürfnisse des folgenden Tages zu denken, weil er überzeugt war, daß durch gute Werke Gott der Vater bewogen werden würde seine Schmerzen zu lindern, und daher machte es ihm Freude, wenn sein guter Sohn Kaspar ihm von Zeit zu Zeit bedeutende Geldsummen zusendete, die er dann mit vollen Händen an die Armen vertheilen konnte.

Der Herzog hatte ihm seine Leibärzte geschickt, berühmte Männer jener Zeit, ein Doktor **Ludovico Bonatiola**, **Menardo Carpo**, und seinen spanischen Leibarzt. Der alte Carpo anatomirte einen Menschenkopf, um daran den Sitz des Uebels, die **materia peccans**, zu erspähen; Bonatiola brannte ihm mit Geld die Anken und ließ ihn täglich mit köstlichen Oelen und Goldtincturen salben; der spanische Arzt aber verordnete ein Bad von Baumöl, worin nach der Charlatanerie jener Zeit

ein Fuchs gesotten sein mußte. Das sollte nun unfehlbar helfen; aber Lähmung, Schlagfluß und fallende Sucht nahmen bei dem alten Kriegsmann immer mehr überhand.

Fortwährend nahm er Theil an den Siegen seiner lieben Söhne, der frommen Landsknechte; aber es bekümmerte sein redliches Gemüth, als er vernahm, wie sie so arg in Rom gehauset hatten. Es machte ihm wohl Freude, daß sie seiner nicht so ganz vergessen hatten und ihm von der reichen Beute Roms eine Schale von reinem Golde, mit durchsichtigem Beryll besetzt, und gefüllt mit vierhundert Dukaten, als Beutepfennig zugesendet hatten; aber ziemlich gleichzeitig stöhrte es seine Ruhe, als ihm aus der Lombardei Nachricht zuging von der Bedrängniß seines Sohnes Kaspar in Mailand und aus Rom die betrübte Botschaft von dem Ableben seines Lieblingssohnes Melchior, der dort im deutschen Hospitale gestorben und beerdigt war. Es war ein hoffnungsvoller Jüngling, gelehrt und tapfer, einst Melanchthons Schüler in Wittenberg; nun deckte eine kalte Grabschrift, die ihm redliche Dienertreue gesetzt hatte, seinen Leib und dem alten Frundsberg entrann eine Zähre nach der andern aus den grauen Wimpern.

Dazu kamen nun noch Klagebriefe aus Deutsch-

land von seiner ehrbaren Hausfrau. Im redlichen Eifer hatte Frundsberg sein Hab und Gut verpfändet und große Summen aus eigenen Mitteln aufgewendet gehabt, um die Regimenter Landsknechte, welche seines Kaisers Sache so weidlich verfochten, recht stattlich aufzurichten und bei gutem Muth zu erhalten. Der Kaiser aber hatte ihm solche Summen nicht erstatten können oder mögen und nun bedrohten die Kaufleute, welche die Gelder vorgestreckt, seine Gattin mit Auspfändung, hatten auch schon das Silbergeschirr und andere Familienkleinode an sich genommen.

So drängte Betrübniß seiner Seele und Siechthum seines Leibes die sonst so eisenfeste Natur des alten Kriegers und er sehnte sich heim nach Deutschland zü den Seinigen; weil in solcher Lebenslage freundliche Gesinnung und warme Anhänglichkeit des Familienbandes die beste Erleichterung gibt.

Da, eines Abends, saß der alte Herr im Lehnsessel und ließ betrübt das graue Haupt niederhängen auf die treue, redliche Brust; seine Diener und Freunde waren zurückgetreten, weil sie keinen Trost für ihn wußten und ihn nicht zu stören wagten im Nachhängen seiner trüben Gedanken; da rauschte der Vorhang, der die Thür verschloß und im Dämmerlicht des Abendroths, das durch

die Fenster schimmerte, schwebte eine grau geklei-
dete weibliche Gestalt in nonnenhafter Verhüllung
herbei, schlug ihren Schleier zurück und betrach-
tete den leidenden Alten mit einem von Thränen
verschleierten Blick aus den treuen blauen Augen.
Sie hatte überaus schöne und zarte Gesichtszüge,
die etwas bleich und geistig verklärt den Ausdruck
einer himmlischen Milde und Liebe trugen.

Noch war sie von dem halb träumenden Kran-
ken nicht bemerkt; da knieete sie nieder an seiner
Seite und küßte seine herabhängende Hand. Jetzt
erwachte Herr Georg und erkannte sie: „Ei, mit
Gott, sei mir willkommen, Kunigunde,“ sprach
er freundlich, „nun sehe ich, daß mein Vater im
Himmel mich lieb hat; denn er hat mir mein lie-
bes Herzenskind gesendet zum Trost und zur Erhei-
terung, deren ich wahrlich bedarf!“

Kunigunde erzählte ihm, wie in die einsame
Zelle ihres Klosters im graubündner Lande durch
den wundkrank heimkehrenden Herrn Veit von
Vehingen, die betrübende Kunde von ihres lieben
Vaters Siechthum eingegangen sei; wie sie darauf
von der Priorin des Klosters Erlaubniß erhalten
der Liebespflicht nachzukommen und ihrem Vater
den Trost und die Pflege der Liebe zu bringen;
da sei sie nun mit Christi und der heiligen Maria
Hülfe ganz allein und zu Fuß von den rauhen

Alpen herabgepilgert und hier in Ferrara eingetroffen. Selbst das rohe Kriegsvolk habe ihr Achtung und Beistand gewährt, wenn sie sich nur als Tochter ihres lieben Vater Frundsberg zu erkennen gegeben und erklärt habe, daß sie zu dessen Pflege herbeieile. Erst habe sie vor den Altären der Kathedrale dem gnädigen Gott Gebet und Dank geweihet und nun sei sie hier, um Liebes- und Kindespflicht zu erfüllen.

Die freundliche Nähe dieses sanften und kindlich frommen Wesens wirkte unbeschreiblich beruhigend auf das Gemüth des alten Frundsberg, und dadurch gewannen auch seine Leibeskräfte wieder neuen Aufschwung. Schon konnte er sich im Sessel austragen lassen und ganz heiter mit an der fröhlichen Tafel im Kreise seiner Freunde sitzen.

Nun aber nahm seine Verstimmung über den Undank der Großen, deren Kriegslust er Vermögen, Gesundheit und ein langes mühevolles Leben geopfert hatte, eine ganz eigene, vergrillte und doch dabei komisch launige Richtung.

So liebte er es, wenn seine Tischgenossen weidlich gezecht hatten und er nach Vorschrift der Aerzte mäßig und nüchtern geblieben war, in seinen Lehnsessel sich zurückzulegen, den Kopf auf die Brust hängen zu lassen und dann Geiger und Pfeifer und

den alten Weber und Meistersänger, Tobias Schiff, den er wohl leiden mochte, kommen zu lassen; der mußte ihm dann, von einer seltsam klagenden Musik begleitet, nach einer monotonen und traurigen Weise, das Klagelied über den Undank der Großen vorsingen, das einst Herr Georg im Unmuth selbst gedichtet hatte. Zum Theil kennen es unsere Leser schon, es lautet im treuherzig klagenden Ton:

„Mein Fleiß und Müh
Ich nie hab g'spart
Und allzeitg' wart
Dem Herrn mein,
Zum besten sein
Mich geschickt hab drein:
Gnad, Gunst verhofft;
Doch G'müth zu Hof verkehrt sich oft."

„Wer sich zu kauft,
Der lauft weit vor,
Der kommt empor.
Wer lange Zeit
Nach Ehren streit,
Muß dannen weit.
Das thut mich krankt,
Mein treuer Dienst bleibt unerkannt."

„Kein Dank noch Lohn
Davon ich bring,
Man wiegt mich ring
Und ist mein gar

Vergessen; zwar
Groß Noth und G'fahr
Ich bestanden han,
Was Freude soll ich haben dran?"

Nach diesem Klagelied ließ der alte Herr und Feldoberster den Kopf hängen und Alles war still; alsdann nach einer Weile kam ihm die Spottlust an gegen den Pabst und seine ganze Clerisei, die er die Wurzel alles Uebels auf Erden nannte, und abermals mußte der alte Meistersänger Tobias, in einer schrillenden fast lustigen Weise singen, das Schmachlied auf den Pabst, das so endete:

„Ich weiß wohl wie der Pabst regiert,
In Summa sag' ich wahrlich das
Er ist das rechte Läster Faß,
Gottes Feindt und des Teufels Knecht,
Veracht göttlich und menschlich Recht,
In Summa keine Sünd so verdampt
Ist, die er nicht treibt unverschampt."

Dann war der alte Herr wieder zufrieden, ließ sich in sein Closet bringen und Kunigunde, die graue Nonne, mußte sich auf das Tabouret an seine Seite niedersetzen.

Nun war er einmal im Zuge, eiferte gegen das Pabstthum, den heiligen Dienst, das Fegefeuer, den Ablaßkram und dergleichen und ließ sich von Kunigunden erbauliche Stellen aus Luthers Bibel=

übersetzung vorlesen und disputirte gelehrt über dessen Theses.

Kunigunde gab nicht gern die erhebende Poesie des Katholicismus auf; denn ihr Gemüth hatte darin Beruhigung gefunden; allmählich wurde ihr indeß das Licht der wahren und gereinigten Christuslehre, wie es aus dem heiligen Evangelium so schön und die menschliche Vernunft überzeugend, hervorleuchtet, immer heller und sie gestand ihrem darüber erfreuten Vater, daß sie aus voller Ueberzeugung bei ihrer Heimkehr zum Protestantismus übertreten und das stille Asyl ihrer Schmerzen, das Klosterleben, für immer aufgeben wolle.

Allmählich verschwand immer mehr von dem Nonnenhaften ihrer Kleidung, und ein züchtiges graues Pilgergewand, so wie sie es getragen hatte, als Stephan sie zum erstenmale erblickte, umschloß ihre feine Gestalt.

Nur in ihrem Herzen wallte täglich eine tiefere Betrübniß über und wie ihr die Poesie des Glaubens verschwunden war, da trat schrillend der Schmerz mit der vollen Prosa der kalten Mündlichkeit vor ihre Seele und schon fingen an die Nebel einer trostlosen Schwermuth sie zu umhüllen, als noch einmal der freundliche Stern der Liebe ihr den trüben Lebenstraum erheitern sollte.

Es war Abend, der freundlich stille Kreis um Frundsbergs Lager hatte noch einen lieben Zuwachs gewonnen. Dort standen Montfort mit seiner Anna, da Schwarzenberg mit Barbara. Alle blickten sie theilnehmend und mit inniger Liebe auf ihren kranken Vater, der im Lehnsessel saß, still vor sich hin lächelte und betete; denn er dankte seinem lieben Gott und Vater noch einmal für das Glück, den Spätabend seines so bewegt gewesenen Lebens im stillen Familienkreise beschließen zu können.

Nur Kunigunde saß in der Mitte der beiden liebeseligen Paare und fühlte damit gedoppelt das Weh, ihren geliebten Gatten für immer und spurlos verloren zu haben. Und nun hatte die heilige Stille, die hier am Krankenlager herrschte, ihren schon kalt und hart gewordenen Schmerz in Thränen aufgelöset, diese aber flossen ungesehen und ungeahndet von den Glücklichen, über ihre bleichen Wangen; da trat leise ein Trabant ein und meldete mit gedämpfter Stimme, ein Fremder harre draußen und verlange dringend den Feldobersten, Herrn Georg von Frundsberg, zu sprechen.

„Die großen Herren,“ sprach dieser, „mögen mich beschicken, so viel sie wollen; ich bin ein kranker alter Mann, der ihnen nicht mehr helfen, noch dienstbar sein kann. Sagt dem Fremden, er

möge sich an meinen Lieutenant wenden und mich in Gottes Namen in Frieden sterben lassen."

„Herr," sprach der Trabant, „es ist keiner der vornehmen, sondern ein armer, gartender Landsknecht von bettelhaftem Ansehen."

„Ei mein guter Rothhans," rief Frundsberg, „wenn das einer von meinen lieben Söhnen aus dem Felde wäre, warum habt Ihr ihn nicht sogleich eingeführt? — Wie möget Ihr es vor Gott verantworten, einen Armen und Hülfebedürftigen vor der Thür des alten Frundsberg so lange stehen zu lassen."

Eilig öffnete der himmellange Rothhans den Vorhang der Thür und der Fremde trat ein.

Frundsberg starrte ihn an, Kunigunde hob ihren Blick und die übrigen betrachteten den jungen Mann mit einer Mischung von Neugier und Erstaunen. Seine Gestalt war hoch gewachsen, Haltung und Gesichtsbildung frei und edel; eine verschossene, halb junkerhafte Landsknechtskleidung von gelbem Leder, mit himmelblauen Puffen besetzt, war fast bedeckt von einem braunen, zerrissenen, kurzen Mantel. Einen weiß geschälten Stab und den Spitzhut mit Hahnenfedern geschmückt trug er in der Hand, den leinenen Brodsack auf dem Nacken. Furchtlos und frei ertrug er die strenge Musterung aller Blicke.

„Hilf, Heiland,“ brach endlich Herr Georg voll Entsetzen aus, „Stephan Hausner, der Geächtete!“

„Mein Gatte!“ rief Kunigunde aus, versuchte aufzustehen, sich in seine Arme zu werfen, sank aber machtlos, vom Gefühl überwältigt, vor seinen Füßen nieder.

„Gott — Allmächtiger — sie lebt!“ rief Stephan und blieb stehen erstarrt und erschüttert. Minuten vergingen, da regte sich in beiden erst wieder Lebenswärme und Bewußtsein und Stephan neigte sich, das treue Weib zu umfangen, dessen Herz noch lange bebte, bis es, an seiner Brust erwarmend, wieder Ruhe und Frieden gefunden hatte.

Es war eine Scene, die sich nur durch Schweigen feiern ließ. Lautlos hielten sich die Liebenden umschlungen und das Walten eines versöhnenden Geistes der Liebe strömte von ihnen aus und wehte mild und beruhigend über auf die Gemüther der edlen Menschen, die Zeugen dieses Wiedersehens gewesen waren.

Des alten Frundsberg Gemüth war erweicht, sein starres Vorurtheil war gewichen, denn je mehr der gute Mensch sich der Stunde seiner Verklärung nahet, um so weicher und menschlich milder wird sein mit Gott und der Welt sich versöhnendes Gemüth.

„Sei willkommen," sprach er, ihm die Hand reichend.

„Auch als Bettler?"

„Doppelt willkommen, weil du unglücklich bist. Dein Schuldbrief ist getilgt. Unglück versühnt mit dem Gefallenen, denn es veredelt, wenn es nicht vernichtet hat."

„Auch dir, Kunigunde," fragte er schmeichelnd, „ist der arme Geächtete als Gatte willkommen?"

„Heiliger Gott," rief sie zurückweichend, „ich kann nicht die Deinige sein!"

Stephan stand erschüttert.

„Ha," rief er aus, „ist deine Liebe so schnöde, so eigennützig geworden?"

„Nein," sprach sie gepreßt, „ich hielt dich für todt, und habe mich einem himmlischen Bräutigam vermählt — ich bin Nonne!"

Rathlos ließ Stephan die Arme niedersinken; mit gesenkten Blicken stand sie ihm gegenüber.

„Aeltere Bande haben größere Rechte," lächelte Frundsberg, „im Herzen ist sie schon Protestantin — das Nonnengelübde ist damit gelöset."

„Ich achte mich feierlich gebunden," sprach Kunigunde, „bis die neue Kirche in ihren Schooß mich durch Schwur und Uebertritt aufgenommen haben wird — bis dahin sei mir Freund und Bruder,"

damit reichte sie ihm, durch Thränen lächelnd, die Hand, die er an sein Herz drückte.

„Und wir heißen Euch als Bruder willkommen," sprach Anna im Namen der Uebrigen, „denn Ihr wißt wohl nicht, daß Kunigunde — oder Katharina, wie sie getauft ist, — unsere wiedergefundene Schwester und unsers Vaters verloren gewesene Tochter ist."

„Ja," sprach Kunigunde lächelnd, „das ist mein lieber Vater — die sind meine Schwestern und Schwäger."

„Und der Geächtete sollte aufgenommen sein, in einer so edlen, unbescholtenen Familie?" rief Stephan.

Alle reichten sie ihm mit freundlicher Zustimmung die Hand.

„Das darf nicht sein," sprach er, mit seltsamem Stolze ablehnend, „in Euern edlen Kreis darf sich kein Bettler eindrängen — den Hochgeachteten darf der Geächtete nicht Vater nennen." Schnell wendete er sich um, und entschlüpfte mit einem räthselhaften Lächeln aus der Thür.

Alle waren betroffen; Kunigunde war dem Umsinken nahe. Frundsberg lobte seinen Edel=

muth, doch Alle fanden sie sein Benehmen seltsam und räthselhaft.

Nach einer halben Stunde meldete der Trabant einen vornehmen Herrn, einen französischen Seigneur in glänzender Goldrüstung, prachtvoll gehelmt, mit einem Waffenrock von Goldbrokat angethan.

„Hinweg — hinweg," schrie Frundsberg, „was soll dem einfachen deutschen Kriegesmann französische Zier und Ritterlichkeit?"

„Nur um Eurer würdig zu erscheinen," sprach der eintretende glänzende Ritter; „ich war der Knabe, den eine französische Dame einst auf Mindelheim zurückließ, der dort geraubt, unter dem Namen Stephan Hausner erzogen und geächtet wurde. Ich bin der Sohn des Herzog Karl von Bourbon und der Herzogin Luise von Savoyen, des Königs von Frankreich Bruder. Reich belehnt mit den Gütern meines Vaters, als Markis und Herzog, kann ich Kunigunde in der schönen Provençe eine heitere Zukunft bieten, und hier, mein Vater — sind Eure Schuldbriefe zerrissen — ich war so glücklich, sie einlösen zu können von den Augsburger Kaufleuten, die hierher gekommen waren, um Eure Ruhe zu stören.

Ein blühendes Geschlecht war der glücklichen Liebe des Geächteten und seiner holden Gattin entsprossen. Im schönen Süden Frankreichs lebten sie noch viele Jahre fern vom üppigen Hofe Franz I., doch im guten Vernehmen mit dem Könige, der hier erst viel zu spät erkannte, daß wahres Lebensglück nur aus reiner tugendhafter Liebe blühet — nicht aber aus dem Taumel auch des glänzendsten Sinnenlebens.

Vater Frundsberg aber lebte noch einige Zeit einen stillen, heitern Lebensabend im Kreise seiner zahlreichen Familie. Auch er hatte es zu spät erkannt, daß ein ruhmloses Kriegerleben und der Streit nach Ruhm und Ehre wohl ein undankbares Streben ist, das nicht eher Frieden und Heiterkeit bringt, als bis der Glanz verschwunden und der umwölkt gewesene Blick mit ruhiger Klarheit in das heitere Jenseits schauet.



